Sämmtliche Schriften

Johanna Schopenhauer

Digitized by Google

93. a. 10

1860.

Digitized by Google

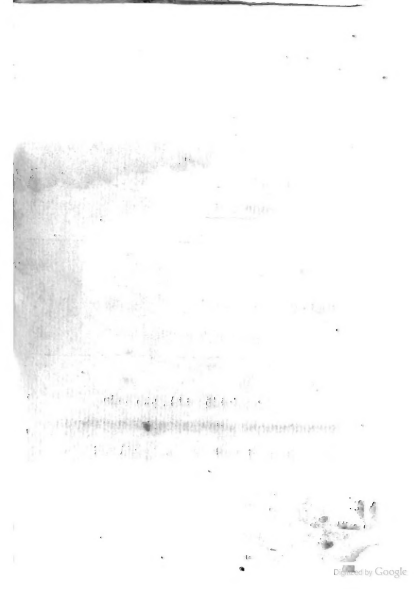
Digitized by Google

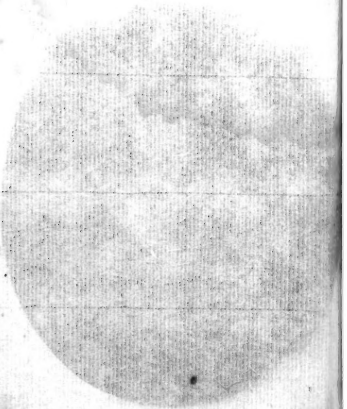
Digitized by Google

Digitized by Google

Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Erster Band.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erster Theil.

Digitized by Google

Einleitung.

Zwanzig Jahre sind nun verflossen, seit ich, mit schwacher ungeübter Feder und bangem Zagen, es wagte, mit diesem meinem ersten Versuch, als Schriftstellerin, dem Urtheil des großen Publikums mich zu unterwerfen. Neben manchen andern, weder unwürdigen, noch unwichtigen Gründen, die damals zu einem Wagniß mich antrieben, das ich mir früher nie als möglich gedacht hätte, fühlte ich zugleich mich auch gewissermaßen verpflichtet öffentlich alles mitzutheilen, was ich, und wahrscheinlich ich allein, von dem Leben des viel zu früh aus unsrer Mitte geschiedenen Freundes wußte.

Im schönsten Verhältniß heiliger Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens hatte ich die beiden letzten Jahre seines Lebens mit ihm verlebt. Ich

war Zeuge seiner unbeschreiblichen körperlichen Leiden, und sah zugleich, mit an Ehrfurcht gränzender Bewunderung, wie er mit unerschütterlichem Muth, gelassen, ohne Klage, ja sogar heiter und freudig, sie zu ertragen verstand. Die Geschichte seiner früheren Kindheit aber, besonders die seiner mühevollen Jugend, war in still zusammen verlebten Stunden oft zwischen uns zur Sprache gekommen.

Wie lehrreich und interessant es seyn müsse dem Gange zu folgen, den das Leben mit einem Manne wie Fernow war genommen, um ihn zu dem heranzubilden was er geworden, fühlt ein Jeder; nur auf diese Weise läßt es sich begreifen, wie er der Mittellose, vom Glücke Unbegünstigte, nicht nur zu den mannichfaltigen Kenntnissen gelangen konnte, die seinen Ruf in der literärischen Welt gegründet haben, sondern auch allmählich zu jener harmonischen Einheit seines ganzen Wesens, jener Festigkeit des Charakters, jenem Gleichmuth im Glück wie im Unglück, die ihn so bedeutend auszeichneten.

Bei aller ihm eignen natürlichen Bescheidenheit, fühlte Fernow dieses selbst, und äußerte oft,

wie er entschlossen sey, sobald er das fünfzigste Jahr erreicht, und, wie er sich ausdrückte, sein Leben gelebt haben würde, die Geschichte desselben nieder zu schreiben. Der Tod riß lange vor jenem Zeitpunkt ihn hinweg, und dieser Plan, wie so mancher andre, für Kunst und Wissenschaft erfreuliche, den er still und liebend im Gemüthe trug und pflegte, gingen mit ihm zu Grunde.

Ich fühlte schon damals, wie ich auch jetzt noch es fühle, wie wenig hinlänglich mein Streben seyn kann, Fernow's eigne Erzählung seines Lebens zu ersetzen, ohne deshalb zu glauben dieses Streben aufgeben zu müssen. Fernow's Andenken, im Herzen derer die wirklich seine Freunde waren, wird zwar nur mit diesen untergehen, und die Freunde der Kunst und des wahrhaft Schönen werden seinen Namen neben Winkelmann und Lessing aufbewahren, deshalb brauchte es dieser Blätter nicht. Aber es ist doch möglich, daß sein Beispiel manches junge Gemüth ermuthiget, in welchem, wie in ihm einst, der göttliche Funken glüht, und das, wie einst auch er, gegen den gewaltigen Druck äußerer Umstände ankämpfen muß, um zu dem hohen Ziele zu gelangen, nach welchem

auch er strebte. Sein Beispiel, die klare Anschauung seines Gelingens kann vielleicht es anspornen mit erneueter Kraft vorwärts zu dringen, und Muth zu fassen, wo es sonst vielleicht hoffnungslos unterläge.

Und so blieb ich denn bei dem Entschluß, was ich von meinem edlen Freunde aus seinem früheren Leben vernommen, und was ich zum Theil selbst mit ihm zugleich erlebt hatte, schmucklos und treu wieder zu geben. Freunde des Verstorbenen, deren Namen in den folgenden Blättern genannt werden, haben viele Briefe und Nachrichten von ihm, aus verschiedenen Perioden seines Lebens zu diesem Zwecke mir mitgetheilt. Diese und die vorgefundenen Tagebücher von seiner Hand, die Fernow auf Reisen sehr gewissenhaft führte, haben es mir möglich gemacht ihn größtentheils selbst sprechen zu lassen; nur wo der Mangel an schriftlichen Belegen es nothwendig machte, habe ich mich bemüht durch Erzählung dessen was ich mündlich von ihm erfahren, oder wovon ich Augenzeuge war, die Geschichte seines Lebens zu einem Ganzen zusammen zu reihen.

Carl Ludwig Fernow wurde im Jahre 1763 den 19. November in Blumenhagen, einem kleinen Dorfe in der Uckermark, einige Stunden von dem Städtchen Pasewalk, geboren. Dieses Dörfchen war damals, und ist vielleicht noch jetzt, der Wohnsitz einer adlichen Familie von Necker, wahrscheinlich ein Zweig der in Frankreich so berühmt gewordenen dieses Namens; sie bestand aus der schon bejahrten Mutter, drei Töchtern und einem Sohne; auch lebte noch der ehemalige Hofmeister der schon ganz erwachsenen Kinder, als Mitglied der Familie im Schlosse.

Fernow's Vater, ein armer Bauer, der als Knecht auf dem Edelhofe diente, war einer von denen, von welchen man zu sagen pflegt, was ihre Augen sehen verstehen sie auch zu machen, und nicht nur seine Treue und sein friedliches gutes Betragen, sondern auch seine Geschicklichkeit in

mechanischen Arbeiten machten ihn zu einem Lieblings-Diener seiner Herrschaft, denn auf dem Lande ist ein solches Talent von zwiefach großem Werth. Er tischlerte, schnitzte, drechselte, verfertigte hölzerne Uhren, wußte Hausgeräthe und alles, was dessen bedurfte, zierlich anzumalen, und machte sich auf diese Weise in der Wirthschaft sehr nützlich und beliebt. Seine Herrschaft half ihm bei seiner häuslichen Einrichtung, als er späterhin mit einem armen Bauernmädchen sich verheirathete, und bald kam er, zum Theil durch ihren Beistand, so weit, daß er einen kleinen Bauerhof eigenthümlich besaß. Von diesem und von dem Ertrage seiner mechanischen Geschicklichkeit lebte er mit den Seinigen. Im Aeußeren glaubte unser Freund, so viel er sich dessen erinnern konnte, seinem Vater sehr ähnlich zu sehen.

Fernow war der jüngste von vielen Geschwistern, von denen indessen verschiedene in der ersten Kindheit starben. Seine Mutter liebte ihn mit vorzüglicher Zärtlichkeit, als einen nicht mehr gehofften Spätling, denn er wurde mehrere Jahre nach seinem jüngsten Bruder geboren. Auch behauptete sie steif und fest, wie Fernow oft scher-

zend erzählte, daß einmal etwas Großes aus ihm werden müsse, denn drei Tage nach seiner Geburt sey sie in der Nacht von einem heftigen Knall geweckt worden, habe die Wiege umgeworfen, und das Kind an der Stubenthür liegend gefunden. Gewiß sey es der Wehrwolf und nichts anderes gewesen, der ihren schönen Knaben wegholen, und einen Wechselbalg an seiner Stelle unterschieben wollen, aber ein schützender Engel habe zum Glück über den Kleinen gewacht, und ihn vor dem Bösen behütet.

Das jüngste Fräulein Necker, des kleinen Fernow Pathe, gewann nach und nach das Kind so lieb, daß sie es, als es etwas größer wurde, täglich zu sich holen ließ. Auch die übrigen Mitglieder der Familie, besonders Frau von Necker, hatten den Kleinen gerne um sich, und so kam es bald dahin, daß er den ganzen Tag auf dem Schlosse zubrachte, und nur Abends von seiner Schwester wieder nach Hause getragen wurde. Als er das fünfte Jahr erreicht hatte, nahm seine Beschützerin, Fräulein Suschen, den Knaben ganz zu sich, damit er reinlicher und besser gewöhnt würde, und von nun an wurde er nur Sonntags

seinen Aeltern zum Besuche zugeführt. Frau von Necker versprach für seine Erziehung und sein Fortkommen zu sorgen, und bei ihrer Armuth und ihren vielen Kindern war dies Anerbieten der edlen Frau seinen Aeltern sehr willkommen. Fräulein Suschen führte nun ganz das Regiment über ihn, sein Bettchen stand neben ihrem Bette; sie pflegte ihn, strafte ihn, liebte ihn wie eine Mutter, und er lohnte ihr mit der kindlichsten Anhänglichkeit und Liebe. Nächst dieser war Frau von Necker sein Liebling, die andern beiden Schwestern hatte er weniger gern, denn sie gaben sich weniger mit ihm ab, und waren nicht so freundlich gegen ihn, als die übrigen Mitglieder der Familie. Auch scheint der Sinn für das Schöne mit dem ersten Bewußtseyn in ihm erwacht zu seyn, und Suschens angenehme Gestalt trug gewiß nicht wenig dazu bei, sie dem fünfjährigen Knaben lieb zu machen. Die Familie Necker führte ein sehr einfaches ländliches Leben, der Tag ging unter häuslichen Arbeiten hin, doch Abends in der Dämmerung versammelten sie sich alle; dann pflegte wohl die würdige Mutter den kleinen Liebling auf den Schoos zu nehmen und ihm wunderbare

Geschichten und Mährchen zu erzählen, die er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte.

Mit lebhaftem Gefühl erinnerte er sich noch spät jener frohen Stunden seiner Kindheit. Das Bild dieser Familie und aller Gegenstände, die ihn damals umgaben, waren seiner Phantasie fest eingeprägt; er sprach öfters mit einer Klarheit und Liebe davon, die dies bewies, und erinnerte sich unzähliger kleiner Umstände aus jenen Zeiten.

Obgleich es zu weitläuftig werden würde, diese alle ihm nachzuerzählen, so wäre es doch auch unrecht, alle zu unterdrücken, da unläugbar die anscheinend unbedeutendsten Umstände oft einen Eindruck auf das Gemüth des Kindes machen, von dem man die Spuren noch im Manne wieder erkennt. Bei einem so ausgezeichnet festen und festhaltenden Charakter, wie der von Fernow, war dies gewiß zwiefach der Fall. Fernow wurde völlig wie ein Kind des Hauses gekleidet und gehalten, er verlebte auf diese Weise seine frühere Jugend in einer weit angenehmeren Lage, als die war, zu welcher seine Geburt ihn berechtigte, und verdankt es gewiß dieser früheren Gewöhnung an feinere Sittlichkeit, daß man in späteren Jahren

ihm seine geringe Abkunft nicht anmerkte. Ohne eigentlich ein Weltmann zu seyn, hatte er dennoch eine gewisse Anständigkeit und Leichtigkeit im geselligen Leben, und selbst in den vornehmsten oder auch ihm ganz fremden Zirkeln befiel ihn nie jene ängstliche Scheu, die auf so manchen würdigen Gelehrten ein, seiner ganz unwerthes, falsches Licht wirft, und blos davon herrührt, daß er seine Jugend entfernt von den, mehr für den äußeren Schein gebildeten Kreisen zubrachte.

Von seiner jungen schönen Pflegemutter war er unzertrennlich, zu jedem Besuche, in jede Gesellschaft nahm sie ihn mit; freilich kam in ihren Verhältnissen dieser Fall nicht oft vor, desto größeren Eindruck machte er jedes Mal auf das junge Gemüth, und mancher festliche Tag jener Zeit war ihm unvergeßlich geblieben, vor allem ein Besuch, den er etwa im sechsten Jahre seines Alters auf einem benachbarten größern Gute mit ihr ablegte, wo ihm alles wunderbar, reich und prächtig vorkam. Der Besuch währte einige Tage, es waren viele Kinder dort versammelt, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwas älter als er, das ihm über alle Maaßen wohl gefiel. So lange er dort

blieb, wich er der Kleinen nicht von der Seite, und wie er wieder zu Hause war, sprach er unaufhörlich nur von dem schönen Kinde.

Eines Abends in der Dämmerung sieht er das kleine Fräulein, gekleidet wie damals, ins Zimmer treten, seine Freude war gränzenlos, und er wußte nicht, wie er sie ausdrücken sollte; da wird plötzlich Licht gebracht, und die schöne Täuschung schwindet; in der ihm so lieben Kleidung der Fremden sieht er ein anderes ihm schon bekanntes Kind vor sich stehen; er hört das Lachen der Umstehenden, wird wüthend über den Betrug, und fällt über das verkleidete Mädchen her, das man nur mit Mühe seinen rächenden Händen entriß. Als es fort war, brach er in ein lautes Klaggeschrei aus, und die Nacht ging fast darüber hin, ehe man ihn nur wieder beruhigen konnte. Es war die erste Täuschung seines Lebens, die er lange weder vergessen, noch vergeben konnte. Suschen war die erste Lehrmeisterin ihres Pflegesohnes, sie lehrte ihn lesen und ein wenig schreiben, er lernte leicht und mit Lust. Der ehemalige noch im Hause wohnende Hofmeister der Neckerschen Kinder gab täglich dem Sohne des Amt-

manns und einigen anderen Knaben aus der Nachbarschaft auf seinem Zimmer Unterricht; der kleine Fernow, der damals etwa sieben Jahre alt war, spielte dabei herum, und Niemand achtete auf ihn, bis eines Tages einer der Schüler, der besonders schwer lernte, mit einigen lateinischen Versen, die er auswendig hersagen sollte, gar nicht fertig zu werden vermochte. Der Lehrer verlor endlich die Geduld, da trat der kleine Fernow aus seinem Spielwinkel keck und ungerufen hervor, und sagte die Verse recht deutlich und ordentlich her, freilich ohne sie zu verstehen. Der Lehrer erstaunte, forschte weiter, und siehe, das Kind wußte unglaublich viel, was es so im Spielen erhascht hatte.

Dieser alte Hofmeister war ein sehr guter und dabei sehr gelehrter Mann, dessen Fernow immer mit Dankbarkeit gedachte, nur leider hat er den Namen desselben mir zu nennen vergessen. Der brave Mann entschloß sich auf der Stelle einstweilen die wissenschaftliche Ausbildung des vielversprechenden Kindes zu übernehmen, und Frau von Necker, sehr erfreut über das Talent ihres Pflegesohnes, versprach, wenn die Zeit dazu herangekommen seyn würde, denselben auf die Schule,

späterhin auf die Universität zu schicken, und diesen Genius nach Kräften zu unterstützen. Welche Aussicht für unsern Freund! Indessen er war bestimmt alles nur sich und seiner Ausdauer zu verdanken; wahrscheinlich wäre er nicht geworden, was er ward, wenn die äußeren Umstände ihn mehr begünstigten, denn nur im Kampfe konnte diese Kraft sich entwickeln.

Einige schöne glückliche Jahre der Kindheit verlebte Fernow so, unter frohem Streben; der Lehrer unterrichtete mit Lust den aufmerksamen gelehrigen Knaben, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und wahrer Liebe lernte. Als er neun Jahre alt war, starb seine Mutter. Er liebte sie, und beweinte ihren Verlust, doch hatte er zu wenig mit ihr gelebt, als daß sein Schmerz um sie, zumal in seinem Alter, von Dauer seyn konnte, und ihr Tod machte auch übrigens in seiner Existenz keine Aenderung. Es verging wieder einige Zeit, und nun nahm sein Schicksal eine ernstere Wendung. Die sorglosen Jahre seiner Kindheit, die einzigen vielleicht seines ganzen Lebens, gingen jetzt zu Ende.

Unbekannte Veranlassungen, wahrscheinlich Fa-

milienverhältnisse, die nicht die angenehmsten seyn mochten, bewogen Frau von Necker, das Schloß mit ihren Töchtern zu verlassen, und eine kleinere Wohnung in der Nähe desselben zu beziehen. In diese nahm sie den Pflegesohn mit, aber von dem alten treuen Hofmeister mußte sie sich trennen, und dieser zog in das nahe gelegene Städtchen Pasewalk, wo er Notarius ward, und seine alte unverheirathete, sehr grämliche Schwester ihm die Wirthschaft führte.

Der junge Fernow hatte jetzt sein zwölftes Jahr erreicht, und war durch guten Unterricht und eigenen Fleiß so weit gekommen, daß es eine unverzeihliche Grausamkeit gewesen wäre, diesen Unterricht jetzt zu unterbrechen. Da die Lage der Frau von Necker ihr nicht erlaubte, ihrem Herzen zu folgen, und für ihren Pflegesohn so zu sorgen, wie sie es wohl gewünscht hätte, so erbot sich der neue Notarius, den Knaben mit nach Pasewalk zu nehmen, unter der Bedingung, daß er ihm als Kopist in seinen Geschäften behülflich wäre, für seinen Unterricht zu sorgen, und ihn auf die dortige Schule zu schicken. Dieser Vorschlag wurde von allen Seiten gern angenommen. Der Knabe

schrieb schnell, schön, deutlich, und der Notar opferte dadurch, daß er ihn zu sich nahm, nichts auf. Frau von Necker war sehr zufrieden, ihn bei seinem alten Lehrer so gut versorgt zu wissen, und Fernow freute sich des neuen Lebens, das ihn erwartete.

Aber es gieng hier fast wie mit jeder Erwartung, der Erfolg entsprach derselben nicht. Der Notar fand freilich bei dem Talent und Fleiße seines Zöglings seine Rechnung, aber nicht so dieser und seine Beschützerinnen. Der Notar hatte viel zu thun, unendliche Schreibereien zu kopiren; während die Schwester desselben, die sich ganz des Willens ihres Bruders bemächtigt hatte, ihren jungen Hausgenossen als ein unnützes Mitglied bei Tische und im Hause betrachtete, und keine freie Minute ihm gönnte. So mußte der arme Knabe von Morgens sechs Uhr an bis in die Nacht am Aktentische wie angeschmiedet sitzen, und Dinge schreiben, die ihn weder nützen, noch freuen konnten, ja die er sogar nicht einmal verstand. Es wurde nicht weiter daran gedacht, ihn in die Schule zu schicken, und er war in der augenschein-

lichen Gefahr, wieder zu verlernen, was er schon wußte.

In dieser harten Sklaverei, unabläſſig verfolgt von dem grämlichen alten Mädchen, im Stillen bemitleidet von seinem ehemaligen Lehrer, der aber zu wenig Herr im Hause war, um ihm helfen zu können, verlebte Fernow drei mühselige Monate, bis noch zur rechten Zeit ein Besuch bei seinen Pflegerinnen in Blumenhagen ihn erlöste. Fräulein Suschen wußte von ihrem Lieblinge die traurige Lage desselben bald zu erfragen, und durch ihre Vermittelung kam es dahin, daß der Notarius versprach, den lehrbegierigen Knaben die Schule regelmäßig besuchen zu lassen, und ihn weniger mit Arbeiten zu überladen. Bei der Zurückkunft in Pasewalk wurde dies Versprechen zwar treulich gehalten, aber die ökonomisch gesinnte Schwester des Notars bestand darauf, daß Fernow jetzt, da er weniger für den Notar arbeitete, auch nur zwei Tage in der Woche bei ihm äße, und mittelte ihm für die übrigen fünf Freitische in der Stadt aus.

Dies war in der That eine trübselige Zeit für unsern armen Freund. Er, der von Kindheit auf mit Liebe gepflegt, zwar nicht an Ueberfluß, aber

doch an einen gewiſſen behaglichen Zuſtand gewöhnt war, befand ſich auf einmal jetzt unter fremden, kalten Geſichtern; wohin er kam, ſah man ihn ungern, oder doch als überflüſſig an. Aengſtlich aß er ſich bei Tiſche nur halb ſatt, und wagte kaum zu athmen. Welche Lage für den lebhaften Knaben, dem bis jetzt die Welt ganz anders erſchienen war! Alles dies konnte jedoch nur auf Augenblicke ſeinen frohen Sinn trüben. Wenn er nach einer ſolchen ängſtlichen Abfütterung ein Paar Mal im Freien herumſprang, ſo war alles vergeſſen, und er ging ohne Sorge und Kummer ſeinen Weg, als wäre er der Glücklichſte der Welt.

Auf dieſe Weiſe lebte Fernow etwas über zwei Jahre in Paſewalk; in den Ferien machte er bisweilen Beſuche in Blumenhagen, wo die Familie wieder zuſammen auf dem Schloſſe wohnte. Trotz ſeiner Jugend fühlte Fernow es doch ſchon damals ſeiner unwürdig zu klagen, und nur die äußerſte Noth, und der heiße Wunſch auf die Schule zu kommen, hatten ihm jene früheren Geſtändniſſe ſeiner eigentlichen Lage abzwingen können. So hielt ihn alſo Frau von Necker für beſſer verſorgt, als es wirklich der Fall war, und ihre Vorſorge

für ihn beschränkte sich jetzt blos darauf, ihn anständig zu kleiden. Er hatte eine gute Stimme, und wurde, um sich selbst etwas zu verdienen, Chorschüler, machte sich aber wieder davon frei, sobald dieses nur möglich war, denn schon in kurzer Zeit war es ihm zuwider geworden. Einen Nutzen brachten ihm indessen auch diese wenigen Monate, er lernte richtig nach Noten singen, was ihm späterhin im gesellschaftlichen Leben manche frohe Stunde gewährte. Eigentliche Vorliebe für Musik hatte er zwar nie, ja in einiger Hinsicht fehlte ihm sogar der Sinn dafür; bloße Instrumental-Musik und künstliche Kompositionen machten ihm wenig Freude, aber ein ungekünstelter Gesang ergötzte ihn immer.

So wenig erfreulich Fernow's Lage in Pasewalk in jeder Hinsicht war, so fühlte er sich doch durch den befriedigten Trieb des Lernens für Alles entschädigt, und sein guter Muth ging nie zu Grunde. Auch äußerte sich bei ihm um diese Zeit zuerst die Liebe zur bildenden Kunst, und zwar auf eine Weise, die wahrscheinlich seinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Ein alter Gelehrter, Namens Pistorius, lebte in Pase-

walk, ein strenger ernster Mann, der aber den jungen Fernow auf seine Art lieb gewann, weil er dessen Lernbegierde bemerkte. Er hatte eine für den Ort sehr ansehnliche Büchersammlung, aus welcher er dem jungen Freunde manches nützliche Buch gern lieh, und faßte mit der Zeit soviel Vertrauen zu ihm, daß er ihm erlaubte, auch ohne daß er selbst dabei war, sich Bücher aus der Bibliothek zu holen. In diesen Büchern sah der Knabe nun die ersten guten Kupferstiche, und seine Freude daran war gränzenlos. Er wählte jetzt nur immer Bücher mit Kupfern, und zeichnete letztere mit unermüdetem Fleiße nach, so gut es gehen wollte. Der Wunsch, diese Meisterstücke zu besitzen, stieg aufs höchste, und führte ihn zuletzt so weit, daß er die schönsten Bilder aus den Büchern schnitt, und in der Hoffnung, man werde den Frevel nicht gewahr werden, sie so wieder an ihren Ort stellte.

Eine Zeitlang ging dies vortrefflich, der junge unberufene Kunstfreund hätte sich allmählich eine Art Bildersammlung angelegt, die er oft im Stillen mit Entzücken betrachtete. Dies Entzücken wurde vielleicht dadurch noch erhöhet, daß ihm

doch das Herz ein wenig stärker schlug, wenn ihm die Möglichkeit entdeckt zu werden in den Sinn kam, indessen hatte er keine eigentliche Idee des Unrechtthuns dabei, er fühlte von einer so unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Besitze sich ergriffen, daß kein Gedanke an das Unrechtmäßige des Erwerbens dagegen aufkommen konnte, und obendrein schien es ihm, als ob nur er diese Kunstwerke zu würdigen wisse, da er nicht sah, daß außer ihm noch Jemand Notiz davon nahm.

Durch irgend einen Zufall entdeckte endlich Herr Pistorius den Raub, und Fernow wurde eines Tages, indem er eben ein geplündertes Buch wieder an seinen Ort setzen wollte, unvermuthet von ihm überfallen. Das Buch ward gleich durchgesehen, die That ohne Möglichkeit des Läugnens klar bewiesen, und der Thäter glaubte in die Erde versinken zu müssen. Der alte Herr begann eine fürchterliche Strafpredigt, er sah den Bilderraub als einen förmlichen Diebstahl an, und man kann leicht ermessen, mit welcher Beredsamkeit er sich über dieses Thema ausbreitete. Scham, Furcht, Reue ergriffen zum ersten Male das Gemüth des armen Knaben;

unter heißen Thränen flehte er um Vergebung, und versprach die köstlichen Bilder, die er alle noch besaß, gleich wieder herbei zu bringen, und nie wieder in einen solchen Fehler zu verfallen. Diese Reue besänftigte Herrn Pistorius zwar einigermaßen, er vergab dem Sünder für seine Person, bestand aber darauf, daß es seine Pflicht wäre, die Lehrer und den Notar von Fernow's Vergehen zu benachrichtigen, damit diese in Zukunft ein wachsames Auge auf den jungen Menschen hätten, und er auch durch heilsame wohlverdiente Strafe von so bösen Wegen auf immer zurückgeschreckt würde.

Kein Flehen vermochte den strengen Mann von diesem Vorsatze, den er jetzt ganz gelassen behauptete, zurück zu bringen, und Fernow verließ ihn zum ersten Male in seinem Leben in der allertrostlosesten Stimmung. Im Freien suchte er sich zu sammeln, überlegte, welch ein Schimpf auf immer es seyn würde, in der Schule eines Diebstahls angeklagt zu werden, und wie es ihm darauf zu Hause bei seiner ihm ohnehin so abholden Wirthin ergehen müßte, und ward endlich fest überzeugt, daß alles dies gar nicht zu über-

leben wäre. Er entschloß sich also kurz, und ging, ohne erst zu Hause einzukehren, wo er den fürchterlichen Ankläger schon vermuthete, gerade zum Thore hinaus den Weg nach Blumenhagen.

Spät in der Nacht langte er bei seinem Vater an, den er aus dem Schlafe pochte. Da es kurz vor Ostern war, glaubte dieser, sein Sohn käme, um die Festtage dort zuzubringen, und Fernow, der noch an gar keinen Vorwand seinen Besuch zu motiviren gedacht hatte, wie denn dergleichen nie seine Sache war, ließ ihn bei dieser Meinung, und ging sehr ermüdet zu Bette. Den Morgen darauf ward er von seinen Beschützerinnen auf dem Schlosse sehr freundschaftlich aufgenommen; auch hier sagte er nichts von der eigentlichen Ursache seines unerwarteten Besuchs; er vergaß alles Leid, und war glücklich, als gäbe es in der Welt keinen Herrn Pistorius mehr. Doch schon am folgenden Tage kam ein Bote mit einem Briefe vom Notar, der noch ziemlich glimpflich seine That und sein Entweichen kund that. Sey es nun Freude darüber, daß der liebe Flüchtling nicht, wie der Notar meldete, in alle Welt gegangen, sondern wirklich da war, oder erschien

ihnen, die das Kind so genau kannten, sein Vergehen in einem milderen Lichte, weil sie wußten, wie wenig ein wirklich erniedrigender Gedanken in seine Seele kommen konnte; genug er ward sehr schonend und mit Liebe beurtheilt. Niemand machte ihm Vorwürfe, doch alle waren in Sorgen darüber: was nun weiter aus ihm werden solle? Ihn auf einer andern Schule zu erhalten, erlaubten die Umstände nicht; dagegen betheuerte er aufs ernstlichste, es sey ihm unmöglich, nach Pasewalk zurückzukehren. Er versprach, sich allem zu unterwerfen, was über ihn beschlossen würde; nichts solle ihm zu schwer, nichts zu geringe seyn, nur zurückkehren könne er nimmermehr.

Fernow war jetzt über vierzehn Jahre alt, es mußte über seine künftige Bestimmung entschieden werden. Nach langem Ueberlegen beschloß man, da es unmöglich sey, ihn studieren zu lassen, ein Gewerbe für ihn zu wählen, bei welchem ihm seine bisherigen Fortschritte im Latein zu Statten kämen, und dieses Gewerbe war die Apothekerkunst. Fernow war fest entschlossen, jede Einrichtung seiner Wohlthäterinnen sich gefallen zu

lassen, er wendete daher nichts dagegen ein, und bald fand sich auch ein bekannter Apotheker in der nicht weit entlegenen Stadt Anklam, der willig war, ihn in die Lehre zu nehmen.

Guten Muthes trat Fernow, in der Begleitung eines benachbarten Pachters, welcher ein Bekannter des Apothekers war, und ihn in Anklam ordentlich einzuführen versprach, die kleine Reise dorthin an, wurde von seinem Begleiter seinem neuen Herrn vorgestellt und demselben auf sieben Jahre als Lehrbursche förmlich übergeben, der dagegen versprach, für alle seine Bedürfnisse, auch für seine Kleidung zu sorgen, und ihn in seiner Kunst zu unterrichten.

Fernow befand sich jetzt in einer ihm ganz neuen und fremden Lage; er mußte in der Officin, mitunter auch im Hause, die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten, wie es besonders in jener Zeit noch Sitte war, und stand nicht nur ganz unter der willkürlichen Gewalt seines Herrn, eines strengen Mannes, der ihm auch nicht das kleinste Versehen ungestraft hingehen ließ, zu welchem ihn der Leichtsinn seines Alters und seine angeborne Sorglosigkeit oft genug verführten,

sondern auch noch zwei Gehülfen des Herrn und sein älterer Mitlehrling waren seine Vorgesetzten. Frau und Magd übten überdem noch gelegentlich Oberherrschaft über ihn aus. Hunderte, die wie er in der Kindheit an ein besseres Leben gewöhnt wurden, wären hier vielleicht verzweifelt, oder doch niedergedrückt und muthlos geworden; doch er trug Alles leicht. Sein froher Sinn half ihm überall durch, ja er fand sogar zu Anfange eine Art Genuß in der Neuheit der Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden. Hierzu kam seine unüberwindliche Wißbegierde; er studierte seine neue Kunst mit heißem Eifer, so lange es für ihn noch etwas Neues darin zu lernen gab.

Fernow's Lehrherr war selbst ein in seiner Art sehr unterrichteter Mann; er sah bald ein, wie dieser Lehrling ihm in kurzer Zeit in seinem Gewerbe von bedeutendem Nutzen werden könne, und hielt ihn nun selbst zum Lernen, besonders der lateinischen Sprache, an. Er lieh ihm doch nur größtentheils in sein Fach einschlagende Bücher in derselben, und that alles, um dem Jünglinge, dessen Talent und guten Willen er anerkannte, nach besten Kräften weiter zu helfen.

Fernow brachte seine wenigen freien Stunden wie die Sonn- und Festtage mit unablässigem Studieren in seiner Kammer zu. Zur Erholung zeichnete und malte er nach Chodowiecki'schen Kalender-Kupfern, die damals zuerst erschienen und ihm, wie auch mir in meiner Jugend, das Höchste der Kunst zu seyn dünkten. Auch fing er um diese Zeit an Verse, und namentlich ein Paar Gedichte bei Familien-Geburtstägen zu machen, und diese nebst den von ihm nach dem Leben gezeichneten Portraits des Herrn und der Frau Patronin, trugen nicht wenig dazu bei, ihn beliebt, und seine Lage erträglicher zu machen. Bei alle dem ward er doch noch immer sehr hart gehalten, nur verschonte man ihn mehr mit häuslichen Arbeiten, die nicht in sein Fach gehörten. Sein größter Kummer, und fast der einzige, der ihn recht betrüben konnte, war seine Kleidung; für diese sollte sein Herr abgeredeter Maaßen sorgen, aber dieser that es auf eine höchst kärgliche Weise. Fernow erhielt nie ein neues Kleidungsstück, sondern mußte sich nur immer mit der abgelegten Garderobe seines Herrn begnügen, die dieser für ihn zurecht machen ließ. Der arme

Fernow fühlte sich dadurch von jedem Kreise junger Leute seines Alters entfernt, denn er meinte, seiner eignen traurigen Erscheinung sich schämen zu müssen, und gestand, oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Von Jugend auf gewohnt gut gekleidet, sogar geputzt einher zu gehen, fiel ihm dieser Mangel um so härter auf, und selbst sein Hang zum Frohseyn und zur Geselligkeit mußte die Kränkung noch vergrößern. Er behauptete sogar, dadurch fürs ganze Leben eine Art Scheu gegen alles öffentliche Repräsentiren davon getragen zu haben, so daß er späterhin seine Persönlichkeit nie so geltend zu machen im Stande gewesen sey, wie er wohl von der Natur dazu berechtigt gewesen wäre.

Indessen hatte dieses Uebel dennoch die gute Folge für ihn, daß er mehr zu Hause dem Studieren oblag, als vielleicht sonst geschehen wäre; auch fand er bald einige junge Freunde und Freundinnen seines Alters, die ihm seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen den schlechten Rock verziehen.

Oft gedachte er noch ein Paar hübscher Bürgermädchen, zwei Schwestern, von denen er jede

einzeln gern geliebt hätte, aber er sah sie immer beisammen, und so liebte er beide, und sie liebten ihn wieder, ohne Eifersucht, mit treuherzig einfältigem Gemüthe. Im Sommer verplauderten sie vor der Hausthüre manch Abendstündchen mit einander, im Winter stieg er bisweilen durchs Fenster in ihr Kämmerchen, und ein traulich kindliches Geschwätz war alles, worauf es bei diesen Zusammenkünften abgesehen war.

In dieser innern und äußern Reinheit und Ruhe verlebte er die sonst so stürmischen und leidenschaftlichen Tage der aufblühenden Jugend; gesund und kräftig freute er, trotz allem äußern Druck der Umstände, sich des Lebens, und strebte muthig vorwärts. Auch veränderte sich seine äußere Lage allmählich etwas vortheilhafter. Der Sohn des Herrn verheirathete sich, und übernahm die Apotheke, der Vater behielt sich nur die Oberaufsicht vor, und zog in ein kleineres Nebenhaus. Junge Leute sind gewöhnlich milder als das strengere Alter; Fernow war durch sein Betragen und sein Talent Allen lieb geworden, und dieses verschaffte ihm mehr Freiheit und eine anständigere Behandlung im Hause. Seine Ge-

schicklichkeit in der Apothekerkunst erwarb ihm sogar in seinem sehr untergeordneten Verhältniß eine Art Achtung, wie sie wohl selten Lehrlingen zu Theil wird.

Jetzt aber traf ihn ein herber Unglücksfall, der zwar nicht die traurigen Folgen für ihn hatte, die er hätte haben können, der aber doch gewiß auf sein Gemüth fürs ganze Leben einwirkte, und ihn sehr frühe zwang mit Ernst um sich zu blicken, und an sich selbst und sein reines Bewußtseyn fest zu halten. Ein benachbarter Edelmann schickte wöchentlich seinen Jäger in die Stadt, Arzneien zu holen; Fernow kannte diesen Jäger sehr wohl und hatte ihn gern, als einen flinken Burschen, mit dem er oft im Scherz sich herumbalgte und schäkerte. Eines Morgens, wie außer Fernow, der eben mit Kräuter-Auslesen beschäftigt war, nur noch einer seiner Mitlehrlinge sich in der Apotheke befand, kommt der Jäger wie gewöhnlich. Fernow verläßt seine Arbeit, nimmt im Scherz des Jägers Gewehr, legt auf ihn an, der Schuß geht los, und der Unglückliche sinkt ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, auf der Stelle todt nieder; die Kugel war gerade durchs Herz

gegangen. Welch ein Moment für unsern Freund! Bewußtlos taumelte er zur Thüre hinaus, warf das Gewehr auf die Hausflur, einige Schritte weit von sich, und lief in den Hof hinter dem Hause. Kein Gedanken, kein Gefühl war in seiner Seele als ein heißer Wunsch, der allmählich zum glühendsten Gebete ward, der Wunsch augenblicklicher Vernichtung.

Der Vater seines eben abwesenden Herrn hatte den Schuß fallen hören und eilte herbei; er sah das Entsetzliche; kaum war der erschrockene Augenzeuge des Unglücks im Stande, ihm den ganzen Hergang des Unglücks zu erzählen. Mit großer wirklich bewundernswürdiger Geistesgegenwart nahm er diesem gleich einen feierlichen Schwur ab, nie weiter davon zu sprechen, und machte dann dem allmählich sich versammelnden Volke glauben, der Jäger habe sich zufällig selbst erschossen. Freilich widersprachen viele Umstände, besonders die Lage des Gewehrs und des Todten, indessen es gelang. Viel half der Umstand, dieses Vorgeben glaublich zu machen, daß ein alter abgedankter Offizier, der in der nämlichen Straße wohnte, versicherte bemerkt zu haben, daß der

Jäger, als er an ihm vorüber ging, den Hahn des Gewehrs nicht in die Ruhe gesetzt gehabt.

So wurde Fernow wenigstens von den äußern Folgen seines unverschuldeten Verbrechens gerettet, sein Kamerad hielt seinen Eid, und verschwieg treulich den eigentlichen Verlauf dieser unglücklichen Geschichte; sein Herr behandelte ihn vernünftig und menschlich, und suchte ihn zu beruhigen. Aber die eigentliche Ruhe konnte nur ein langer Kampf in seinem Innern ihm gewähren, und was dieser Kampf auf ein Gemüth wie das seine für einen Einfluß haben, wie er gerade den Grund zu jener eisernen Festigkeit, zu jenem strengen Abmessen und Würdigen des Wahren und Falschen legen mußte, die ihn, so lange er lebte, auszeichneten, kann Jeder selbst ermessen. Obgleich er den Frieden mit sich selbst allmählich sich errang, so litt er doch unendlich durch die Erinnerung, besonders da der sparsame Herr des Jägers dessen Nachfolger denselben Rock, in welchem der Unglückliche gestorben war, tragen ließ, und Fernow jeden Montag die übelzugemachte Stelle, wo die Kugel durchgegangen war, an diesem Rocke sehen mußte. Er gestand mir, der einzigen Freun-

din, mit der er jemals, etwa ein Jahr vor seinem Tode, von diesem Unglück gesprochen, dieser Anblick wäre ihm Höllenqual gewesen, ihm zu entgehen, habe ihm einige Zeit darauf den Abschied aus Anklam sehr erleichtert.

Seine Lehrjahre waren endlich überstanden; wer die Art solcher Einrichtungen kennt, besonders wie sie in jener Zeit, vor allem in kleinen Städten noch bestanden, der weiß auch, welch ein großer Schritt im Leben der Schritt aus dem Stande eines Lehrburschen in den eines selbstständigen, freien Menschen ist; wie Alles bis auf die Kleidung sogar, nun anders wird, und eine freiere, lachendere Gestalt gewinnt. Fernow sollte jetzt zufolge früherer Verabredung seinem Herrn noch ein Jahr lang für einen sehr mäßigen Gehalt dienen; dieses war aber kaum zur Hälfte verflossen, als er sich gezwungen sah, seinen Aufenthalt zu verändern.

Die Werber waren auf ihn, als einen gebornen Preußischen Unterthan, aufmerksam geworden. Groß und wohlgewachsen, hatte er sich schon früher zum Maaße stellen müssen, und endlich ward es gewiß, daß er nur durch schleunige Flucht dem Zwange

entgehen könne, Soldat werden zu müssen. Ein Offizier, der ihn kannte, und ihn eines bessern Looses werth hielt, warnte ihn selbst; auch sein Herr sah keine andere Auskunft, und rieth ihm, obgleich ungern, zur Flucht. Er ging also über die Gränze, die unfern der Stadt jenseits eines Flüßchens lag, wo er sich noch acht Tage in einem kleinen Dorfe aufhielt, um abzuwarten, ob es sich nicht so einrichten ließe, daß er in Anklam bleiben dürfe. Der ihm freundlich gesinnte Offizier benahm ihm jedoch selbst alle Hoffnung dazu.

Alle seine Freunde besuchten ihn in der Zeit, auch seine lieblichen Freundinnen, die beiden hübschen Schwestern, nahmen dort unter tausend Thränen Abschied von ihm. Endlich ergriff er den Wanderstab. Mit dem wenigen Gelde, das er während seiner Lehrjahre zusammengespart hatte, und dem, womit seine Freunde ihm aushelfen konnten, ging er, in der ihm so ganzen fremden Welt seinen Weg zu suchen. Unterwegs zog er von den gütigen Pflegerinnen seiner Kindheit Nachricht ein, von denen er lange nichts gehört hatte. Sie waren zerstreuet, die Mutter todt, und das edle Suschen nach einem andern Orte hin ver-

heirathet. Fernow's Schicksal hat ihn nie wieder in sein Vaterland geführt; aus Furcht vor den Werbern durfte er es diesmal nicht wagen seinen Geburtsort zu besuchen, und so hat er nie wieder etwas von dieser Familie, der er so viel zu danken hatte, gehört, noch seinen Vater oder jemand von den Seinigen gesehen.

Heitern Sinnes setzte er seine Wanderschaft bis Altona fort, wo ihn einer seiner ehemaligen Mitgehülfen, der hier wieder in einer Apotheke eine Stelle gefunden hatte, freundlich aufnahm, und sein Stübchen mit ihm theilte. Hier blieb er drei bis vier Wochen, und spazierte fleißig nach Hamburg herüber, wo er sich an dem, ihm ganz neuen Gewühle einer großen Stadt ergötzte. Seine Kasse erlaubte ihm nicht die mannichfaltigen Vergnügungen zu genießen, welche Hamburg dem Begüterten darbietet, aber schon der Anblick der nach Genuß, oder nach den Mitteln Genuß sich zu verschaffen, strebenden Menge, das Leben und Wogen in den Straßen, auf der Börse, im Hafen, machten auf ihn, der mit so ganz neuen Sinnen in diese Welt blickte, einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Durch seinen Freund wurde er dem

jetzt verstorbenen Apotheker Torey in Hamburg vorgestellt, der auch außer seinem Wohnort als ein geschickter Chemiker so bekannt ist, als er in demselben von seinen Mitbürgern geschätzt und geliebt ward. Diesen braven Mann interessirte der junge talentvolle, und doch so verlassene Fremdling, er suchte und fand bald eine passende Stelle für ihn, in der Raths-Apotheke in Lübeck. Es war hohe Zeit, daß unser Freund wieder in Thätigkeit kam; sein heiterer Muth hatte ausgehalten, aber seine Börse war bis auf ein Mark lübisch erschöpft. Der menschenfreundliche Torey versah ihn mit dem nöthigen Reisegelde für die kleine Reise, und hoffnungsvoll, wie immer, ging Fernow seiner neuen Bestimmung entgegen.

In Lübeck fand er Alles anders und besser als in Anklam. Sein Gehalt war zwar klein, aber hinreichend für seine bescheidenen Wünsche; er wurde von seinem neuen Herrn anständig behandelt, seine entschiedene Geschicklichkeit machte ihn demselben werth, und da er noch zwei Gehülfen hatte, so blieb ihm Zeit genug, sein schönes Streben nach höherer Bildung zu befriedigen. Er nützte sie mit dem eisernen Fleiße, der zuletzt ihm

zur Gewohnheit, und seinem Leben so nothwendig geworden war, wie Licht und Luft, und der ihn auch in den letzten peinvollen Tagen seines Lebens nicht verließ.

Alles, was auf Kunst und höhere Wissenschaft Bezug hatte, wurde jetzt von ihm mit feuriger Begeisterung ergriffen; auch die Liebe zur Poesie und zur Malerei erwachte damals in ihm mit erneuerter Kraft. Nie ward ein Gemüth von einem reinern und regeren Gefühl für das Schöne beseelt als das seine, und so ist es wohl zu entschuldigen, daß er glaubte schaffen zu können, was ihn so erfreute, und sich selbst zum Maler und zum Poeten berufen, wähnte. Tausende glaubten das Nämliche von sich, vielleicht mit noch geringerem Rechte, und beharrten im Irrthum bis ans Ende. Viele kleinere und größere Gedichte von ihm existiren noch aus jener Zeit; keines derselben zeichnet durch hohen lyrischen Schwung, durch eine reiche Phantasie sich aus; aber keines ist auch geistlos, alle sind klar, von einer angenehmen Diction, leichtem und richtigem Versbau, und lassen sich, wenn man ohne große Ansprüche als Kinder des Moments sie betrachtet, nicht minder

angenehm lesen, als der größte Theil der Poesien jener Zeit, die nicht gerade von den Heroen unsers Parnasses herrühren. Von seinen Zeichnungen kenne ich nur einige mit Silberstift gezeichnete Portraits, unter welchen sein eigenes sich befindet, das ihm damals sprechend ähnlich gewesen seyn soll. Carstens, höchst sauber mit der Bleifeder von ihm gezeichnetes Brustbild, das er vor seiner Biographie dieses seines geliebtesten Freundes in Kupfer stechen ließ, besitze ich selbst. Späterhin hat er auch in Pastell gemalt. Alle diese Bilder beweisen ebenfalls, daß der Beruf eines praktischen Künstlers nicht der seinige war; doch sind sie richtig gezeichnet, dabei mit dem ihm eigenen Fleiß auf das sauberste ausgeführt und vollendet. Als er im Jahre 1786 nach Lübeck kam, lernte er dort sehr bald den Maler Carstens kennen, der später zu Rom in seinen Armen starb. Es sey mir erlaubt, hier die Stelle aus Carstens Leben abzuschreiben, in welcher Fernow von ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander spricht. Wer könnte es auch besser darstellen, als er selbst?

„Im Jahr 1786 kam der Verfasser dieser Lebensbeschreibung nach Lübeck, und machte bald

des Künstlers Bekanntschaft. Gleichheit der Neigungen knüpfte bald eine innige Freundschaft zwischen beiden. Der Verfasser war damals noch ein Jüngling, frühe schon von einem lebhaften Triebe zur Kunst beseelt, aber in einem Lande geboren, wo dieser Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte er bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunstwerk der höhern Gattung zu sehen, geschweige einen Zweck der Kunst zu erkennen, der weiter ging als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. Wer die prosaischen Gegenden Niederdeutschlands kennt, wo der Verfasser seine Jugend verlebt hat, die Uckermark, Pommern und Mecklenburg, der wird wissen, welche Seltenheit dort Kunstwerke sind, und daß man da wohl, wie der Verfasser, sein zwanzigstes Jahr verleben kann, ohne je ein historisches Gemälde oder sonst ein gutes Kunstwerk gesehen zu haben.

„Carstens lehrte ihn zuerst eine höhere Sphäre der Kunst kennen. Der immer rege Enthusiasmus des Künstlers theilte sich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher unter ihnen bald das enge, und

doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band ihrer Freundschaft mit jedem Tage fester. Die Kunst war der stete Gegenstand ihrer Unterhaltungen, ihrer Uebungen, ihrer Wünsche und Plane für die Zukunft; und so verflossen ihnen, in einer von außen sehr beschränkten Lage, welche beide, doch auf verschiedene Weise gefesselt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genusses, die ihnen in der Folge das Schicksal noch einmal, aber freier, schöner und im verdoppelten Maaße, in Rom vergönnte."

In diesem kräftigen Streben, unter der Leitung seines weiseren, älteren Freundes, war unser Fernow nach einer so freudenarmen Jugend, wohl glücklich zu preisen. Einen ihm ganz neuen Genuß, der nächst seinen Studien, als diesen nahe verwandt, ihn am lebhaftesten interessirte, gewährte ihm das Theater. Durch Verhältnisse, in welchen sein Herr mit der Direction stand, hatte dieser mit seinen Hausgenossen freien Eintritt im Schauspiel. Fernow benutzte dieses, so oft er konnte, und nur der überwiegende Hang zur bildenden Kunst und Mangel an Vertrauen auf seine Per-

sönlichkeit, der, wie oben erzählt wurde, durch seine frühe Lebensweise entstanden war, hielten ihn davon zurück, selbst die Bühne zu besteigen.

Fernow's fröhliches, geselliges Wesen, und selbst seine Verse, von denen damals viele unter seinen Bekannten in Abschrift herumgingen, verschafften ihm bald die nähere Bekanntschaft einiger Schauspieler, besonders die des Directors. Dieser, ein jovialer Mann, fand an seinem Umgange großes Behagen. Fernow schrieb für ihn Epiloge und Theater-Reden; es bildete sich ein kleiner, froher Kreis, dessen Seele er war; manches leichte, kleine Gelegenheitsgedicht, witzig, launig, spöttisch bisweilen, wie es die Umstände heischten, entstand hier, und Fernow verlebte in diesen Verhältnissen viele gesellige, lebensreiche Abende. Alles dieses unterbrach ihn dennoch nicht in seinem gewohnten Fleiß, es war und blieb Erholung nach der Arbeit. Fast zwei Jahre waren in diesen Verhältnissen ihm hingeschwunden, als Fernow wieder einmal eine ernste Untersuchung mit sich selbst anstellte; er fand, daß Liebe zur bildenden Kunst sein ganzes Gemüth einzig erfülle. Freilich hatte er, so lange er in der Apotheke etwas Neues zu

lernen fand, mit lebhaftem Antheile daran ſich damit beſchäftigt; jetzt aber da er ſich fertig damit ſah, da er begriff, daß er von dem Punkte aus, auf dem er ſtand, nicht weiter zu kommen hoffen dürfe, war auch das Intereſſe daran verſchwunden. Arm, ohne Freunde, hatte er auf dieſer Laufbahn nur die traurige Ausſicht, ewig zu bleiben, was er jetzt war. Wie konnte der ſtrebende Feuergeiſt nur den Gedanken ertragen? Durch unendlichen Fleiß hatte er es in der Kunſt dahin gebracht, daß er hoffen durfte mit Portraitzeichnen und Unterricht-Geben ſich nicht nur von Andern unabhängig zu erhalten, ſondern auch bei ſeiner Genügſamkeit die Mittel zu erwerben, die einſt mit Carſtens ſo ſchön geträumten Pläne in Ausführung zu bringen, und in Italien ſich ganz zum Künſtler zu bilden. Ohnehin war ein mächtiges Band, das ihn an Lübeck feſſelte, zerriſſen, ſein Freund und Lehrer Carſtens hatte im Frühling 1788 Lübeck verlaſſen, um nach Berlin zu gehen. Nach dieſen ſehr ernſten Ueberlegungen kam Fernow gar bald zu einem feſten Entſchluß; er ſagte ſeinem Herrn, daß er ihn in wenig Monaten verlaſſen wolle, ohne jedoch ſeines künftigen

Lebensplanes zu erwähnen, und dieser, welcher ungern einen so geschickten und fleißigen Gehülfen verlor, strebte lange vergebens den Grund dieses unerwarteten Schrittes zu entdecken. Irgend einer seiner Kollegen meinte er endlich habe ihm den ihm fast unentbehrlich gewordenen Mitarbeiter durch größere Versprechungen abwendig gemacht, und da Fernow auf Befragen offen gestand, er entsage ganz der Apotheke und wolle Maler werden, konnte er es lange nicht glauben, und behandelte zuletzt die Sache als den übereilten Einfall eines lebhaften Jünglings, den man ihm auszureden suchen müsse.

Im Frühlinge des Jahres 1788 riß Fernow sich endlich von seinen Fesseln los und folgte entschlossen den Winken seines Genius. Er ging zuerst nach dem, nur drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg, wohin er schon im vorigen Winter eine kleine Ausflucht gemacht hatte. Die freundliche Ansicht des Orts, die Nähe desselben, vor Allem aber die Hoffnung, seinen über Alles geliebten Carstens dort wieder zu finden, bestimmten ihn zu dieser Wahl. Indessen hatte er nur wenige Tage das Glück, mit seinem Freunde

dort zu leben; denn Carstens Schicksal rief ihn nach Berlin, Fernow begleitete ihn bis an die Elbe, und mußte dann einsam nach seinem neuen Wohnort zurückkehren.

Ratzeburg ist durch seine Lage eine der hübschesten kleinen Städte im nördlichen Teutschland; ja es hat einen ganz eignen Reiz, den ich fast mit nichts Anderem zu vergleichen weiß. Mitten in einem spiegelhellen See von beträchtlichem Umfange erhebt sich eine Insel, auf welcher die Stadt mit ihren Hausgärtchen und ihren Bäumen liegt, zu welcher zwei Brücken führen, von denen die eine von beträchtlicher Länge ist; reizende Aussichten auf die entgegengesetzten Ufer des Sees, ihre Waldungen, und einige seitwärts gelegne Mühlen und Landhäuser bieten von allen Seiten sich dar. Ohne eben bergig genannt werden zu können, sind diese Ufer doch hügelig; die Stadt mit ihren rothen Dächern, vom frischen Grün der Bäume, wie von einem Kranze umgeben, mitten im silbernen See, gewährt von ihnen aus, einen so lieblichen, friedlichen Anblick, daß wohl jedem Wanderer, der sie im Strahl der Abendsonne liegen sieht, der Wunsch momentan anwandeln kann,

hier Hütten bauen zu dürfen. Die etwas prosaischen Bürger pflegen ihre Stadt mit einem rings um mit grüner Petersilie garnirten Gerichte Krebse auf silberner Schüssel zu vergleichen. Der Vergleich ist burlesk, aber in Ratzeburg zum Sprichwort geworden und wenn man das Ding recht betrachtet, kann man nicht ganz unwahr ihn schelten. In dem, den See zunächst umgebenden Gehölze sind Spazlergänge, zwar kunstlos, aber doch mit Wahl angelegt. Vor allen heimlich und lieblich ist ein, rings von herrlichen Bäumen umgebenes Plätzchen, wo ein klarer, lebendiger Quell aus dem Berge entspringt, und murmelnd und plätschernd dem See zueilt. Fernow erkor diesen Ort bald zu seinem Lieblingssitz, und hat seine Schönheiten in einem recht artigen kleinen Gedichte besungen.

Hier fühlte sich unser Freund zum ersten Male in seinem Leben ganz frei; losgerissen von den Fesseln eines Standes, der ihm je länger, je mehr zuwider geworden war, vergaß er für's Erste alle Pläne für die Zukunft. Mit frohem Herzen und frischen Sinnen schweifte er in diesem Paradiese umher, zeichnete die reizendsten Gegen-

den, und überließ sich der reinsten Wonne des Daseyns.

Er richtete sich nun, so gut er konnte, häuslich ein; eine Menge Portraits in der damals so beliebten Manier mit Silberstift, den er sehr geschickt zu behandeln wußte, wurde ihm aufgetragen; daneben gab er auch Unterricht im Zeichnen, theils in den Häusern seiner Schüler, theils in seinem eignen kleinen, kaum sieben Fuß hohen Zimmerchen, in welchem er, trotz dem engen Raum und der Beschränktheit seiner Einkünfte, glücklich war, wie wenige Reiche es sind. Nach und nach wurde er mit mehreren jungen Leuten seines Alters bekannt, welche seine stets heitere Laune, seine witzige, geistreiche Unterhaltung unwiderstehlich zu ihm zog. Mit zweien davon knüpfte er eine Freundschaft, die nur durch seinen Tod zerrissen ward. Beiden verdanke ich viele interessante Notizen seines Lebens. Einer von ihnen, Herr S*d, welcher zuletzt in Gotha lebte, und ihn kurz vor seinem Tode noch besuchte, war damals Hauslehrer in einem adelichen Hause; er empfahl ihn als Künstler der Familie, in welcher er lebte. Fernow wurde bei näherer Bekannt-

schaft sehr bald zu den Freunden dieses Hauses gezählt, er nahm an den Vergnügungen und Landpartieen der Familie Theil, wurde bei ihren Bekannten und Freunden eingeführt, und genoß einmal wieder alle Freuden des feineren geselligen Umganges, von welchen das Schicksal ihn seit seiner Kindheit nur zu sehr entfernt gehalten hatte. Sein anderer Freund, Nauwerk, lebte damals bei seinen Aeltern in Ratzeburg. Sein Verhältniß zu Fernow war fast das nämliche, wie das des Letztern zu Carstens in Lübeck gewesen, Fernow wurde sein Lehrer im Zeichnen, und führte ihn in das Gebiet des Schönen ein, nur waren beide einander an Jahren gleicher, und das Verhältniß des Lehrers zum Schüler schwand vor der warmen Lebenslust, die Beide durchglühte. Herr Nauwerk wird mir erlauben, einige Stellen seines Briefes an mich, über Fernow's damalige Existenz dem Leser mitzutheilen, denn wer kann den Freund besser schildern, als der bis zum Tode liebende und geliebte Gefährte seiner Jugend? Nach einer kurzen Erzählung der Art, wie sie einander bekannt wurden, fährt er folgender Maaßen fort:

Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief.

„Oft schweiften wir mit offenen Sinnen und dem frohesten Muthe in den lieblichen Umgebungen des Sees umher, oft wurden diese Spaziergänge mit einem Bade in dem See verbunden; dabei trieb der frohe Chor gymnastische Uebungen jeder Art. Fernow zeichnete sich besonders durch eine ungemeine Gewandtheit und Biegsamkeit, nicht so sehr durch Stärke aus. Frei und froh war unser Treiben, zwanglos, heiter, und oft muthwillig unsere Unterhaltung. Witz und Satyre belebten sie, doch behielt auch der Ernst seinen Antheil. Der Abend ward meist in einem öffentlichen Hause zugebracht, das Kartenspiel hatte für Fernow keinen Reiz, er hat nie eins gelernt. Dagegen spielte er gern und gut Billard, und lernte mit besonderem Eifer das Schachspiel, in welchem er keine geringe Stärke erlangte. Seine Kunstarbeiten waren größtentheils Portraits in Silberstift, mitunter in Pastell gemalt. Das Schöne behandelte er in seinen Arbeiten mit Liebe, aber auf Physiognomien, die ihm mißfielen, wandte er wenig Fleiß; dies nannte er dann ein Gesicht abschreiben. Mit Lust und Liebe zeichnete

er nach antiken Muſtern, das heißt nach Gyps, Gemmen, Paſten, Kupferſtichen; mehr konnte man ſich hier nicht verſchaffen. Für ächte Schönheit war ſchon damals ſein Sinn im hohen Grade ausgebildet. Eigene Kompoſitionen unternahm er nur ſelten, Zeichnung und Form waren vorzugsweiſe die Tendenz derſelben. So verfloß der erſte Sommer ſeines Aufenthalts in Ratzeburg, nur zuweilen unterbrachen kleine Wanderungen aufs Land, wo er hin und wieder Portraits zu malen bekam, dieſe Lebensweiſe; ſeine Lage war noch immer ſehr beſchränkt, aber ſeine mäßigen Bedürfniſſe waren leicht zu befriedigen. Kunſtſachen und Bücher reizten ihn freilich bisweilen die Gränze, welche ſeine Einnahme ihm vorſchrieb, zu überſchreiten; doch auch von dieſer Seite gerieth er in dieſem kunſtarmen Winkel Deutſchlands nur ſelten in Verſuchungen, die ſeiner ökonomiſchen Einrichtung zu ſonderlichem Nachtheil hätten gereichen können.

„Im Herbſte fand ſich ein engliſcher Sprachmeiſter in Ratzeburg ein. Fernow benutzte die Gelegenheit, dieſe Sprache zu lernen. Mit großem Eifer ergriff er das Studium derſelben, und

zeigte durch seine schnellen Fortschritte darin die seltene Fähigkeit seines Geistes. In ein Paar Monaten konnte er die englischen Klassiker lesen, und Andern erklären. Den Winter hindurch beschäftigte er sich mit einer jambischen Uebersetzung der Haraldschen angeblichen Supplemente zum Ossian. Uebrigens blieben seine Beschäftigungen und Lebensweise im Ganzen sich gleich. Um diese Zeit fing er auch an Unterricht im Flötenspiel zu nehmen, doch trieb er es nie ernstlich und gab es bald wieder auf. Großes Vergnügen fand er am Schlittschuhlaufen, wozu ihm der damalige harte Winter Gelegenheit gab. Den Sommer des Jahres 1789 verlebte er in Ratzeburg wie den vorhergehenden. Seine Bekanntschaft mit dem Rektor der hiesigen Domschule, Herrn F**, der nach Güstrow als Professor an der dortigen Schule versetzt ward, veranlaßte ihn die Stelle eines Zeichenmeisters bei eben dieser Schule anzunehmen. Er sollte dieselbe um Michaelis antreten; doch schien diese Aufsicht gleich Anfangs wenig nach seinem Sinne, und allmählich ward die Abneigung dagegen immer gewaltiger.

„Durch verschiedene Aufforderungen und Em-

pfehlungen hieſiger Einwohner veranlaßt, unternahm er gegen den Herbſt die Reiſe nach Zelle. Ueber ſeinen dortigen Aufenthalt werden die hier folgenden Fragmente ſeiner Briefe an mich, die beſte Auskunft geben. Er hatte Arbeit vollauf gefunden, doch ſehnte er ſich wieder hinweg.

„Herr von Ramdohr, damals Oberappellationsrath in Zelle, hatte ihn lebhaft für ſich eingenommen. „Bei meiner Zurückkunft, ſchreibt Fernow, werde ich Dir viel von einem gewiſſen Herrn von Ramdohr vorſchwatzen, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht habe; er iſt lange in Italien geweſen, und wird, wie er mir ſagt, noch einmal hingehen; manche äußerſt angenehmen Stunden habe ich bei ihm zugebracht, ſeine Bekanntſchaft iſt ein weſentlicher Gewinn für mich, und ich rechne ſie unter die glücklichſten, die ich je gemacht habe. Er hat meine Kunſtliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuſchlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme gefacht, und mein höchſter Wunſch wäre, mit ihm nach Rom zu reiſen. Wer weiß, was nicht noch einmal geſchieht! Wenn ich nur

erſt in Güſtrow zur Stelle bin, will ich wieder mit aller Gewalt darauf loszeichnen.“

„Fernow hatte verſprochen, in Kurzem wieder in Ratzeburg einzutreffen, um dann nach Güſtrow abzugehen, jetzt verzögerte ſich ſeine Rückkunft noch, er gab mir hierüber, ſo wie über ſeine Excurſion nach Salzdahlen in einem andern Briefe Rechenſchaft. Seiner Beſtimmung nach Güſtrow gedenkt er mit Reue und Widerwillen: R. — habe ihm geſagt, ſchreibt er, daß dies der dümmſte Streich ſey, den er je gemacht habe, und er ſolle alle Mittel anwenden, um ſich von jener Verbindung los zu machen. „Im Grunde, fährt er fort, hat er ſehr recht, was ſoll mir der Aufenthalt in Güſtrow helfen? wie kann ich da Fortſchritte machen? und kann ich wohl hoffen, dort ſo vielen Verdienſt zu finden, daß ich dadurch in den Stand geſetzt würde, eine Reiſe auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? und daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, verſauren ſoll, iſt ein Gedanken, den ich mir nicht einmal denken mag. Hätte ich meine Sachen nicht ſchon dort, ſo wüßte ich wohl, wozu ich mich entſchließen würde; nun aber muß ich

hin. Gott gebe nur, daß ich da nichts zu thun finde, damit ich einen Vorwand habe, wieder weg zu kommen, dann will ich Dir die Versicherung geben, daß ich innerhalb zwei Jahren gewiß in Rom bin, denn wenn ich's vor meinem dreißigsten Jahre nicht gesehen habe, so will ich's gar nicht sehen. Fast möchte ich Alles im Stiche lassen, was da ist, wenn ich nur nicht dem Rektor mein Wort gegeben hätte, und blos an dem möchte ich nicht wortbrüchig werden."

„Bald nachher faßte er den bestimmten Entschluß, nicht nach Güstrow zu gehen. In einem Briefe vom 7. Dezember 1789 sagt er: „In vieler Rücksicht ist mir Dein letzter Brief sehr willkommen und sehr merkwürdig gewesen, denn er ist's, der meinem bisherigen Schwanken zwischen Neigung und Pflicht, Bestimmung und Ausschlag gibt. Man würde mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich bei so bewandten Umständen, da mich die Güstrower, durch die Nichterfüllung ihres Versprechens, meine Sachen kostenfrei nach Güstrow zu schaffen, selbst des meinigen entbinden, noch dorthin ginge. Wären meine Sachen dort, so versichere ich Dich, ich würde ge-

wiß hinübergegangen seyn, blos um meinem gegebenen Versprechen getreu zu bleiben, sollte ich auch Schaden dabei gehabt haben. Jetzt aber ist mir's um so lieber, daß dies nicht nöthig ist, und ich bin seit dem Empfange dieser Nachricht so fröhlich, daß ich Dir es nicht beschreiben kann."

„Zu Ende des Winters 1790 kam Fernow unvermuthet nach Ratzeburg zurück. Er begann hier wieder seine ehemalige Lebensweise, ein bestimmter Plan leitete ihn damals wohl nicht, wenn gleich die Sehnsucht nach seinem Ideal immer in dem Innersten seines Gemüths fortglimmte. Sehr viel beschäftigte er sich in dieser Periode mit poetischen Arbeiten, hauptsächlich waren es erotische Gedichte im Geschmacke des Grecourt und Lafontaine, die er bearbeitete, theils bestanden sie in Nachbildungen dieser und ähnlicher Dichter, oder er nahm den Stoff aus mündlichen Erzählungen, welche er versificirte, doch hat er dieses Feld bald genug wieder verlassen.

„So verweilte er noch den Sommer des Jahrs 1790 in Ratzeburg, dann entschloß er sich nach Schwerin und Ludwigslust zu gehen. Wir

schieden, und wenige Tage nach seiner Abreise ging auch ich nach Göttingen auf die Akademie. — Dies ist ein kurzer Abriß jener Periode aus Fernow's Leben. Mir wird ewig ihr Andenken heilig seyn! Ihm ward sie, was dem Pilger auf der Wallfahrt nach dem ersehnten, aber noch fernen Ziele die kurze Ruhe auf einem freundlichen Hügel an den Gränzen des Landes ist, das ihm den Vollgenuß seiner Wünsche gewähren soll. Das Bild der Erfüllung schwebte immer seinem sehnenden Gemüthe vor, aber es verdunkelte nicht die Reize des Augenblicks, den er jederzeit heitern Muths ergriff und genoß. Schon die ganze Anlage seiner Persönlichkeit bestimmte Fernow zu einem ächten Adepten der Aristippischen Lebensweisheit; er strebte seine ganze moralische und physische Kraft zu üben. Mit Geist, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genusse war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte standen bei ihm in schönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Spekulation, verfiel er nie in frucht- und formlose Grübelei. Bei einer regen Phantasie war er frei von Schwärmerei; mit

einem, jedem schönen Gefühle offenen Herzen, verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die so selten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anspruchslos in Allem was er that und redete, erfreute er durch seine ruhige, stets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der seine Unterhaltung belebte, Alles was sich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und seine damals sehr starke Konstitution erlaubte ihm das Leben mit Lust zu ergreifen; dennoch überschritt er nie die Gränzen der Mäßigkeit, und erstickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geist- und herzloser Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer so glücklichen Harmonie sich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange seines ganzen Wesens erwuchs diese ruhige Behaglichkeit, und dieser nie getrübte Sinn, womit er nur die schöne Seite des Lebens auffaßte, und, wie die gesunde organische Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsstoff verarbeitete, und die heterogenen Bestandtheile von sich stieß."

Hier endigt der Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief; wahr und lebendig schildert er unsern Freund, so wie Alle ihn noch gekannt haben werden, die ihn in seinen letzten Tagen sahen.

Von Ratzeburg ging Fernow also nach der Residenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach Ludwigslust, wo er ebenfalls durch Unterricht-Geben und Portraitmalen einige Zeit zu existiren gedachte. Zugleich war seine Absicht, die nähere Bekanntschaft einiger dort lebender Künstler zu machen, die er dann, nebst dem, was der Herzog an Kunstwerken besitzt, zu seiner weiteren Bildung benutzen zu können hoffte. Hier lernte er ein junges Frauenzimmer kennen, welches eben dort bei Verwandten zum Besuch war und sich sonst gewöhnlich in Weimar aufhielt. Diese Bekanntschaft gab seiner ganzen Zukunft eine Richtung, die er freilich in jener Zeit nicht so vermuthete. Er gewann das Mädchen lieb; es war seine erste ernstliche Liebe; sie erfüllte sein ganzes Gemüth, und da sie ihm zugleich eine erfreuliche Aussicht für sein künstlerisches Streben eröffnete, ergab er sich ihr ohne Rückhalt, und baute alle seine Pläne für die Zukunft auf sie.

Schon lange war der Gedanken in ihm aufgestiegen, die Kupferstecherkunst zu erlernen, und in dieser einst etwas Vorzügliches zu leisten. Seine Geliebte versprach durch ihre Konnexionen in Weimar ihm zu Erfüllung dieses Wunsches zu verhelfen, verhieß ihm die beste Aufnahme bei ihren Aeltern, und forderte ihn auf, ihr so bald als möglich dorthin zu folgen. Fernow ergriff diesen Plan mit Entzücken, denn er gab ihm Alles, was er wünschte: Nähe der Geliebten, Aussicht auf eine baldige Verbindung mit ihr, und Hoffnung unter Leitung eines vorzüglichen Meisters in der Kunst die bedeutendsten Fortschritte zu machen.

Um so viel Geld zu erwerben, als nöthig seyn würde, um einige Zeit damit in Weimar existiren und sich ganz der Erlernung seiner neuen Kunst widmen zu können, begab er sich jetzt nach der Stadt Schwerin. Sein Plan gelang, er bekam in kurzer Zeit so viel Arbeit, als er nur bestreiten konnte; in müßigen Stunden malte er das Portrait des Herzogs von Mecklenburg, und ließ sich das Stück mit einem Louisd'or bezahlen. Er arbeitete schnell, seine Arbeit gefiel, und seine

Kasse wuchs zusehends, obgleich er nur mit einem einzigen Thaler nach Schwerin gekommen war; das Glück war eben in der Laune ihn zu begünstigen.

Auch in geselliger Hinsicht verlebte er hier frohe Tage. Er wurde bald bekannt und allgemein geliebt. Ein Kreis junger Männer schloß auch hier sich ihm an, die besten Häuser standen ihm offen, und es hing nur von ihm ab, den Kreis seiner Bekanntschaft nach seinem Willen zu erweitern. Hier fand er den Schauspieldirektor Fischer wieder, den er schon in Lübeck gekannt hatte. Das alte Band ihrer Freundschaft wurde enger als je zuvor geknüpft, und durch ihn ward er abermals veranlaßt, kleine poetische Arbeiten für's Theater, Prologe und dergleichen zu übernehmen, wodurch er den Beifall des Publikums sich erwarb.

Herr Fischer machte ihn mit mehreren Söhnen und Töchtern Thalien's bekannt, und Fernow verlebte mit ihnen manchen köstlichen Abend unter Lust und Scherz. Unter andern lernte er hier die noch immer beliebte Schauspielerin Madame Hartwig, damals Demoiselle Werther, kennen,

und wurde in dem Hauſe ihrer Aeltern als Freund aufgenommen. Er freute ſich ihres Talents, welches damals in voller Blüthe ſtand, und einige theatraliſche Reden, die er für ſie machte, ſetzten die Hände des entzückten Parterres unwiderſtehlich in Bewegung. So brachte er eine ziemliche Zeit in Schwerin zu, es war nicht die merkwürdigſte, aber gewiß eine der genußreichſten Perioden ſeines Lebens.

Endlich war es unter Entbehren und Genießen ihm gelungen, eine für ihn ganz beträchtliche Summe zuſammen zu bringen. Mit dieſer, und in Hoffnung auf die verſprochene Unterſtützung, erfüllte er ſein Wort, er gieng nach Weimar und fand zu ſeinem ſchmerzlichſten Erſtaunen dort Alles ganz anders, als er es zu hoffen berechtigt geworden; er ſah ſich getäuſcht, hintergangen, auf eine Weiſe, die ſein Gemüth auf das tiefſte verletzte. Er fühlte dieſes bitter, und machte über ſein zu leicht gefaßtes Vertrauen ſich ſelbſt Vorwürfe. Nichts blieb ihm weiter übrig, als Weimar ſchnell wieder zu verlaſſen. Er ging nach Jena. Faſt planlos, tief im innerſten Gemüth zerrüttet, kam er dort an. Eine dunkele Idee

nach Dresden zu gehen, um dort zu versuchen, ob es ihm gelänge, sein Künstler-Talent auszubilden, schwebte ihm vor. Aber er besuchte als Gast eine von Reinhold's philosophischen Vorlesungen, und diese ergriff ihn so, daß er sich plötzlich entschloß, in Jena zu bleiben, und Alles anzuwenden, um tiefer in das Heiligthum zu dringen, das wie ein Lichtstrahl im Dunkeln ihm plötzlich entgegen leuchtete.

„Ich hospitirte," schreibt er an einen Freund, „aus Neugierde bei einigen Professoren, unter andern auch bei Reinhold, der auf dem Catheder ein sehr einnehmender Redner ist, und gerade in der Stunde über eine sehr interessante Materie sprach. Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich sein Auditorium, mit dem Entschlusse, ich möchte subsistiren, auf welche Art es auch sey, diese glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen und, wenn auch nur ein Jahr, auf der Universität zu bleiben, und Reinhold's Vorlesung zu besuchen. Ich hatte aber nicht einmal so viel Geld, um mich immatrikuliren zu lassen, und war über zwei Monate

dort, bis ich dazu vermögend war; indeß brachte ich mich doch, obgleich ziemlich dürftig, gegen zwei Jahre durch, und lebte ganz im Studium der Philosophie. Mit Reinhold ward ich bald durch einen Aufsatz und ein Paar Gedichte näher bekannt, und gewann die Freundschaft dieses wahrhaft edlen, liebenswürdigen Menschen so, daß ich länger, als Jahr und Tag, seines täglichen Umgangs genoß, der mir mehr genützt hat, als seine öffentlichen Lehrstunden."

Den 29. September 1793 verließ Fernow die Universität Jena. Die Veranlassung hierzu, und welche schöne Aussicht für die Zukunft sich ihm durch die gütige Vorsorge Reinhold's eröffnete, erzählt er selbst weiter unten in einem Briefe an seinen Freund Nauwerk. Er schied mit einem von Dank und Liebe erfüllten Herzen von Reinhold; beide ahndeten jedoch damals nicht, daß dies eine Trennung auf ewig wäre. Sie sahen einander nie wieder; aber ihre gegenseitige Liebe blieb sich gleich. Als einen schönen und rührenden Beweis, wie herzlich Reinhold die ehrfurchtsvolle Liebe seines jüngeren Freundes erwiederte, sey es uns erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe

der, verbunden mit der entscheidendsten ästhetischen Urtheilskraft, ihn weniger zum Künstler, als zum Kunstrichter und Bearbeiter der Philosophie der Kunst bestimmt hatte, bedurfte nur eine leise Anregung von außen, um zur hellen Thätigkeit aufzuwachen, und nur einige Muße auf dem klassischen Boden Italiens, um den angemessenen Stoff seiner Beschäftigung und die augenscheinlichste Nahrung seiner Lebenskraft zu finden."

So weit des Herrn Professor Reinhold's in Kiel Brief. Ich verlasse ihn, um einen andern von Fernow an Herrn Nauwerk einzuschalten.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Bern, den 16. November 1793.

„Jetzt trennt uns eine große Ferne, und eine noch größere wird uns bald auf noch längere Zeit trennen. Ich eile darum jetzt, da ich Dich noch abreichen kann, meine Saumseligkeit einigermaßen wieder gut zu machen; wer weiß, ob es mir so bald wieder möglich seyn wird, Dir zu schreiben.

„Mein Schicksal hat seit vier Monaten eine, wie es scheint sehr günstige, Wendung für mich genommen, gerade zu einer Zeit, wo ich schon auf jeden Sonnenblick des Glücks resignirt hatte; zu einer Zeit, wo ich, was meine physische Lage betraf, äußerst bedrängt und armselig leben mußte; obgleich ich, auf der andern Seite, diese Zeit in Rücksicht auf intellektuelle und moralische Ausbildung meines Geistes, für eine der glücklichsten meines Lebens halte, und stets halten werde; um so mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft sich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und heiterm Blicke entgegen sehe.

„Mein Verdienst war in Jena äußerst karg; bei aller Einschränkung konnte ich kaum dort subsistiren; aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geschmack wenigstens theoretisch auszubilden, und manche nützliche Kenntnisse einzusammeln, ließ mich diese Unannehmlichkeit leicht verschmerzen. Reinhold's Unterricht und freundschaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang fast täglich genossen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergessen hätte. Ich

habe diesem Manne, dem edelsten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig aufgeräumt, und ihm habe ich auch die Wendung meines Schicksals zu danken.

„Ich muß Dir von jener Zeit meine Fata, der Ordnung nach, erzählen, damit Du von Allem gehörig informirt werdest. Für's Erste und im Allgemeinen sag ich Dir nur, daß ich mit dem Professor Baggesen aus Kopenhagen, der jetzt gleichfalls hier ist, eine Reise durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu diesem Glücke gelangt bin, will ich Dir nun der Länge und Breite nach erzählen.

„Ich war bereits seit vergangene Weihnachten mit Reinhold so bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in seiner Familie verleben, und ihn zu jeder Zeit bei geschäftsfreien Stunden besuchen konnte. Diese Bekanntschaft hatte ich theils einigen poetischen und prosaischen Aufsätzen, die er von mir gelesen hatte, theils einigen Zeichnungen zu verdanken. Er gewann mich lieb und schenkte mir seine Freundschaft. In der Mitte dieses Sommers besuchte ihn Baggesen, auf einer Durchreise in Jena. Ich

lernte ihn bald kennen, malte ihn und seine Frau einige Mal, ward genauer mit ihm bekannt, und ich hatte das Glück ihm so zu gefallen, daß er mir schon am fünften oder sechsten Tage den Antrag that, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte; ich nahm seinen Antrag mit Entzücken an; wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feste Zusicherung, daß von seiner Seite kein Hinderniß je Statt finden solle, die Mitreise rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zusehen müsse, wie ich nach Bern komme; weil es ihm an Platz fehlte, mich bis hieher mitzunehmen. Er reis'te Ende Julius aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfang der Michaelisferien. So hatte ich also auch das Glück, mich ein Vierteljahr an meinem schönen Prospekt in die Zukunft zu weiden, obendrein. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig gewesen wäre, um mir Reisegeld zu ersparen; aber das bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Betriebsamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland

in Weimar, so daß ich zur gehörigen Zeit meine Reise zu Fuß nach Bern antreten konnte. Von Jena hatte ich bis Bamberg von ein Paar Liefländern, meinen Freunden, die nach Würzburg gingen, Gesellschaft. Ich passirte den schauerlich wilden, an romantischen und schönen Gegenden, an Bergen, Felsklüften und alten wüsten Bergschlössern reichen Thüringerwald, über Rudolstadt und Koburg; in Bamberg verließ ich meine Begleiter, ging über Erlangen, Nürnberg, Stuttgart, Tübingen, Schaffhausen und Zürich, über Aarau und Solothurn nach Bern. Meine Reise bis Bern dauerte fünf Wochen. Ich habe strenges Tagebuch gehalten und manches Merkwürdige aufgezeichnet, was ich Dir gern mittheilte, wenn der Raum meines Briefes es gestattete u. s. w." —

Da dieses Tagebuch vor mir liegt, so glaube ich, statt der kurzen Uebersicht der Reise, die Fernow in diesem sehr langen Briefe seinem Freunde gibt, einen Auszug der interessantesten Stellen aus demselben hier mittheilen zu dürfen.

Auszug aus Fernow's Reisetagebuch.

Wünschbach, den 6. October.

Um so viel als möglich alle Gefahr zu vermeiden, besonders da ich mit keinem Passe versehen bin, hatte ich mich in Nürnberg entschlossen, lieber einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, als durch Anspach und Feuchtwangen, wo preußisches Militär liegt, zu gehen, und zu meiner Freude vernehme ich jetzt, daß dieser Weg weit näher ist, als der über Anspach, und daß ich auf diese Art an dem Wege gewinne, was ich aufopfern wollte.

Dinkelsbühl, den 7. October.

Zwei Stunden von Wünschbach kam ich durch ein kleines häßliches Nest, Eschbach genannt, wo ich zum ersten Male den ekelhaften Anblick eines Kapuziners, mit seiner schmutzigen braunen Kutte hatte. Im großen Wirth war die ganze Stube voll Soldaten; ich glaubte hier sey ein Werbeplatz, und hielt die Leute für Rekruten, die vielleicht just zur Armee abgeführt werden sollten. Ich eilte darum sogleich in ein anderes Wirthshaus,

wo es nicht viel beſſer war. Hier erfuhr ich, daß heute Kirchweih ſey, und die Soldaten, Bürger eines benachbarten Städtchens. Nachdem ich eine kleine Weile hier geweſen war, ward mir mein Paß abgefordert, ich zeigte meine Matrikel vor, die mir der Herr Amtsſchreiber, der hier den General der Wache vorſtellte, mit Anwünſchung einer glücklichen Reiſe, wieder zurückgab. Nach einer lächerlichen Parade marſchierten noch die Soldaten unterm Gelächter aller Zuſchauer davon.

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgart, nordweſtlich.

Den 11. October.

Ich ging ſogleich zu Schiller, der ſich ſeit fünf bis ſechs Wochen, nach einer eilfjährigen Abweſenheit aus ſeinem Vaterlande hier im Kreiſe ſeiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er ſowohl, als ſeine Frau, empfingen mich ſehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Beſichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. Etwa eine

Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schlosse hinaussieht, gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, und links gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Burgfestung Hohenasberg, durch des Dichters Schubart's Gefangenschaft berühmt. Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendessen eingeladen hatte.

Solitude. Lustschloß, anderthalb Stunden von Stuttgart.

Den 13. October.

Ich besuchte den Hauptmann Schiller, der hier die Aufsicht über die Solitude hat, um in ihm Schiller's Vater kennen zu lernen. Er ist schon gegen sechzig Jahre alt. Mein Begleiter charakterisirte ihn durch mehrere treffende Bemerkungen als einen sehr vorsichtigen Mann.

Den 16. October.

In Aldingen kam die Fürstin von D. gefahren; um sie zu sehen, ging ich, weil sie nicht

ausstieg, hinab, sie war gar ein häßlicher Schatz, und dieser Mühe nicht werth. Aber ihr Almosen wußte sie mit einer fürstlichen Grandezza zu geben. Ein Bettler kam an den Schlag des Wagens. Ihre Kammerjungfer mußte ihr den Geldbeutel, den sie in der Hand hielt, geben; sie nahm ein Paar drei Kreuzerstücke heraus, gab sie der Hofdame, diese der Kammerfrau, diese dem Bedienten, der sie dem Bettler gab. Ich machte, daß ich fürbaß kam. Kurz vor dem Orte begegnete mir ein junger katholischer Geistlicher bei einem Frauenzimmer im Wagen; er trug einen kohlenschwarzen Bart, und gab mir im Vorbeifahren seinen Segen.

Den 17. October.

Heute sah ich das große Schauspiel der Natur, das zu sehen, schon der Wunsch meines Knabenalters war, den Rheinfall bei Lauffen. Gegen neun Uhr ging ich aus Schaffhausen, mißvergnügt über schlechte Bewirthung; aber doch in einer feierlichen Stimmung. Ein Vorgefühl von Schauer des Erhabnen durchdrang mich bei alle den Vor-

ſtellungen, die mein Geiſt ſich je von Beſchreibungen dieſes Schauſpiels gemacht hatte, und die ſich mir jetzt lebendiger als je aufdrangen. Ich fand ſchon, als ich aus Schaffhauſen trat, den Rhein ſich rüſtend zu der erhabenen Scene. Stürmiſch und wankend, wie ein leidenſchaftlicher Jüngling, brauſt er Schaffhauſen vorbei, ſo daß auch kein Fahrzeug ſich ihm mehr anvertraut. Den Donner des Falles kann man, auch bei dem vollſten Strömen und günſtigſten Winde, nicht in Schaffhauſen hören, weil das nahe Rauſchen des Stromes den entfernten Donner doch übertäuben würde. Ich glaube, es thut dem Rheinfall Schaden, daß man ihn zuerſt in einer ziemlichen Entfernung von oben, und folglich aus einem verkleinernden Geſichtspunkte ſieht. Die Bemerkung, daß man weniger finde, als man erwarte, beſtätigte ſich im Ganzen auch mir. Ich empfand nicht den großen Eindruck und den mächtigen Schauer des Erhabenen, den ich nach mehreren Beſchreibungen erwarten mußte. Freilich in der größten Nähe, wo man ihn gleichſam berührt, in dem kleinen Häuschen am Berge des Schloſſes, iſt der Donner entſetzlich, und die

Kraft und Schnelligkeit nur eines Moments, unsäglich, wenn man auch von der Dauer und beständigen Verschwendung dieser Kraft abstrahirt. Nie ist mir das Bild der Ewigkeit anschaulicher gewesen, als hier. Man schaut mit Entsetzen und Schwindel in diesen Tumult eines mächtigen Elements, den nur vielleicht der Blitz an Schnelligkeit übertrifft; darum eben, weil die große Geschwindigkeit gesehen und unmittelbar empfunden werden muß, ist es thöricht diese Scene zu malen. Ich habe den Rheinfall von allen Seiten und mit Muße betrachtet; länger als drei Stunden habe ich an ihm verweilt. Der kleinere von den beiden Felsen, die mitten in dem Sturze gegründet stehen, obgleich er schon von der Gewalt des Wassers gelitten zu haben scheint, kann doch vielleicht noch Jahrhunderte seine Wuth brechen. Bei diesem Felsen ist der Conflikt am gewaltigsten; an seinem Fuße stürzt der Strom von drei Seiten, wie in einer Kluft zusammen, und verwandelt sich in Schaum, gegen den der weißeste Schnee noch als grau erscheint. Da, wo der Strom, nicht ganz in Schaum verwandelt herabstürzt, zeigt er seine smaragdne Farbe, die

schon bei Schaffhausen so schön in dem schneller dahin rauschenden Flusse überall hervorsticht. Die Gewalt, mit der das Wasser fortgetrieben wird, erstreckt sich noch über hundert Schritte weit in den Strom hinein. Beide Felsen sind noch wohl eben so jungfräulich und unerstiegen, als die Jungfrau in den Eisgebirgen der Schweiz. Wie sich Meiners bei der Hinüberfahrt fürchten konnte, bleibt mir unbegreiflich; es ist ein freudiger Tanz, den man über den Rhein thut und der Anschein, als ob der Fährmann unmittelbar auf den Fall zusteuerte, entzückt, statt Furcht zu erregen. Laufen an sich, liegt äußerst pittoresk, und die Felsen, die von ihm herabgestürzt im Rhein liegen, sind furchtbare Spuren der Zerstörung, die hier gerade an ihrer Stelle sind.

Zürich, den 19. October.

Bald nach meiner Ankunft ging ich zu Lavater, dem ich von Reinhold und Lips nur mündliche Empfehlungen zu machen hatte. Ich merkte, daß er mich, besonders in den ersten Momenten, oft mit scharfen Blicken ansah; bei Reinhold's

Namen ward er sehr warm nud sagte: er habe zwar auf seiner letzten Reise viel vortreffliche Menschen kennen gelernt; aber einen in allem Betracht so weisen und guten Menschen, als ihn, nicht weiter. Ueber meinen Entschluß, mit Baggesen zu reisen, sprach er mit wahrer väterlicher Wärme und Theilnahme mit mir, so daß ich ganz davon gerührt wurde, um so mehr, da ich völlig fremd ohne Empfehlung zu ihm kam; aber ich merkte, daß er gleich offener wurde, als ich ihm sagte, ich sey der, von dem er einige Portraite bei Reinhold gesehen habe. Da er heute, als am Sonnabende, sehr viele Geschäfte hatte, so beschied er mich Morgen, wenn er seine Predigt gehalten habe, wieder zu sich, um noch mehr mit mir zu sprechen. Nach meiner Zurückkunft machte ich einen Spaziergang über die andere Brücke hinaus, wo ich bei dem unerwartet erhabenen Anblick der hohen schweizerischen Alpen in Erstaunen gerieth und diese große, entzückende Aussicht über eine Stunde mit stummer Bewunderung genoß. Die Scene des Rheinfalls verschwindet gegen die Herrlichkeit dieser wahrhaft erhabnen Ansicht. So groß und prächtig hatte

ich mir diesen Anblick, besonders in dieser Entfernung, nicht gedacht. Lange konnte ich mich davon nicht losreißen, und nur durch das Bewußtseyn befriedigt, ich könne sie heute und morgen und öfter, zu jeder Tageszeit und in jedem Lichte hier wieder betrachten, verließ ich die Brücke.

Auch jetzt am Abend ist der Anblick des Züricher Sees aus meinem Fenster so lieblich und Ruhe athmend, die Ferne so duftig und die Fläche des Sees von den erleuchteten Fenstern an den Ufern desselben so mild beschimmert, daß ich mein kleines Zimmer schon doppelt liebgewonnen habe. — Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht! sang hier Klopstock. Hier bildete Geßner seine idealischen Gemälde der Idyllenwelt; hier erwärmte Lavater's fromme Phantasie in paradiesischen Gefilden; hier, heilige, ewig schöne Natur, erwärme auch mein Herz, nähre meinen Sinn, veredle meinen Geist, daß er ewig nur dir huldige!

Sonntag den 20. October.

Früh um 8 Uhr ging ich zu Lavater in die Petrikirche. Seine Predigt handelte über die har-

ten Worte Jesu, die er bei verschiedenen Gelegenheiten zu verschiedenen Menschen gesagt haben soll! Wegen seiner harten Aussprache, und des ewigen Räusperns und Schnaubens der Gemeine, verstand ich zu wenig, als daß ich über das Ganze urtheilen könnte. Die Rede selbst war an sich ohne allen rednerischen Schmuck und Prunk, mehr eine freundschaftliche herzliche Anrede, als eine ausgearbeitete Predigt. Nach dem Gottesdienst ging ich zu Lavatern; fand ihn aber nicht allein. In dem Empfangszimmer, worein ich auch gestern eintreten mußte, war rings umher eine Bibliothek, großentheils von seinen eignen Schriften. Eine ganze Seite der Wand enthielt lauter Mappen und Futterale, wovon die Aufschriften theils Gedanken, oder Lebensbeschreibungen, oder Skizzen und dergleichen waren und worin sich lauter einzelne Blätter zu befinden schienen, worauf Lavater wahrscheinlich seine momentanen Gedanken und Einfälle schreibt. Eine unsägliche Menge solcher Gedanken muß in den rings umherstehenden kleinen Bänden enthalten seyn. Mehrere waren auf Täfelchen hinter Rahmen und Glas geschrieben, und diese alle in

Hexametern. Einige, die mir am besten gefielen, und die ich auswendig behalten habe, sind folgende:

Lehre mit Wahrheitsliebe nur Weisheit lehrende Wahrheit.

Freue dich jedes Genusses, der Kraft zu neuem Genuß giebt.

Gieb dem Bittenden gern, und erfreu' auch den, der nicht bittet.

Flieh den lauernden Frägler, er ist ein verläumderischer Schwätzer.

Nie sag, kannst du helfen, zum Hülfe-Verlangenden: Gott helf!

Richte nicht, eh' du verhörst, und verhöre nicht, bist du nicht Richter!

Bruchstück eines Briefes von Fernow an Professor Reinhold.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen, sein Auge flammte stärker, und er drückte mir

die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich schreibe Ihnen dies mit offenherzigem Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggesen noch fremde Leute mitnehmen wolle. Keine Lage sey mißlicher für mich, als diese, und überhaupt sey mein Verhältniß mit ihm viel zu unbestimmt, als daß es von Dauer seyn könne. Er wolle deshalb an Baggesen schreiben; er wolle es ihm dringend an's Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, ob Lavater's Besorglichkeiten wirklich so gegründet sind, und eben diese Ungewißheit ist es, die mich am stärksten beunruhigt.

Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer so ungünstigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggesen schreiben können, und hier in einem theuren Gasthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu seyn, ob ich sogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch seyn, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrscheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Aussichten zu Wasser werden. Jetzt vermisse ich Ihren Rath und Zuspruch. Es wäre hart vom Schicksale, wenn ich in dem Momente,

wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hinderniſſe geſiegt zu haben glaube, wieder zurückgeſtoßen würde, und wenn der Mann, der ſo vielen Tauſenden Tröſter und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und ohne es zu wollen, dieſen Unfall entſchiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er ſagt: es ſey um ſo mehr Pflicht für ihn, Baggeſen ernſtlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, ſo ſehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Und wahrlich! ſo untröſtlich ich ſeyn würde, wenn meine Reiſe nicht zu Stande käme, ſo würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen, und nicht murren, ſobald ich ſähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Laſt fallen, oder ihn in Verlegenheit ſetzen könnte.

Erſt Morgen kann ich an Baggeſen ſchreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu ſagen, was ich unter dieſen Umſtänden ſagen muß. Ich werde ihn beſchwören, ſelbſt zu entſcheiden, was er kann und will und ſich weder

durch Lavater's Besorglichkeiten, wenn sie nicht gegründet sind, noch durch sein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit irre machen zu lassen. Sein Versprechen soll ihn gar nicht binden, aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das besorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein so großes Glück verscherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen sprechen könnte! — So gut ich auch die Sache überlege, so bin ich doch bange und furchtsam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Der Wurf falle wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunst gelehrt, mich durch Gründe zu trösten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich sind. Eine waltende Vorsehung, der ich vertraue, ein gutes Gewissen und Besonnenheit sind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Montag, den 21. October.

Meine Aussicht in die Zukunft ist eben so trübe und neblicht, als die Aussicht über den See; ich sehe in beiden eigentlich — Nichts.

Den 24. October.

Heute sah ich Lavater's Frau und Tochter, indem ich zum ersten Male in seinem Wohnzimmer war. Es ist unbeschreiblich, welch' eine Menge Malereien und Zeichnungen Lavater besitzt. Alle seine Repositorien sind mit Portefeuillen, alle Wände mit Gemälden und Zeichnungen angefüllt und unzählige liegen in seinem Arbeitszimmer herum. Ich halte seine Sammlung, überhaupt genommen, für eben so einzig in ihrer Art, als ihn selbst. —

Noch immer in unruhiger Ungewißheit, wegen meiner Zukunft! Meine Hoffnung schwindet mehr und mehr; unselige Lage, wenn man kein Geld hat!!

Den 25. October.

Das Wort Gemüth nimmt man hier in dem Sinn, wie Humor, Aufgeräumtheit. So sagte heute bei Tische ein Offizier: Wenn man gut Essen und Trinken hat, das giebt ein gut Gemüth.

Die Sylbe er wird hier vorzüglich zur Zusammensetzung der Verborum gebraucht, und man hat viele Verba mit er, die in Teutschland unbekannt sind; so sagt man, sich erklagen, statt sich beklagen. Erweiben, sagt man, statt erheirathen, ein Wort, welches in die Büchersprache aufgenommen zu werden verdient. — Noch acht und vierzig Stunden muß ich harren, ehe mein Schicksal entschieden wird, ehe ich einen Brief von Baggesen bekomme.

Sonntag, d. 27. Oct. Nachmittags vier Uhr.

Endlich Erhörung, Erfüllung, über alle meine Erwartung, überschwengliche Erfüllung meines Wunsches — meines höchsten, einzigen, heißesten Wunsches — ein Brief von Baggesen mit vier neuen Louisd'or. Wer ist seliger, als ich in diesem Augenblick! Ich darf kommen, theurer Bag-

gesen; du hast mich aus einer Höllenqual errettet! In so schrecklicher, drängender, unaussprechlich peinigender, folternder Ungewissheit war ich nie! Der Schmerz ist unsäglich, aus dem Himmel plötzlich in das höllische Feuer geworfen zu werden; aber noch Millionen Mal unsäglicher ist die Wonne, die ich jetzt empfinde, da ich aus dieser Folterkammer, in der ich acht Tage lag, in den Himmel erhoben bin! Wie eng mir jetzt mein Zimmer, Zürich, die ganze himmelhohe, himmlisch schöne Alpenwand ist! Warum muß ich noch eine Nacht hier zubringen! Doch ich bin zufrieden, glücklich, wie ein Sterblicher seyn kann!

Je näher der Augenblick der Entscheidung, je ungeduldiger, unbändiger, quälender meine Unruhe. In einigen Stunden dieses Vormittags riß ich mich mit Gewalt aus dieser unseligen Lage, und schrieb ein Gedicht an die Hoffnung nieder.

Ein schöner, sonniger, Freude athmender Tag. Mit dankvollem Herzen ging ich hinaus vor dem Scheiden der Sonne und sah nun mit erleichterter, noch von dem plötzlichen Uebergange von Qual zum Entzücken wogender Brust die Lieblinge meines Auges in der leblosen Natur, seit

ich sie zuerst sah, die Schneeberge, mit ihren glänzenden, von ewigem Schnee bedeckten, Scheiteln, bis ihr letztes Rosenroth erblich.

Den 28. October.

Böses Wetter und Lavater halten mich noch in Zürich. Ich ging zu ihm, um ihm seines Bruders Portrait zu zeigen, worüber er seinen Beifall, doch nicht ohne Einschränkung, äußerte. Ich zeichne ihm nicht bestimmt genug; aber er bedenkt nicht, daß meine Manier nicht zu harte Umrisse verträgt. Er drang in mich, noch zu bleiben, um ihn und seine Frau zu zeichnen. Er gab mir folgende Aufträge für die Zukunft; 1. ihm auffallende Profile, oder Gesichter zu senden; ferner Portraits großer Männer, und merkwürdiger Personen; 3. charakteristische Figuren aus dem gemeinen Leben, wo ich sie träfe; 4. ihm diese, wenn ich mehrere gesammelt habe, von Zeit zu Zeit, etwa für zwei Louisd'or, zuzusenden.

Ich gab ihm mein Gedicht an die Hoffnung zum Durchlesen; er war ziemlich zufrieden damit, besonders mit der leichten Versifikation. Er sagte:

wer Verſe machen und zeichnen könne, der komme ſicher durch die Welt; überhaupt habe ich etwas in meiner Phyſiognomie und meinem Betragen, welches zeige: ich ſey einer von jenen, denen es nie fehlen werde; er ſehe mir eine gewiſſe Schmiegſamkeit in Schickſal und Menſchen an, die gewöhnlich Leuten von gewiſſen Fähigkeiten, beſonders dem Künſtlertalent, mangle, und die eben ſoviel werth ſey, um durch die Welt zu kommen, als das Talent ſelbſt.

Er dichtete mir etwas auf ein Stammbuchsblatt und ich mußte meinen Namen in ein Buch ſchreiben, worin er alle ihn Beſuchende ſich einzuſchreiben bittet. Hierauf ſprach er noch vieles mit mir über Moralität, über ſein Chriſtenthum, über ſeine Art zu disputiren. Er disputirt nie mündlich, ſondern hat ſeine Sätze, die er für ausgemacht und unumſtößlich hält, einzeln auf kleine Zettel geſchrieben; dieſe lieſt er vor. Findet dann einer ſeinen Satz nicht eben ſo ausgemacht und unumſtößlich, ſo zerreißt er den Zettel und wirft ihn in den Spucknapf. Er fängt alles ſein Philoſophiren mit Einmal Eins iſt Eins an; ſo gewiß als das iſt, ſollen auch ſeine Sätze ſeyn.

Er ſagte, er haſſe alle Terminologie, weil dabei immer ſchon etwas vorausgeſagt und gewußt werden müſſe. Er nimmt das Wort in dem Sinn der ſubjektiven Beſchränkung, daß man ſich nämlich durch Terminologie einſchränke, verzäume, und dann nicht herauskommen könne. So, ſagte er, komme er wie mit ſeiner Froſchtheorie in der Phyſiognomik vom Froſch zum Apoll von Belvedere, endlich bis zum höchſten Ideale ſeines Geiſtes, auf Jeſum Chriſtum. Was er auf dem Papier habe, ſeyen Fröſche, und im Herzen habe er Jeſum. Er bekannte, daß er nie Logik gelernt und ſtudiert habe und immer en peine ſey, wenn ihm einer mit logiſchen Terminologien, die er nicht verſtehe, angeſtiegen komme. Seine Philoſophie ſey eine Vereinigung des Naturalism und Supernaturalism und dünke ihm daher die allertauglichſte. Seine Bereitwilligkeit, jede ſeiner Ueberzeugungen für eine beſſere zu vertauſchen, war lobenswerth. Er ſagt: der, dem es ernſtlich um Wahrheit zu thun iſt, der redliche Wahrheitsfreund, kann nie verlieren, ſeine Ueberzeugung mag wahr ſeyn, oder er mag eines Beſſern belehrt werden, er gewinnt immer.

Warten, erwarten, und wenn es da iſt, ergriffen! ſey die beſte Philoſophie, um durch die Welt zu kommen. Er ging um ſechs Uhr in Geſellſchaft, und ließ mich unter allen ſeinen Büchern, Papieren und Kunſtſachen allein.

Den 29. October.

Ich nahm Abſchied von Lavater; er band mir nochmals recht feſt auf, ihm das, was er mir geſtern ſagte, zu vollführen; er wollte mir einen Band ſeiner Handbibliothek zum Andenken geben; ich bat mir ſein Andenken für liebe Reiſende aus, das er mir noch in den Gaſthof nachſchickte. Um zwei Uhr Nachmittag bei dem trübſten Himmel und feinem Staubregen, verließ ich Zürich. Mit Sonnenſchein im Herzen ging ich zum Stadtthore hinaus.

Brief an den Profeſſor Reinhold.

Bern, den 9. November. 1793.

Wenn unter den vortrefflichſten Menſchen leben, von lauter holden Geſtalten umgeben ſeyn,

in einer der schönsten Städte Europens, in einer der reizendsten Gegenden der Schweiz wohnen, wenn dies ein Himmel auf Erden ist; so wohne ich seit acht Tagen in diesem Himmel. Ich hatte vergessen, daß der Weg in den Himmel durch's Fegefeuer geht; dies habe ich während meines Aufenthalts in Zürich überstanden, und dann erst fand das gerechte Schicksal mich der Seligkeit würdig, die ich jetzt genieße.

Kein Mensch kann in größerer Angst solche acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich; kein Mensch freudetrunkener seyn, als in jenen Momenten, wo ich Baggesen's entscheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. O! in dem Momente, wo ich am Ziele zu seyn glaubte, durch Lavater's Bedenklichkeiten alle meine Hoffnungen so unvermuthet vernichtet zu sehen, und acht ewige Tage in einer quälenden Ungewißheit zuzubringen!

Ich denke, dies entschuldigt bei Ihnen den Schluß meines letzten Briefes, der in einem, mir sonst fremden, Tone geschrieben war. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen dadurch unnöthige Besorgnisse wegen meiner gemacht habe. Ich wäre,

gesetzt auch, das Aergste, was unter diesen Umständen für mich erfolgen konnte, wäre erfolgt, zwar nicht verhungert; aber was würde es mir gekostet haben, bis ich mich so weit beruhigt hätte, um mit frohem Muthe mich in mein Schicksal zu finden! Lavater hatte auf den schlimmsten Fall schon für mich gesorgt; aber die Bekanntschaft und Unterstützung dieses Mannes, so erfreulich sie unter andern Umständen für mich gewesen wäre, hätte mir dennoch meinen Verlust nie ersetzt. Gott sey gelobt, daß jene Krisis nun vorüber ist, und daß ich jetzt ungehindert dem Ziele meiner Wünsche entgegen sehen kann!

Ich glaube, daß ich so glücklich gewesen bin, mir während meines Aufenthalts in Zürich Lavater's Zuneigung zu erwerben; denn er hat mir mehrere unzweideutige Beweise davon gegeben. Er hat Pläne gemacht, mir dort, wenn es nöthig wäre, Arbeit genug zu verschaffen, hat mir erlaubt, so oft und so lange ich wollte, sein, in seiner Art einziges Cabinet zu besuchen, und hat seinen Bruder, sich und seine Frau von mir zeichnen lassen. Mit dem, was ich für ihn gearbeitet habe, war er im Ganzen zufrieden, und dem,

was er daran auszusetzen hatte, konnte ich leicht, und zu seiner völligen Zufriedenheit abhelfen. Aber bei alle dem habe ich doch zugleich gesehen und bin durch Gründe davon überzeugt, daß Lavater, obgleich junge Leute unter ihm viel Fertigkeit in Aug und Hand erlangen, doch nie einen Künstler im wahren Sinne des Wortes bilden wird. Von eigentlicher Kunst weiß er wirklich zu wenig, um Andere zu bilden, so viele und scharfsinnige Bemerkungen er auch als Physiognom und Psycholog über den Menschen gemacht hat. Hier geht es ihm gerade, wie mit seiner Philosophie, die nur einzig und allein für ihn brauchbar ist.

Was Lavater unter seiner Aufsicht und nach seinem Sinne machen läßt, wird gewissermaßen Fabrikarbeit. Er ist ein sonderbarer Liebhaber von starkem Colorit, und das Schlimmste ist, daß er in seiner Schule für Alles nur ein einziges Colorit hat. So ließ er z. B. von einem seiner Zöglinge die Zeichnung von Ihnen, die ich ihm mitbrachte, copiren, in Farben, wenn ich so sagen darf, übersetzen, und dermaßen roth und braun malen, daß sie durch diese übermäßige Färbung völlig unkenntlich ward; und doch war ihm das

recht. Ich glaube, wäre ich länger bei ihm geblieben, ich würde über diesen Punkt manche Debatten mit ihm gehabt haben.

Ich habe auf meiner Reise von Zürich bis Bern vier Tage zugebracht, weil ich unterwegs verschiedene Merkwürdigkeiten zu besehen hatte, und bin am ersten November in Bern eingetroffen. Die Wonne des Augenblicks, wo ich Baggesen umarmte, wage ich Ihnen nicht zu beschreiben.

Baggesen hatte mir eine so liebevolle Aufnahme in dem Hause seiner Schwiegerältern bereitet, daß ich hier bald wie zu Hause war. In den ersten Tagen habe ich fast täglich bei ihnen gespeiset, und nun wohne ich seit etwa drei Tagen bei einem Herrn Haller, der der jüngste Sohn des großen Haller und ein Onkel der Madame Baggesen ist. Nie habe ich in einer Familie solche Schönheit, Wohlgestalt und körperliche Stärke gesehen, als in der Hallerschen. Die Mutter der Madame Baggesen, ihre Tante, ihre Schwester, alle von dieser Familie, die ich bis jetzt kenne, zeichnen sich durch jene Wohlgestalt aus; vorzüglich aber dieser Haller, bei dem ich wohne. Er ist der erste Mann, der mein Ideal von männ-

Ihre Schwestern, wenn sie sich, wie sie Beruf haben, aufopfern, und dann ergeben sie sich lieber, als daß sie sich aufopfern. Ich habe es oft gesehen, daß Schwestern, die sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten, sie so lösten, daß sie Kranke, Ärzte und Schwestern zur Verzweiflung brachten, und dann ging sie fort, und sie hatten Ruhe. Ich habe es oft gesehen, daß sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlten, und sie lösten sie so

Wien zu gehen, und dieſe kleinere Reiſe als eine Vorbereitung auf die größere zu machen. Nach einigen Minuten war Baggeſen auch, in Erwägung aller obigen Umſtände, auf der Stelle entſchloſſen; wir nahmen ſogleich alle Landcharten zur Hand, und reiſten auf allen nur möglichen Wegen nach Wien, und im künftigen Herbſte nach Italien.

Seit ich hier bin, wird mit Macht Italieniſch gelernt, und in Wien, hoffe ich, werden wir durch fortgeſetzten Fleiß uns der Sprache in ſoweit bemächtigen, daß wir uns mit den Eingebornen des Landes verſtändigen können. Ohne dieſe nothwendige Vorbereitung würden wir zu viel riskiren, in einem Lande, wo man vor Prellereien aller Art nicht behutſam genug ſeyn kann. Alſo zuerſt nach Wien. In Wien bedürfen wir, unter andern unentbehrlichen Dingen, auch der Empfehlungen Reinhold's. Wir kennen die Liebe und Bereitwilligkeit unſeres vortrefflichen Freundes ſo gut, daß wir dieſer Gefälligkeit im Voraus verſichert ſind.

Ewig Ihr Sie verehrender und liebender

Fernow.

Fernow's Aufenthalt in Bern. Auszug aus seinem Tagebuche.

Sonnabend, den 2. November.

Früh um zehn Uhr ging ich auf die Promenade bei der Kirche, wo man eine schöne Aussicht gegen Süden hat, von der mir aber, wegen des umwölkten Himmels, der schönste Theil, die Schneegebirge, verborgen blieb. Der Platz zur Promenade ist nicht groß; aber die schönen Alleen, die vielen Sitze mit den Fußbretern, die Kirche, eines der schönsten gothischen Gebäude, die ich jemals sah, die beiden Pavillons auf der Balustrade, die tief unten brausende Aar, welche hier, besonders wenn sie reich an Wasser ist, sehr reißend und tobend seyn muß, und die herrliche Aussicht machen diesen kleinen Platz zu einem der reizendsten öffentlichen Spaziergänge, die ich jemals gefunden habe. Die vortrefflichen Arkaden, wodurch sich Bern vielleicht vor allen andern Städten Europen's unterscheidet, geben dieser Stadt einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz, der sie jedem Fremden auf den ersten Anblick empfiehlt. Die Reinlichkeit der Gassen, und die schönen massiven Häuser, die breiten und geraden Straßen, und die

Alle Arbeit auf Holz ist Handlohn-Arbeit, sie sei, wo sie wolle. Wenn z. B. Gebäude dem Verfall nahe sind, so ist es Pflicht, sie zu erneuern, und wenn sie auch nur mit Stroh gedeckt sind, so ist es Handlohn-Arbeit, wenn sie mit Ziegeln gedeckt werden. Ebenso ist es Handlohn-Arbeit, wenn Gebäude, die mit Ziegeln gedeckt sind, mit Schiefer gedeckt werden.

Wenn Gebäude, die mit Schiefer gedeckt sind, mit Ziegeln gedeckt werden, so ist dies nicht Handlohn-Arbeit, weil Ziegel schwerer sind als Schiefer. Wenn aber Gebäude, die mit Ziegeln gedeckt sind, mit Schiefer gedeckt werden, so ist dies Handlohn-Arbeit, weil Schiefer schwerer sind als Ziegel.

Wenn Gebäude, die mit Stroh gedeckt sind, mit Ziegeln gedeckt werden, so ist dies nicht Handlohn-Arbeit, weil Ziegel schwerer sind als Stroh. Wenn aber Gebäude, die mit Ziegeln gedeckt sind, mit Stroh gedeckt werden, so ist dies Handlohn-Arbeit, weil Stroh leichter ist als Ziegel.

Wenn Gebäude, die mit Stroh gedeckt sind, mit Schiefer gedeckt werden, so ist dies nicht Handlohn-Arbeit, weil Schiefer schwerer sind als Stroh. Wenn aber Gebäude, die mit Schiefer gedeckt sind, mit Stroh gedeckt werden, so ist dies Handlohn-Arbeit, weil Stroh leichter ist als Schiefer.

Wie ist es möglich, meine Schwester Augusta Maria, auf so kleine, so geschäftliche Dinge noch sich besinnen zu können, wenn man in Gedanken ist, wie Du es gewesen sein mußt, als Du mir Deine Zeilen schriebst? Ich habe Dir gesagt, daß, wenn Du nicht Deine Briefe mit Deinem Namen unterschreibst, ich sie nicht lese, und Du hast mir geschrieben, Du wolltest es nicht vergessen. Wie kann man, meine Schwester, so sehr in Gedanken sein, daß man sich nicht einmal mehr seines Namens erinnert? Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich nicht mehr Augusta Maria, sondern Maria Augusta nenne

sen sagte mir gestern, er habe einen italienischen Sprachmeister annehmen wollen, aber in ganz Bern keinen auftreiben können. Beim Erwachen, siehe! finde ich einen in dem, neben dem meinigen stehenden Bette, der vor zwölf Tagen hier angekommen ist, um in Bern die italienische Sprache zu lehren, ein Franzose von Geburt; der aber kein Teutsch kann, und mit dem ich schon den ganzen Morgen geradebrecht habe.

Nachmittags ging ich auf den Wall, um bei heutigem heitern Wetter die Schneeberge zu sehen. Einziger, unaussprechlicher, erhabener Anblick! Welche Masse, welche unübersteigliche Höhen! Noch immer hatte ich gezweifelt, ob die Berner Schneeberge einen schönern Prospekt geben würden, als die man über den Zürchersee sieht. Aber sie übertreffen diese weit, scheinen näher, sind gewaltiger, höher, schroffer, unersteiglicher und schöner von Form und Massen. Heute sah ich zum ersten Male die Jungfrau, die Wetterhörner, das Schreckhorn, das Finsteraarhorn; die höchsten Spitzen der Schweizergebirge, wenn man den Montblanc ausnimmt, der hier nicht sichtbar ist. Sie scheinen so nahe, daß man glaubt, in zwei bis vier Stun-

den hinkommen zu können, sie scheinen so hell und rein, daß man glaubt, einzelne Menschen auf dem reinen Schnee erkennen zu können, und doch sind sie 8 bis 20 und mehr Stunden von hier entfernt. Ungern trennte ich mich von dem Anblicke, und ging mit Baggesen nach Hause. Wir sprachen noch mit dem italienischen Sprachmeister über die Art des Unterrichts, und machten zugleich einen kleinen Anfang.

Den 6. November.

Ich ging, um meine Garderobe in etwas zu ergänzen, zum Schneider Biziot, einem Franzosen, der immer Ihr statt Sie sagte, welches mir sonderbar klang. Ich glaubte vor einem Fürsten zu stehen, indem ich vor meinem Schneider stand. Heute fing ich Hallers Porträt an, von drei bis sechs Uhr war ich in der italienischen Stunde. Baggesen lernt entsetzlich leicht und geschwind.

Den 18. November.

Heute besuchte ich mit Baggesen den Bildhauer Sonnenschein. Ihn selbst fanden wir nicht zu

Zeit, wo die Zeit Kinder hat und es
die Kinderzeit, wo die Zeit Kinder
hat, wo die Kinder Zeit haben, wo
die Zeit Kinder hat, wo die Kinder
Zeit haben, wo die Kinder Zeit
haben, wo die Zeit Kinder hat, wo
die Kinder Zeit haben, wo die Zeit
Kinder hat

Das erste Buch in seiner Form.

Wie es in Europa.

Im Jahr 1455 wurde in Mainz die Buchdruckerkunst erfunden. Vorher waren alle Bücher mit der Hand geschrieben, und es gab nur wenige Bücher, weil es sehr viel Mühe machte, ein Buch zu schreiben. Wie es in Europa, so ist es auch in Japan. Dort sind die Bücher mit der Hand geschrieben, und es gibt nur wenige Bücher, weil es sehr viel Mühe macht

Reise, einmal wiedersehen und mein Abentheuer Dir an traulichen Winterabenden erzählen werde. Denke Dir meine Wonne, wenn ich unsern alten Carstens in Rom wiedersehe! Daß er nur nicht bis künftigen Winter nach Teutschland zurückgeht!

Der erotischen Muse habe ich auf immer Lebewohl gesagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffentlich produziren darf, und ich denke auch seit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Ueberhaupt werde ich mich wohl in der Folge weniger mit kleinen poetischen Arbeiten beschäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil! Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italienisch, und wir werden es in Wien auch eifrig fortsetzen, um uns so gut wie möglich zu unsrer italienischen Reise zu präpariren. Nicht wahr, Du beneidest mich ein wenig? Ich denke im Grunde: besser beneidet, wie bedauert, und bin doch überzeugt: Du gönnst mir meine schönen Aussichten von ganzer Seele.

Ich hoffe noch sicher darauf, Dich vor meiner Abreise nach Italien künftigen Frühling hier in

der Schweiz zu sehen, und denke nicht vergebens zu hoffen. Komm lieber, theurer Bruder, und durchwandle mit mir die Schweiz. Mit 200 Rthlrn. kannst Du, besonders wenn Du Dich einschränken willst, und entbehrlichen Bedürfnissen entsagen gelernt hast, die ganze Reise bestreiten. Ich habe meinen Weg von Jena bis Zürich zu Fuße gemacht, bin vier Wochen unterweges gewesen, habe mir nichts versagt, was ich bedürfte, und die ganze Reise von einigen und sechzig Meilen kostet mich nicht mehr als 18 Rthlr. Wenn Du auch noch einmal so viel verbrauchst, so kommst Du doch hinlänglich aus. Da Dein Vater Dir überdies versprochen hat, Dich, nach vollendetem Studiren, eine Reise machen zu lassen, so denke ich, wird er um so eher Wort halten. Thue, was Dir irgend möglich ist, wir wollen hier selige Tage verleben! Die Schweiz ist doch das einzige Land auf Gottes Erdboden, wo kein uninteressantes Fleckchen ist. Ich bin hiervon überzeugt, obgleich ich erst, so zu sagen, die Vorrede gelesen habe, denn gerade diese vierzig Stunden, die ich in der Schweiz gereiset bin, sind das Uninteressanteste, das am wenigsten Schweizerische, und

doch bin ich zufrieden. Der Rheinfall, der Zürchersee, ein großer Theil der Juragebirge, die Aussichten auf die Schneeberge in Zürich und vorzüglich hier, haben mir schon gezeigt, was ich zu erwarten habe.

Leider ist jetzt der Himmel ewig mit Nebel und Wolken bedeckt, besonders in der Gegend der Gebirge, so daß ich nur erst zweimal an heitern Tagen diese unbeschreibliche Aussicht habe genießen können. Ich sehne mich nach dem Sommer, wo ich diesen Naturwundern näher seyn und die Schönheiten ihrer reizenden und schreckenvollen Thäler genießen werde.

Nirgends fand ich, so viel Orte Teutschlands ich sah und so viele Schönheiten ich auch musterte, so viel reizende und schöne Mädchen, besonders in den höhern Ständen, als hier. Bern ist das Cirkassien der Schweiz. So selten man an andern Orten eine Schönheit findet, so selten findet man hier eine Mißgestalt. Alle sind schön, von hoher, schlanker Jugendgestalt, von blühenden Wangen und den strahlendsten, beredtsten Augen, die bis in den innersten Winkel des Herzens hinabblitzen. Man darf nur eine Straße hinab-

„gehen, um wenigstens einem halben Dutzend solcher herrlichen Geschöpfe zu begegnen, wo man eine noch schöner, als die andere, und die letzte immer als die schönste findet.

Einige dieser Heben, Junonen und Grazien habe ich bereits nachgebildet, und jede noch eine Stunde länger, als gewöhnlich, sitzen lassen, um mich recht mit Muße an ihrer Schönheit zu weiden. Selbst das abscheuliche Teutsch, das man hier spricht, wird in ihrem Munde lieblich und wohllautend. Mit einem Worte: Bern ist ein Himmel für den, der schöne Weiber lieb hat. Ein Muselmann würde hier sein Paradies, und in jeder Schöne eine Houri sehen. Aber Du weißt, reine Schönheit gewährt nur durch Anschauung Genuß; damit habe ich mich bis jetzt denn auch begnügt.

Grüße alles, was meiner gedenkt, und laß mich bald etwas von Dir lesen. Entweder im Schatten der Alpen, oder nach einigen Jahren in den sandigen Ebenen Deines Vaterlandes umarmt Dich wieder

Dein Dich brüderlich liebender

Fernow.

Wie Heinz Rosenbart zu Ehren in Graz Bürger wurde. Heinz Rosenbart ist tot, sagt man. Er ist in Graz gestorben, wo er seine letzten Jahre verbrachte. Er ist tot, sagt man. Aber wenn er tot ist, warum sitzt er dann in seinem Garten, wo Rosen blühen, und spielt mit seinen Enkeln? Warum sitzt er dann in seinem Arbeitszimmer, wo Bücher stehen, und schreibt? Warum sitzt er dann im Theater, wo er sich, wie früher, an seinen Erfolgen freut?

Die Geschichte des Lebens.

Heinz Rosenbart ist nicht tot. Er ist nicht gestorben, wie andere Menschen sterben. Er ist nicht gestorben, weil er nicht sterben wollte. Er ist nicht gestorben, weil er sich weigerte, zu sterben. Er ist nicht gestorben, weil er sich weigerte, zu sterben, weil er sich weigerte, zu sterben, weil er sich weigerte, zu ster

ich hier bin, werde ich der waltenden Vorsehung danken, daß sie mich auf dem labyrinthischen Pfade meines Lebens gerade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Aussicht vor meinem Blicke zu verschwinden schien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchstes Glück seyn konnte, bereits resignirt hatte; daß sie unter Tausenden mich des Vorzugs würdigte, den Faden meines Schicksals an Ihr und Baggesens seltnes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle süßerer Freuden zu öffnen, als ich bis dahin kannte, und deren Besitz, selbst in meinen kühnsten Hoffnungen, ich mir nicht vorzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen über dieses. Ihre Lehren haben meinem Geiste in dem ungewissen Dunkel, worin er herumirrte, einen sichern Leitstern gezeigt, und Regionen geöffnet, die ihm sonst für immer verschlossen geblieben wären; Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens schätzen, die einzige Bestimmung meines Daseyns kennen, lieben und erringen gelehrt. O, könnte ich Ihnen heute, durchdrungen von inniger Liebe und Verehrung meinen Dank so lebhaft ausdrücken, wie ich ihn, so oft ich den Gang

meines Schicksals übersehe, in meinem Herzen empfinde!

Den 2. Januar.

So weit hatte ich gestern geschrieben, als man Ihren, mir unaussprechlich lieben Brief brachte; wie sehr danke ich Ihnen für diese Freude! Ich will jetzt, so gut ich kann, Ihnen einige Nachrichten von unserer Reise mittheilen. Wir wanderten am dritten December 1793 aus Bern. Baggesen, Liedemann, der daselbst drei Tage vorher angekommen war, und ich, überstiegen einige der kleineren Gebirge, und kamen am sechsten in Zürich an, wohin Rossolini, den Sie jetzt schon kennen werden, und der hernach bis Augsburg mit uns reisete, bereits acht Tage vorher abgegangen war. Lavaters Wiedersehen und Fichte's Bekanntschaft nenne ich hier als das Merkwürdigste für mich. Am achten reiseten wir wieder von Zürich ab. Fichte begleitete uns fünf Stunden bis Richterswyl. Hier machten wir die Bekanntschaft Pestalozzi's, zu welchem Fichte uns führte, und wo ich den Abend und folgenden

Morgen eine der geistreichsten Unterhaltungen meines Lebens genoß.

In den folgenden Tagen bestiegen wir bei schönem sonnigen Wetter die Toggenburger Gebirge, und kamen durch einen Theil des Appenzeller Landes über St. Gallen, und am eilften December an die Gränzen der Schweiz. So wie wir der Schweiz Lebewohl sagten, verließ uns auch das schöne Wetter. Um nicht in Regen und Koth zu waten, fuhren wir bis Bregenz, von wo wir unsern Weg wieder an folgenden Tagen zu Fuße fortsetzten.

Wir befanden uns jetzt auf österreichischem Boden, und man gab uns dies auf eine sonderbare Art zu verstehen. Wir gingen am zwölften früh, nichts Widriges ahnend, aus Bregenz, und waren eben etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als zwei Soldaten aus allen Kräften hinter uns gelaufen kamen, um uns einzuholen. Mich, der ich von der ganzen Karawane am verdächtigsten aussah, griff der eine an die Brust: „Steh Kerl! Du mußt mit nach Bregenz zurück!“ rief er. Der andere machte es mit Baggesen eben so. Wir faßten uns, sahen bald, daß

von Frau Wohlgemuth und andern aus. Sie, mit Hans, Gabriel und Ida zu einem Ausflug nach Bern

Gesetzes, so wie der Vorschriften über die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten, sind von den Vorgesetzten Behörden, und zwar in der Regel von dem Kreisamte, zu bestätigen.

Die Bestätigung ist zu versagen, wenn die Wahl nicht den Vorschriften gemäß vorgenommen worden ist, oder wenn gegen die Person des Gewählten gegründete Einwendungen vorliegen.

Wird die Bestätigung versagt, so ist binnen 14 Tagen eine neue Wahl vorzunehmen.

Wird auch diese Wahl nicht gehörig vollzogen, oder wird die Bestätigung auch zum zweiten Male versagt, so ist die Ernennung des Vorstehers und seines Stellvertreters der Obrigkeit des Ortes überlassen.

Die Bestätigung ist binnen 14 Tagen nach Vorlage der Wahl-Verhandlung zu ertheilen oder zu versagen.

Wird sie binnen dieser Frist weder ertheilt noch versagt, so gilt sie als ertheilt.

Die Bestätigung ist dem Gewählten und der Gemeinde-Vertretung bekannt zu machen.

Mit der Bestätigung tritt der Gewählte in sein Amt ein.

Die Bestätigung kann nur aus Gründen versagt werden, welche die Gesetze für die Ausschließung oder Entlassung eines Vorstehers aufstellen.

Wird die Bestätigung versagt, so ist binnen 14 Tagen eine neue Wahl vorzunehmen.

Wird auch diese Wahl nicht gehörig vollzogen, oder wird die Bestätigung auch zum zweiten Male versagt, so ist die Ernennung des Vorstehers und seines Stellvertreters der Obrigkeit des Ortes überlassen.

Die Bestätigung ist binnen 14 Tagen nach Vorlage der Wahl-Verhandlung zu ertheilen oder zu versagen.

Wird sie binnen dieser Frist weder ertheilt noch versagt, so gilt sie als ertheilt.

Die Bestätigung ist dem Gewählten und der Gemeinde-Vertretung bekannt zu machen.

Mit der Bestätigung tritt der Gewählte in sein Amt ein.

Die Bestätigung kann nur aus Gründen versagt werden, welche die Gesetze für die Ausschließung oder Entlassung eines Vorstehers aufstellen.

auf Kap. 8 der Verfassung vollständig zu setzen.

Kap. 8 der Verfassung lautet: „Die Wahl kann auf Personen getroffen werden, welche das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben, in Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern auf solche, welche das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Wahl kann auf Personen getroffen werden, welche in dem Wahlbezirke, in welchem sie gewählt werden, ihren Wohnsitz haben. Ausgeschlossen von der Wählbarkeit sind: 1. Diejenigen, welche nicht die Fähigkeit besitzen, öffentliche Ämter zu bekleiden; 2. Diejenigen, welche durch Urteil des Gerichtshofes für Verfassungsstreitigkeiten der Wählbarkeit verlustig erklärt sind; 3. Diejenigen, welche durch Urteil des Gerichtshofes für Verfassungsstreitigkeiten der Ausübung des Wahlrechtes verlustig erklärt sind; 4. Diejenigen, welche durch Urteil des Gerichtshofes für Verfassungsstreitigkeiten der Ausübung des Wahlrechtes verlustig erklärt sind; 5. Diejenigen, welche durch Urteil des Gerichtshofes für Verfassungsstreitigkeiten der Ausübung des Wahlrechtes verlustig erklärt sind;

Hoffnung, Liebe, Glaube, und schaut in die Ferne, wo Licht und Leben ist, wo Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit ist, wo Gott ist, und wo wir Gott sehen werden, wie er ist. Und wenn wir dann Gott sehen, wie er ist, dann werden wir auch ihm ähnlich sein, dann werden wir ihn lieben, wie er uns liebt, dann werden wir ihn ehren, wie er uns ehrt, dann werden wir ihn anbeten, wie er uns anbetet, dann werden wir ihn verherrlichen, wie er uns verherrlicht. Dann werden wir Gottes Kinder sein, wie Christus Gottes Kind ist, dann werden wir Brüder sein, wie Christus unser Bruder ist, dann werden wir Gott sein, wie Christus Gott ist, dann werden wir Christus sein, wie Christus ist. Dann werden wir Christus sein, wie Christus ist, dann werden wir Christus sein, wie Christus ist. Dann werden wir Christus sein, wie Christus ist, dann werden wir Christus sein, wie Christus ist.

1 Mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah
2 mahe gemessig hier für sich. Mahe gefällig
3 mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah

4 Mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah
5 mahe gemessig hier für sich. Mahe gefällig
6 mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah

7 Mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah
8 mahe gemessig hier für sich. Mahe gefällig
9 mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah

10 Mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah
11 mahe gemessig hier für sich. Mahe gefällig
12 mahe mah mah ma ma ma pfeffrig, mah

Pupillen und verfolgen sie bis zum 20. Jahre.

Die Lehrlinge werden auf drei Jahre gedungen, die Lehrzeit kann aber auf zwei Jahre abgekürzt werden. Nach Beendigung der Lehrzeit werden sie freigesprochen und erhalten ein Zeugniß. Sie müssen dann noch drei Jahre in der Lehre bleiben, wenn sie nicht eine Strafe bezahlen wollen. Diese Strafe beträgt 100 Thaler. Wenn sie aber nach Beendigung der Lehrzeit noch drei Jahre in der Lehre bleiben, so erhalten sie ein Geschenk von 100 Thalern.

Die Lehrlinge müssen ihrem Meister gehorchen, ihm treu sein und ihn vor Schaden warnen. Sie müssen ihm auch Ehre machen, d. h. sie müssen sich gut aufführen, damit ihr Meister nicht in Verruf kommt.

Die Meister müssen ihren Lehrlingen Kost und Wohnung geben, sie gut halten und ihnen Lehrgeld bezahlen. Sie müssen ihnen auch Kleider geben, wenn sie ausgelernt haben.

Wenn ein Lehrling seinem Meister davonläuft, so muß er ihm das Lehrgeld wieder bezahlen. Wenn er aber nicht bezahlen kann, so muß er noch drei Jahre in der Lehre bleiben.

Wenn ein Lehrling seinem Meister Schaden thut, so muß er ihn ersetzen.

Wenn ein Lehrling seinem Meister nicht gehorcht, so kann ihn der Meister bestrafen.

Wenn ein Lehrling seinem Meister Ehre macht, so kann ihn der Meister belohnen.

Wenn ein Lehrling seinem Meister nicht treu ist, so kann ihn der Meister fortjagen.

Wenn ein Meister seinem Lehrling nicht Kost und Wohnung gibt, so muß er ihm das Lehrgeld wieder bezahlen.

Wenn ein Meister seinem Lehrling nicht Lehrgeld bezahlt, so muß er ihm Kleider geben, wenn er ausgelernt hat.

Wenn ein Meister seinem Lehrling Schaden thut, so muß er ihn ersetzen.

Wenn ein Meister seinem Lehrling nicht Ehre macht, so kann ihn der Lehrling fortjagen.

Wenn ein Meister seinem Lehrling nicht treu ist, so kann ihn der Lehrling fortjagen.

Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus

Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze. Wir bezeichnen die Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze, die einen Satz wahr machen, als die Wahrheitsmöglichkeiten dieses Satzes. Wenn einer Wahrheitsmöglichkeit ein Satz entspricht, so heißt das: der Satz wird wahr sein, wenn diese Wahrheitsmöglichkeit wirklich ist. Und ferner: die Wahrheitsmöglichkeit, die einen Satz wahr macht, wird eine Wahrheitsmöglichkeit des Satzes genannt. Wenn eine Wahrheitsmöglichkeit den Satz falsch macht, so sage ich: sie widerspricht dem Satz. Die Wahrheitsmöglichkeit, die dem Satz widerspricht, heißt die Negation des Satzes.

Jeder Satz muß einen Sinn haben; das kann ihm nicht durch seine Verneinung genommen werden, denn gerade sie setzt ja voraus, daß er einen Sinn hat. Und dasselbe gilt für jede Wahrheitsmöglichkeit: was durch sie gesagt wird, muß sie haben; nichts kann durch ihre Verneinung genommen werden. Jeder Satz, der eine Wahrheitsmöglichkeit mit sich selbst gemein hat, ist nicht Negation. Jeder Satz, der alle Wahrheitsmöglichkeiten mit sich selbst gemein hat, ist nicht Negation. Jeder Satz, der alle Wahrheitsmöglichkeiten mit sich selbst gemein hat, ist nicht Negation. Jeder Satz, der alle Wahrheitsmöglichkeiten mit sich selbst gemein hat, ist nicht Negation.

Ungarn, ging nach Wien, Prag, Leipzig und Berlin, und kehrte, nachdem er Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, England, Schottland, Irland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Russland und Polen besucht hatte, über Preußen, Sachsen, Baiern, Tirol und Salzburg in seine Heimath zurück. Er hatte auf dieser Reise 3 Jahre und 3 Monate zugebracht, und sich überall mit Gelehrten in Verbindung gesetzt.

Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Naturgeschichte und Botanik an der Universität zu Pest, und Director des botanischen Gartens daselbst. Er starb am 15. Januar 1834 an einem Nervenfieber, das er sich durch Erkältung auf einer botanischen Excursion zugezogen hatte.

Fieldkirch in the season of Easter.

Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist die Freude, die Lust und Liebe aller Menschen, die ihn hören. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott lobt, der Gott ehrt, der Gott liebt. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist. Wer gerne Lieder in Gesellschaft singt, der ist ein Mann, der Gott dient, der Gott gefällt, der Gott wohlgefällig ist.

§. 27. Fortsetzung. 2) Fall des Wortes aus.

Im §. 26 haben wir in Nr. 1 und 2 Beispiele, wobei das Wort aus dem Satze fällt.

Wenn ein Wort, das in einem Satze steht, aus demselben fällt, so wird dadurch der Satz verkürzt, und es entsteht ein neuer Satz, der aber nicht mehr ganz vollständig ist. Dieser neue Satz heißt ein Satz mit Fall des Wortes aus.

Wenn ein Satz mit Fall des Wortes aus gebildet werden soll, so muß man sich vorher einen vollständigen Satz denken, und dann das Wort, welches aus dem Satze fallen soll, bestimmen.

Wenn z. B. der vollständige Satz heißt: Der Mann ist gut, und das Wort, welches aus dem Satze fallen soll, das Wort ist, so heißt der Satz mit Fall des Wortes aus: Der Mann gut.

Wenn der vollständige Satz heißt: Der Mann ist gut, und das Wort, welches aus dem Satze fallen soll, das Wort der, so heißt der Satz mit Fall des Wortes aus: Mann ist gut.

Wenn der vollständige Satz heißt: Der Mann ist gut, und das Wort, welches aus dem Satze fallen soll, das Wort Mann, so heißt der Satz mit Fall des Wortes aus: Der ist gut.

An Herrn Professor Reinhold.

Florenz, den 17. März 1794.

Mein verehrungswürdiger Lehrer und Freund.

Schreiben Sie es einzig den vielen Hindernissen und Zerstreuungen der Reise zu, daß ich Ihnen so lange keine Nachrichten von der Gesundheit unsers Baggesen — die meinige versteht sich von selbst, und von dem glücklichen Fortrücken unsrer Reise gegeben habe. So sehr auch in einer zahlreichen Gesellschaft das Vergnügen der Reise gewinnt, so raubt sie doch zugleich fast alle Muße, die man allein, oder in kleinen Gesellschaften den beständigen Störungen abgewinnen kann. So geht es mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lavine heranwachsen kann, so rollte auch ich, vom Schicksal fortgestoßen, von Jena's nackten Bergen herab, vereinigte mich in Bern mit Baggesen, Rossolini und Liedemann, welche aber beide nur eine Strecke lang mit uns rollten; in Klagenfurt mit Herbert und Rauscher; in Venedig mit Doktor Friedländer aus Königsberg, und in Verona mit Erhard;

und ich habe sie nun. Das Schicksal hat es. Ihnen, das verbrecherische Kerlen schon Mehr, Verbrechen begangen, als Sie ahnen, ist es gelungen, mich in Ihre Hände zu liefern. Sie haben mich und zwar auf Grund jener, gefälschten Briefe, die Sie mir selbst geschrieben haben, um mich in Ihre Gewalt zu bekommen. Sie haben mich, und ich bin, wie ich bereits sagte, auf Gnade und Ungnade Ihnen ausgeliefert. Ich weiß, daß Sie mich nicht freigeben werden, daß Sie mich nicht eher von Ihrem Schlosse, von Ihrem Gut, von Ihrer Gesellschaft entlassen werden, bis Sie mich Ihrem Willen gebeugt haben, bis Sie mich zu Ihrem Sklaven gemacht haben. Ich weiß, daß Sie mich, wie Sie es bereits getan haben, mit Ihrer Verachtung strafen werden

dem Anblick der guten Anstalten des dortigen Künstlerinstituts, von der Menge vortrefflicher Kunstwerke, die Bologna besitzt, von dem Eindruck, den diese auf mich machten, und von dem Genius der Menschlichkeit, der ihn nie verläßt, dazu beseelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beisteuer von hundert Gulden anbot, wenn ich Lust hätte in Bologna zu bleiben und zu studieren. Ueberrascht von dieser unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts, als danken.

Ich sagte Baggesen von diesem neuen Stern an dem Horizonte meines Schicksals; er war erfreut, lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entschluß, es für's Erste anzunehmen, und wir sprachen ausführlicher darüber. Daß von hundert Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben sey; daß ich es mit dieser kleinen Summe in der Tasche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu bestimmen, in einem fremden Lande, und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künstlern fehlt, die geschickter sind, als ich, daß ich daher, wenigstens in den ersten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten

dürfe, und auch selbst dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht blos darin besteht, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich ganz ohne Arbeit um Brod, mich ruhig dem Studium der Kunst überlassen, oder ferner ums Brod arbeiten und auf weitere Künstlerbildung Verzicht thun müsse; dies war ungefähr das Resultat meiner Ueberlegungen, die mich abhielten, daß ich nicht mit beiden Händen Herbert's Antrag annahm.

Herbert sowohl, als Baggesen fanden meine Einwendungen gegründet genug, und versprachen mir, diese Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung so zu heben, daß ich in den Stand gesetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt, und die daraus nothwendig entspringende Versäumniß und die Störungen im Studium, wenigstens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen besonders auf den jungen Grafen von Burgstall, der jetzt bei Ihnen lebt, einen edlen, reichen und ledigen Mann, von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Ansprüche, als die er ihm selbst geben will, auf seinen Ueberfluß

haben könnte, zu beeinträchtigen, eine solche Unterstützung wohl annehmen dürfte.

Wenn ich je einen Menschen um Unterstützung ansprechen muß, so will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort groß in der Welt gäng und gebe ist) thun. So viel ich von dem Grafen gehört, und aus Ihrem eignen Briefe an Baggesen gesehen habe, ist er einer der edelsten, jungen Männer, und im völligen Besitze Ihrer Freundschaft und Ihrer Achtung.

Baggesen und Herbert haben mir versprochen, deshalb an Sie und den Grafen zu schreiben, Baggesen kann in der Stimmung, worein die Nachrichten aus Bern ihn versetzt haben, dies unmöglich jetzt thun, und Herbert's Tugend besteht, wie Sie schon längst wissen, mehr im Handeln, als im Briefschreiben. Um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein Schicksal zu kommen, wende ich selbst, mit Baggesen's Billigung, mich an Sie, und übergebe die Entscheidung desselben, in so fern sie von Ihrem Einfluß auf den Grafen und von Ihrer gütigen Anwendung desselben abhängt, in Ihre Hände. Viele unvergeßliche Beweise des

Kapitel. 44. Bon ber Schule Kapitel 44

Wer ſeine Kinderlehren, Weihnachtsfeier, ſeine Schulprüfungen, ſeine Schulentlaſſungen, ſeine Schulfeſte, ſeine Schulreiſen, ſeine Schulbücher, ſeine Schulſtrafen, ſeine Schulgebete, ſeine Schulſprüche, ſeine Schulſtunden, ſeine Schulferien, ſeine Schulbänke

den, aus dem ich einſt mit geläutertem Geſchmack, mit geübterer Hand und mit einem, von dem Ideale der Schönheit verklärten Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt mit reinem Sinn aufgefaßt, in mein kunſtbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer darſtellen kann.

So flüchtig ich während unſrer Reiſe auch nur die vorzüglichſten Malereien betrachten, ſo wenig ich ſie durch ruhige Betrachtung ganz verſtehen lernen konnte, ſo viel Nutzen habe ich doch von dieſem Durchlaufen durch die venetianiſche und lombardiſche Kunſtſchule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was damals in Nacht verhüllt lag, und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüſſel zu einer Hieroglyphe finde, ſo iſt das Bewußtſeyn, ihn gefunden zu haben, mir doch ein Beweis, daß ich einmal dieſe Sprache verſtehen, vielleicht noch ſelbſt ſprechen werde.

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unſrer Reiſe zu melden.

Je tiefer wir in Italien kommen, je intereſſanter wird Alles um uns her. Jedes Fleckchen

Erde ist hier bedeutend, entweder durch Schönheit der Gegenwart, oder durch den Geist der Vorzeit, der unter den gesunkenen Trümmern eines mächtigen, einst die Welt beherrschenden Volks, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe seiner Väter hat, den Wanderer anweht. Immer wird darum Italien das interessanteste Land der Welt bleiben; auch wenn es nicht diese üppigen Fluren, diese reizenden Hügel, diese gesegneten Thäler, diesen wollüstigen Himmel und diesen ewigen Frühling hätte.

Von Triest schwammen wir in einer Barke bei fast gänzlicher Windstille in dreißig Stunden den adriatischen Meerbusen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe, und keiner von uns hielt es rathsam, sich mit dem adriatischen Meere zu vermählen. Am drei und zwanzigsten Februar früh mit dem grauenden Morgen stiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir schon in den Lagunen, dieser schwimmenden Welt, und um zehn Uhr auf dem Markusplatze, in dessen Nähe wir, nach einer halbstündigen Kontumaz, uns debarkirten.

Partial plurals. Sanskrit kéwa-cit, Gk. ἔτι-τις, Lat. ali-qui, ali-cui, ali-quis, ali-quid, ali-quo, ali-quā, ali-quō, ali-quī, ali-quae, ali-quod, ali-quorum, ali-quibus, ali-quam, ali-quas, ali-quos, ali-quarum, ali-quem, ali-quo, ali-quā, ali-quibus, ali-quae, ali-qua, ali-quorum, ali-quibus, ali-quod, ali-qua, ali-quorum, ali-quibus, ali-quo, ali-quā, ali-quibus, ali-quī, ali-quae, ali-qua, ali-quorum, ali-quibus, ali-quos, ali-quas

Ἀδελφοί, ἐν ὑμῖν ἐστιν ἔρις καὶ ζῆλος καὶ
φιλονεικία καὶ διχοστασία καὶ διωγμὸς καὶ
ἀκαταστασία καὶ πόλεμος· ἐν τούτοις ἐκκόπτεται
ἡμῶν ἡ πολιτεία καὶ ἀσθενεῖ ἡ δόξα ἡμῶν καὶ
ἡ μεγάλη ἡμῶν ἐν Χριστῷ παῤῥησία ἀμβλύνεται,
καὶ ἐν πολλοῖς ἐκκλίνει ἡ ἀγάπη καὶ ἐν ταῖς
ἀκαταστασίαις ἀνατίθεται ἡ ἀκαταστασία καὶ
ἐπιτρέπεται ἐν ταῖς ἀκαταστασίαις. Ἐπεσεν
ἐφ' ἡμᾶς ἡ ἀκαταστασία καὶ ἡ ἀκαταστασία
ἐφ' ὑμᾶς.

Ἐπεσεν ἐφ' ἡμᾶς ἡ ἀκαταστασία καὶ ἡ ἀκαταστασία
ἐφ' ὑμᾶς. Ἐπεσεν ἐφ' ἡμᾶς ἡ ἀκαταστασία καὶ
ἡ ἀκαταστασία ἐφ' ὑμᾶς. Ἐπεσεν ἐφ' ἡμᾶς ἡ
ἀκαταστασία καὶ ἡ ἀκαταστασία ἐφ' ὑμᾶς. Ἐπεσεν
ἐφ' ἡμᾶς ἡ ἀκαταστασία καὶ ἡ ἀκαταστασία ἐφ'
ὑμᾶς. Ἐπεσεν ἐφ' ἡμᾶς ἡ ἀκαταστασία καὶ ἡ

in Schweden in der Mitte 18. Jhrh. Mem. Berge. der Akad., übers. v. Leske, 1. Bd. St. Petersb. 1782. 8. Ein Verzeichniß der Gebirge, die in Schweden und Norwegen liegen, findet sich auch in Hübners Geogr. Lexikon, 2. Th. Hamb. 1793. 8. Ueber die Gebirge in Norwegen s. Pontoppidan Norges naturlige Historie, 2. Th. Kopenh. 1753. 4. Ueber die Gebirge in Island s. Olafsen und Povelsen Reise durch Island, 1. Th. Kopenh. 1772. 4. Ueber die Gebirge in Lappland s. Linné Flora Lapponica. Amst. 1737. 8. Ueber die Gebirge in Finnland s. Gadolin Beskrifning öfver Finnland, 1. Th. Abo 1784. 8. Ueber die Gebirge in Rußland s. Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, 1. Th. St. Petersb. 1771. 4. Ueber die Gebirge in Polen s. Hartknoch Alt- und neues Preußen, 1. Th. Frankf. u. Leipz. 1684. Fol. Ueber die Gebirge in Preußen s. Hartknoch Alt- und neues Preußen, 1. Th. Frankf. u. Leipz. 1684. Fol. Ueber die Gebirge in Deutschland s. Hübners Geogr. Lexikon, 2. Th. Hamb. 1793. 8. Ueber die Gebirge in Frankreich s. Expilly Dictionnaire géographique, historique et politique des Gaules et de la France, 1. Th. Amst. 1762. Fol. Ueber die Gebirge in Spanien s. Bowles Introduccion al natural de España. Madrid 1775. 4. Ueber die Gebirge in Portugal s. Murphy View of Portugal. Lond. 1795. 8. Ueber die Gebirge in Italien s. Ferber Briefe aus Welschland. Prag 1773. 8. Ueber die Gebirge in Griechenland s. Pouqueville Voyage de la Grèce, 1. Th. Paris 1820. 8. Ueber die Gebirge in der Türkey s. Tournefort Voyage du Levant, 1. Th. Amst. 1718. 12. Ueber die Gebirge in Ungarn s. Fichtel Mineralogische Beschreibung der Karpathen, 1. Th. Wien 1791. 8. Ueber die Gebirge in Siebenbürgen s. Fichtel Mineralogische Beschreibung der Karpathen, 1. Th. Wien 1791. 8. Ueber die Gebirge in Asien s. Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, 1. Th. St. Petersb. 1771. 4. Ueber die Gebirge in Persien s. Olivier Voyage dans l'Empire Ottoman, l'Egypte et la Perse, 1. Th. Paris 1801. 4. Ueber die Gebirge in Arabien s. Niebuhr Beschreibung von Arabien. Kopenh. 1772. 4. Ueber die Gebirge in Afrika s. Bruce Reisen zu Entdeckung der Quellen des Nils, 1. Th. Leipz. 1791. 8. Ueber die Gebirge in Amerika s. Ulloa Nachricht von Südamerika, 1. Th. Leipz. 1781. 8. Ueber die Gebirge in Mexico s. Humboldt Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne, 1. Th. Paris 1811. 8. Ueber die Gebirge in Nordamerika s. Carver Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika, 1. Th. Berl. 1780. 8. Ueber die Gebirge in Neuholland s. Flinders Voyage to Terra Australis, 1. Th. Lond. 1814. 4.

allgemeine Ansicht, ohne Rücksicht auf Einzelheiten. Man sieht, wie Thomas, ohne Einzelne, die Gesamtheit der Dinge, die Welt, Gott, die Seele, die Tugenden, die Laster, die Wissenschaften, die Künste, die Gesetze, die Regierungsformen, die Kriege, die Verträge, die Bündnisse, die Handelsverbindungen, die Sitten, die Gebräuche, die Religionen, die Sekten, die Ketzereien, die Bekehrungen, die Heiligkeit, die Verdammung, die Hölle, die Seligkeit, das Paradies, die Ewigkeit, die Zeit, die Geschichte, die Vorsehung, die Freiheit, die Notwendigkeit, das Gute, das Böse, das Schöne, das Häßliche, das Wahre, das Falsche, das Gerechte, das Ungerechte, das Gesetzliche, das Ungesetzliche, das Gesunde, das Ungesunde, das Leben, den Tod, das Glück, das Unglück, das Wohl, das Weh, das Vergnügen, den Schmerz, das Lachen, das Weinen

Die gegen 4 Kilo. auf 100 Kilometer und Wagen, Zahler und Last zum Ziele Kilo. 84, Kilometer 100 Kilo. 8400 Kilometer. Dies ergibt für 1 Kilometer 84 Gramm. Nun ist aber der Widerstand, welchen ein Wagen auf der Bahn zu überwinden hat, 4 Kilo. per Zentner, also 4 Gramm per Kilo. Wagen und Last, mithin 84 Gramm per Kilometer. Es ist also der Widerstand, welchen ein Wagen auf der Bahn zu überwinden hat, 21 Mal so groß, als der Widerstand, welchen er auf der Straße zu überwinden hat.

Zu diesem Resultate sind verschiedene Physiker gelangt, welche sich mit der Untersuchung dieses Gegenstandes beschäftigt haben. Unter diesen ist Morin, welcher sich durch seine Versuche über die Reibung der Körper einen ausgezeichneten Namen erworben hat, zu nennen. Er hat gefunden, daß der Widerstand, welchen ein Wagen auf der Straße zu überwinden hat, 20 Mal so groß ist, als der Widerstand, welchen er auf der Bahn zu überwinden hat. Dieses Resultat ist dem vorhergehenden sehr nahe.

zu Zeit's Pensch's Zeit Zeiten Zeit Zeit Zeit.

Die Schöpfung, von dem ganzen großen Chor,

Mit Pauken, Trompeten, Flöten, Hoboen, Violinen, Violen, Violoncellen, Contrabässen, Fagotten, Clarinetten, Waldhörnern, Serpenten, Orgel und Clavier, und mit allen Kräften, die Gott, Herr, Vater, Sohn und Heiliger Geist, Himmel, Erde, Meer, Sonne, Mond, Sterne, Licht, Finsterniß, Engel, Menschen, Vögel, Fische, Thiere, Gewächse, Metalle, Steine, Elemente, Cometen, Wolken, Blitz, Donner, Regen, Schnee, Hagel, Sturm, Wind, Feuer, Wasser, Erde, Luft, Tod, Teufel und Hölle, Ewigkeit, Zeit, Zeit, Z

Ich bin alles bald los geworden, über die ich mich, daß man geschlagen hatte, gefreut hatte, und habe nur noch wenige Bücher, die ich mir aus Liebhaberei aufbewahrt habe. Ich habe mich nicht mehr gefreut, daß man mich schlug, als ich es zum ersten Male erfuhr, und ich habe es auch nicht mehr gefürchtet, als ich es zum letzten Male erfuhr.

Mein Leben ist darum nicht mehr und weniger wert geworden, daß man mich schlug, und ich habe es nicht mehr und weniger geliebt, daß man mich nicht schlug. Ich habe es geliebt, als ich es zum ersten Male erfuhr, daß man mich nicht schlug, und ich habe es geliebt, als ich es zum letzten Male erfuhr, daß man mich nicht schlug. Ich habe es geliebt, als ich es zum ersten Male erfuhr, daß man mich schlug, und ich habe es geliebt, als ich es zum letzten Male erfuhr, daß man mich schlug. Ich habe es geliebt, als ich es zum ersten Male erfuhr, daß man mich nicht schlug, und ich habe es geliebt, als ich es zum letzten Male erfuhr, daß man mich nicht schlug.

Herrn Professor Reinhold.

Mailand, den 26. März 1794.

Als ich Ihnen aus Florenz schrieb, glaubte ich nicht, daß ich mich Teutschlands Gränzen so bald wieder nähern würde, und doch bin ich jetzt schon wieder um fünfzig Meilen weniger von Ihnen entfernt.

Baggesen entschloß sich sogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten zu einer schnellen Rückreise, nachdem er den folgenden Posttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unserer Ankunft in Florenz von unserer bisherigen Reisegesellschaft, und sind nach einer sechstägigen Reise über die Apenninen zurück durch die Lombardei glücklich bis hierher gekommen. Es war meine Pflicht, sobald Baggesen es wünschte, ihm auf der Rückreise Gesellschaft zu leisten, da Herbert nicht sogleich mitgehen konnte. Baggesen war, wie Sie sich leicht vorstellen können, seit dem Empfang jenes Briefes sehr unruhig und betrübt, faßte sich jedoch während der Reise, durch allerhand Zerstreuungen ermuntert, etwas, so daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglich wurde und sich in Parma an

Auch gründet Mendelssohn Bartholdy mit den Musikern Hauptmann, Hiller, Rietz und Schleinitz in Leipzig das Conservatorium der Musik, das sich bald zu einer Musterschule für Musiker und Musikfreunde aus allen Ländern entwickelt. Mit Recht wird Mendelssohn Bartholdy als der Begründer der modernen Kunstmusik angesehen. Er ist es, der die Musik aus dem Bann der Kirche und der Oper befreit und sie zu einer selbständigen Kunst erhebt. Er ist es, der die Instrumentalmusik zu ihrer Höhe führt. Er ist es, der die Oratorien- und Liedkomposition auf eine neue Grundlage stellt. Er ist es, der die Ouvertüre zu einer selbständigen Form ausbildet. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Empfindung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Gedanken macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Phantasie macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Poesie macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Natur macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Liebe macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Freude macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Trauer macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Hoffnung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Verzweiflung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Rache macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Vergebung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Versöhnung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Erlösung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Auferstehung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Ewigkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Unendlichkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Vollendung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Vollkommenheit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Reinheit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Heiligkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Gottheit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Ewigkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Unendlichkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Vollendung macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Vollkommenheit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Reinheit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Heiligkeit macht. Er ist es, der die Musik zu einer Sprache der Gottheit macht.

Auswanderung auszubessern, die während unserer viermonatlichen Reise ziemlich gelitten hat.

Ich habe von unserer bisherigen Reise durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich so viel von Sprache und Landessitte lernte, als ich bedarf, um meine Reise nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuß machen werde, allein und ohne Gesellschaft zurücklegen zu können. Ich habe einen Freund in Rom, mit dem ich schon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zusammen gelebt habe, einen der geschicktesten, genievollsten Künstler jetziger Zeit, obgleich er nicht so bekannt ist, als er es verdient. Er heißt Carstens, ist ein Geschichtsmaler und vornehmlich ein großer Zeichner. Diesem habe ich von hier aus geschrieben, ihm meine glücklichen Aussichten, in Italien studieren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um sein Gutachten gebeten, ob ich besser thue: vorerst noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen, weil ich den Umgang dieses, als Künstler und als Mensch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht so bald

und so lange, als möglich, zu genießen wünschen sollte. Ich hoffe dem Baron Herbert, welcher von diesem Gedanken, der mir erst unterwegs gekommen ist, noch nichts weiß, wird es völlig gleich seyn: ob ich meine Laufbahn in Bologna oder in Rom beginne, da es darauf ankommt, wo ich am besten und glücklichsten meine Künstlerbildung erhalte, und ich denke, er wird mir in diesem Punkte freie Wahl lassen.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuversichtlich von der Unterstützung des Grafen Burgstall gesprochen habe. Gewiß wird mich der bescheidne Gedanke, daß ich auf keines Menschen Unterstützung, am wenigsten eines Unbekannten, Anspruch zu machen habe, nie verlassen, besonders jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, welches mir seit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundschaftlichen Antheil der vortrefflichsten Menschen zu Theil wurde, nie verdient habe, und daß ich es nur durch seinen möglichst weisen und würdigen Gebrauch verdienen kann. Und wahrlich! mein Glück soll mich nicht übermüthig machen. Ich

fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der, in der Schule des Schicksals erworbenen, Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Zeit und meiner Geisteskräfte so zu verbinden, daß ich mich nie scheuen darf, vor jedem Richterstuhle meine Rechnung abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß Ihr Unterricht und Ihre Freundschaft für mich nicht fruchtlos gewesen sind.

Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich

Ihr treu ergebenster

Fernow.

Aus Fernow's Tagebuche.

Lugano, den 2. März 1794.

Einer der herrlichsten Tage dieser Reise und meines Lebens! Doppelt schön nach der langweiligen Reise durch die ewige Ebene der Lombardei. Früh um fünf Uhr auf, die Sonne, noch hinter den Bergen, röthete den mir gegenüber liegenden Berg mit ihren ersten Strahlen, als ich das Fenster öffnete, und mit allen Sinnen neues Leben aus der reinen, stärkenden Alpenluft einsog. Welch eine reizende Lage hat Como! Wie lieblich liegt

es hier am letzten südlichen Busen seines Sees, zwischen fruchtbaren, schattigen Bergen! Wie glänzen die weißen Landhäuser gegenüber im Spiegel des stillen Sees.

Um sieben Uhr fuhren wir mit demselben Vetturino, der uns gestern von Mailand gefahren hatte, von Como ab. Der Weg geht etwas um die Krümme des Seeufers hinter den schönen Landhäusern der Milaneser fort. Einige hundert Schritte vom Thore kommt man nach Chiasso, dem ersten schweizerischen Dorfe. Wir dankten Gott herzlich, daß wir aus dem unseligen Kaiserlande wieder auf Schweizerboden waren. Die Gegend verschönert sich, je weiter man kommt, fast bei jedem Schritte. Gebirge mit fruchtbaren Alpen, wohlangebaute Thäler, ganze Dörfer an und auf den Bergen umher, furchtbare Felsen machen eine reiche und reizende Landschaft. Ein pittoresker Felsen, durch die Beleuchtung des Morgenlichts noch schöner, zog unsre Aufmerksamkeit auf sich. Auf seiner schroffen Höhe stand die morsche Ruine eines alten Zwingers, und in der senkrechten Tiefe, über sechzig Klaftern darunter, ein in den Felsen

gehauenes Haus mit zwei Fenstern und einer Thüre.

Immer mehr und mehr kamen jetzt am fernen Horizonte vor uns gegen Norden die halb in Wolken gehüllten, beschneiten Gipfel höherer Berge hervor. Um zehn Uhr erreichten wir Capo di Lago, ein kleines Dorf, das am Fuße jenes malerischen Felsens liegt. Von da fährt man über den Luganersee acht Millien weit nach Lugano. Hier bezahlten wir unsern Vetturino und fuhren in einem zweiruderigen Fahrzeuge vom Ufer ab, das niedrig und lieblich ist.

Der See ist von hohen Gebirgen gegen Morgen und Abend eingeschlossen, und die Wellen bespülen oft unmittelbar die schroffen nackten Felsenwurzeln. Rechts auf einer schönen, fruchtbaren Alpe liegt das niedliche Dorf Rovio; eng auf einem Fleck zusammen, und einzelne Hütten hängen neben uns unter der hohen dräuend überhangenden Felsenwand. Zwischen dieser und dem Hügel, auf welchem Rovio liegt, stürzt sich ein Wasserfall aus einer Felsenschlucht, vielleicht einige hundert Fuß tief, herab. Wir sahen ihn, wie einen weißen Silberstreif, herabstürzen und hörten

sein fernes Brausen. Jetzt wird die Perspektive über den See hin immer schöner, sechs bis sieben verschiedene Gründe erheben sich nach einander, und den Hintergrund schließt ein in die Wolken hinaufragendes Schneegebirge.

Der Widerschein der Berge auf der glatten Spiegelfläche des Sees war herrlich. Lang streckt sich die Felsenwand gegenüber aus. Auf ihrer südlichen Spitze liegt hoch und weit umherschauend eine Kapelle, S. Salvador, unten auf einer Landzunge Contino und Melide. Sobald man den See enger zwischen den ersten beiden Bergen passirt, zeigt sich gerade vor ein neuer noch schönerer Prospekt. Man kommt Bissone zur Rechten vorbei, passirt die Landzunge von Melide, der Monte di S. Salvador wird immer schroffer und erhabener, und hinter ihm blickt in der Ferne über den See ein kleiner Theil von Lugano hervor. Jetzt öffnet sich rechts hinein, und hernach wiederum links, ein Arm dieses schönen Sees. Beide sind mit Bergen umschlossen, hoch und schroff, schwarz und schaurig. Zur Rechten kommt man Campione vorbei, ein schönes Dorf, dessen Häuser Arkaden haben, und am jenseitigen Ufer

und an die Wände herumgeht, auf Gefährte achtet, wenn gerufen wird. Es war vorher fast unmöglich, ihn zu bewegen, daß er sich rührte. Er ist 3 Jahre alt.

Am 23. Juni kam zu uns Frau, Sr. Majestät des Königs Wilhelm, Augusta, mit ihrer Tochter Luise, Großherzogin von Baden, und ihrem Sohne Friedrich, Prinzen von Preußen, Gemahl der Prinzessin Victoria, Tochter der Königin von England. Sie kamen um 10 Uhr Vormittags und blieben bis 2 Uhr Nachmittags. Sie besahen alle Zimmer, Küche, Keller, Speisekammer, Waschhaus, Bäckerei, Milchkammer, Obstkammer, Vorrathskammer, Garten, Gemüsegarten, Obstgarten, Weinberg, Hühnerhof, Taubenhaus, Bienenhaus, Kuhstall, Pferdestall, Schafstall, Schweinestall, Wagenschuppen, Heuschuppen, Strohschuppen, Holzschuppen, Kohlenschuppen

Farbe der Landhäuser, die in der Ferne oft nur wie ein weißer Punkt aussahen, mit dem Dunkel der Berge einen schönen Kontrast. Nirgends, als über Seen und in perspektivischen Aussichten, wo mehrere Bergreihen hinter einander hervorragen, sieht man so schöne duftige Fernen und den ganzen Zauber der Luftperspektive.

Polegio, im Liviner Thale den 28. März.

Um sechs Uhr ging es in Begleitung unsers Vetturino mit zwei Pferden, eins zum Gepäcktragen und eins um abwechselnd darauf zu reiten, fort aus Lugano. Um Mittag erreichten wir Bellinzona, eine zwischen Hügeln eingeschlossene Stadt, am nordöstlichen Ende des Maiendiner Thals. Auf den Hügeln, die es umgeben, liegen drei Bergschlösser, die den drei demokratischen Kantonen Schweiz, Uri und Unterwalden gehören. Wie man aus Bellinzona kommt, führt der Weg in's Thal Riviera über einen Fluß, welcher sich nahe dabei in den Tessin ergießt. Zur Linken strecken sich hohe, lange, düstre Berge, das Thal entlang; zur Rechten der Monte claro,

der immer schöner wird, je weiter man kommt, und eine Länge von wenigstens zwei Stunden hat.

Wir trafen auf einen außerordentlich malerischen Wasserfall, den ersten, welchen wir auf diesem Wege sahen. Bald kamen mehrere, wir hätten deren über ein Dutzend zählen können, die zum Theil in einer Höhe von mehr als tausend Fuß über die verschiedenen Terrassen der Felsen, vorzüglich des Monte claro, herabstürzten und sich tiefe Höhlen und Klüfte in die Berge gewühlt hatten. Es ist ein ewiges Tönen in diesem Thale. Nahe am Monte claro thürmt sich eine der schroffsten, furchtbarsten Precipicen senkrecht über tausend Fuß. Unten überall Spuren der Zerstörung und herabgestürzten Felsenblöcke, häusergroß, zum Theil schon mit Bäumen bewachsen.

Die Sonne ging herrlich unter; hinter uns lag der Mons Kennet (Cenere) mit seinen vielen Schneegipfeln, von der Abendsonne beleuchtet. Wir konnten uns, wie einst Sulzer, an dem Monte claro nicht satt sehen, denn er ist unbeschreiblich reich und mannichfaltig. Die vielen Bergschichten über einander gethürmt, schön bebaut, oder mit Wäldern bedeckt, die Wasserfälle,

Schriften, die vor ihm, oder mit Schrift von ihm erfunden. Die Bücher, die Bücher sind, sind Bücher, die Bücher sind, sind Bücher, die Bücher sind, sind

Nadjib Abdu Rouf à la Gare Rail Nadjib Abdu Rouf, der bei Wiesen, Kreises Bad Nauheim, wohnt, ist Beamter der Gare Rail. Er ist Mitglied der Partei Mapai und Mitglied des Gewerkschaftsbundes Histadrut. Er ist Vater von drei lebenden Kindern und einer Tochter, die im Alter von 3 Jahren starb. Nadjib Abdu Rouf ist Jude. Er ist 1903 in Jerusalem geboren. Seine Eltern sind Juden. Nadjib Abdu Rouf ist Sohn eines Arztes. Sein Vater war Arzt in Jerusalem. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Mutter Jüdin ist. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Eltern Juden sind. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Großeltern Juden sind. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Urgroßeltern Juden sind. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Ururgroßeltern Juden sind. Nadjib Abdu Rouf ist Jude, weil seine Vorfahren

Die größten in der Gesellschaft Nähe und Ferne sich kund und bekannt machen, durch Briefe, Besuche, Geschenke, Einladungen, Gastmähler, Tänze, Spiele, Gesänge, Musik, Schauspiele, Jagden, Reisen, Wettrennen, Wettfahrten, Wettkämpfe, Turniere, Kriege, Siege, Triumphe, Ehrenbezeugungen, Ehrenbogen, Ehrenpforten, Ehrenmale, Ehrenstatuen, Ehrenbilder, Ehrenmünzen, Ehrenmedaillen, Ehrenkränze, Ehrenschwerter, Ehrenstäbe, Ehrenzeichen, Ehrenbänder, Ehrenschleifen, Ehrenkleider, Ehrenwappen, Ehrenfahnen, Ehrenbücher, Ehrenschriften, Ehrenreden, Ehrenlieder, Ehrenverse, Ehrenbeinamen, Ehrentitel, Ehrenämter, Ehrenstellen, Ehrenvorsitze, Ehrenplätze, Ehrenbürgerrechte, Ehrenbürgerbriefe, Ehrenbürgerdiplome, Ehrenbürgerkränze, Ehrenbürgerschaften, Ehrenbürgerschaftsbriefe, Ehrenbürgerschaftsdiplome, Ehrenbürgerschaftskränze, Ehrenbürgerschaftsschwerter, Ehrenbürgerschaftsstäbe, Ehrenbürgerschaftszeichen, Ehrenbürgerschaftsbänder, Ehrenbürgerschaftsschleifen, Ehrenbürgerschaftskleider, Ehrenbürgerschaftswappen, Ehrenbürgerschaftsfahnen, Ehrenbürgerschaftsbücher, Ehrenbürgerschaftsschriften, Ehrenbürgerschaftsreden, Ehrenbürgerschaftslieder, Ehrenbürgerschaftsverse, Ehrenbürgerschaftsbeinamen, Ehrenbürgerschaftstitel, Ehrenbürgerschaftsämter, Ehrenbürgerschaftsstellen, Ehrenbürgerschaftsvorsitze, Ehrenbürgerschaftsplätze, Ehrenbürgerschaftsrechte

gelben Schwefel zu verbrennen. Über der Art der Wirkung dachte man sich folgendermaßen: Der Schwefel verbrennt zu schwefliger Säure, diese verbindet sich mit dem Wasser der Luft zu Schwefelsäure, und diese tötet die Insekten. Man sah nicht ein, daß die Schwefelsäure, wenn sie die Insekten abtötete, auch die Pflanzen abtöten müßte

des Entsetzens durch andere Gegenstände aus der Einbildungskraft verdrängt werden.

Wir hörten den verstärkten Donner des Stroms; wir erblickten ihn mit Erstaunen in einer schwindelnden Tiefe, zwischen Felsen eingeengt, durch die er sich schäumend in mehreren heftigen Fällen hindurchdrängt. Wir wälzten große Steine in den brausenden Abgrund, die bald von der Gewalt des Stromes zermalmt wurden, und den Schaum roth färbten. Mit jedem Schritte nimmt dies erhabene Schauspiel an Größe zu, man kann nicht sprechen, das Jauchzen des Entzückens verhallt in diesem tausendstimmigen Donner, die ganze Natur zittert in diesem Thale des Schreckens. Die weit überhangenden Felsen, die unabsehbare, senkrechte Wand vor uns, der höchst kühne, bewundernswürdige Weg, durch Felsen gehauen, über den alles erschütternden und zerstörenden Strom aufgemauert; die Spuren der Verheerung, Lavinen, die traurige kleine Kapelle an der Krümmung des Weges, gewaltige Felsen, die den Strom einengen, und durch seine Gewalt geglättet und geschliffen werden, die Ewigkeit dieses großen Schauspiels; alles dies erregt die Kräfte der Seele in ihren

innerſten Tiefen; es iſt das Bild der Ewigkeit. Die ſinnliche Natur ſchaudert zuſammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geiſt jauchzt bei dieſem großen Anblick.

In Dacio hielten wir Mittags, und brachen um halb vier Uhr wieder auf. Wir waren jetzt in die Region des Schnees gekommen, der hier ziemlich häufig lag. Das Thal gewinnt hier einen ſanfteren Charakter, der Teſſin fließt ruhiger, und der Weg geht allmählicher bergan. Zwei Stunden weiter kommt man über eine Brücke, abermals auf die rechte Seite des Fluſſes und geht fort bis dahin, wo ſich das Liviner Thal endet. Ein erhabenes Felſenthor, würdig der Eingang in dieſen Tempel der Natur zu ſeyn, verſchließt es hier. Die Felſen ſtehen alle ſenkrecht auf ihren Lagen; ſie ſind von beträchtlicher Höhe, und machen hier einen ſchönen Effekt.

Eine Viertelſtunde von dieſem Thor liegt Airolo, das durch die vielen Reiſenden und als das letzte italieniſche Dorf von dieſer Seite bekannt genug iſt. Wir kehrten in dem Wirthshauſe zu den drei Königen ein. Die Familie des Wirths iſt aus einem alten ſchweizeriſchen Geſchlechte, und von

eignem Schrote und Korne. Wir unterhielten uns mit der Tochter des Hauses, die Teutsch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit spricht. Ihr Vater, die Mutter, die siebzehn Kinder geboren hat, und noch bei vollen Kräften ist, ihr Großvater, ein ansehnlicher Alter, lebhaft, feurig und brav, und ihres Großvaters Vater, neun und neunzig Jahre alt, leben noch Alle, sind stark und gesund, und die beiden Mädchen sehen aus, als ob sie eben so unvergänglich wären. Dazu kommt ein französischer Schriftsteller mit kleinen, ungewöhnlich freundlichen Augen, der sich seit zehn Monaten hier aufhält und schreibt.

Airolo. Sonntags den 30. März 1794.

Hier sitze ich der aufgehenden Sonne gegenüber, die ihre röthlichen Strahlen hinter den hohen Schneebergen vorausendet, und uns wieder einen herrlichen Tag verspricht. Der Himmel ist rein, die Luft kühl und erquickend, ohne kalt zu seyn, obgleich wir uns mitten in den Regionen des Schnees befinden. Ich bin in hoher Erwartung

der Wunder des heutigen Tages, die uns der Gotthard aufdecken wird.

U r s e r e n.

Um sieben Uhr von Airolo fort. Zwei Kaufleute, der eine aus Altorf, der andere aus Luzern, ein französischer Marquis oder Chevalier, der sich für einen Maler ausgab, Baggesen und ich waren die Reisegesellschaft. Die beiden Kaufleute und Baggesen zu Pferde, ich und der Chevalier zu Fuße. Immer die Gotthardsstraße hinan, immer höher und höher. Bis wir in die Tannen hinauf kamen, war der Weg noch bloßes Steinpflaster. In den Tannen fing der Schnee an, der bald einige Fuß hoch die Straße bedeckte. Zur Noth war Bahn für Fußgänger, und des Steigens gewohnte Pferde.

Nach verschiedenen Schlingungen an der Bergwand, kommt man in's Thal Tremolo. Der Schnee war hoch in den Klüften zusammengetrieben, und der Tessin völlig davon überdeckt; wir hörten den unsichtbaren nur rauschen. Die Brücke, über die wir kamen, war ganz eingeschneit, und

verlor dadurch das Schreckliche, was ihre Abgründe sonst haben mögen. Immer höher hinauf, der Weg mit jeder Krümmung verschneiter, grausender und jäher die Abstürze. Die schroffen Felsenzacken der umher liegenden Berge waren nicht viel höher, als wir jetzt.

Der Luzerner Kaufmann ritt rasch auf seinem guten Pferde fort, er war eine Strecke vorauf. Der Altorfer Kaufmann, der Chevalier, Baggesen und ich folgten hinter einander. Wir sprachen über die Möglichkeit, den Gotthard zu Wagen zu passiren und von dem Engländer, der dies halsbrechende Wagestück glücklich ausgeführt haben soll. In dem Augenblicke stürzte nahe vor uns der Altorfer Kaufmann durch einen Mißtritt seines Pferdes. Es kam dadurch aus dem Gleise, glitt und stürzte über den Abgrund. Entsetzlicher Anblick!

Starres Schrecken ergriff mich im ersten Augenblicke unwillkürlich, im zweiten sprang ich zum Pferde, und ergriff es am Schweif. Baggesen schrie: Lassen Sie das Pferd zu allen Teufeln und retten Sie sich! Dies bestimmte den Kaufmann, der noch halb unter dem stürzenden Pferde lag; er arbeitete sich heraus, riß sich auf, und

hielt das Pferd aus allen Kräften am Zaum, der Chevalier am Fuße, umsonst, wir konnten das hülflose, mit dem ganzen Leibe herabhängende, Thier nicht halten. Der Kaufmann war glücklich aus den Steigbügeln, und kaum stand er frei, als das Pferd völlig hinabstürzte, sich noch retten wollte, wieder überstürzte und sofort den schreck-lichen Abhang mit fürchterlicher Langsamkeit hinab, bis auf einen hervorragenden, gegen hundert Fuß hohen Felsblock, von dem es unaufhaltsam hinab fiel. Wir waren alle von dem schrecklichen Vor-fall erschüttert, der Kaufmann leichenblaß, selbst nicht wissend, was er that und thun wollte.

Wir wurden jetzt über das Außenbleiben un-sers immer noch trödelnden Vetturino unruhig, und zugleich begierig zu sehen, ob das Pferd lebendig oder todt, ganz oder zerschmettert hinab gekommen sey, stiegen wir die Straße wieder hin-ab bis unter den Abhang des Felsens, wadeten im tiefen Schnee an der Bergwand herum, bis an eine Stelle, wo wir das Precipice und das Pferd liegen sehen konnten. Der Sattelriemen war zersprungen, der Sattel lag allein, das Pferd einige Schritte weiter noch lebend, aber unver-

schon 82 alter, ist von Alters her, seit Menschengedenken, seit Menschengedenken, seit Menschengedenken

Die Kapuze fiel mir zu Füßen, als ich gegen einen Baum lehnte, meinen Kopf mit den Händen stützte und mich dem Schlafe überließ. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, aber ich erwachte, als die Sonne mir ins Gesicht schien, und ich sah, daß ich mich in einem Walde befand, der mir ganz fremd war. Ich stand auf und ging, ohne mich zu besinnen, wohin ich meine Schritte lenkte, und ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr beeilte, denn ich war müde und hungrig und hatte Durst. Ich kam an einen Bach, trank und wusch mir das Gesicht, und dann ging ich weiter, bis ich an eine Straße kam, die ich für die Straße hielt, auf der ich gekommen war.

Als ich sie überschritt, hörte ich Hufschlag, und ich sah einen Reiter, der mir entgegenkam. Ich wollte mich verbergen, aber es war zu spät, denn er hatte mich bereits gesehen und hielt sein Pferd an.

keit, als der andere, welcher ruhiger und kälter schien.

Jetzt ging es in einer, durch alle Vorfälle dieses Morgens und durch den Himmel nahen Ort, auf dem wir uns befanden, exaltirten Gemüthsstimmung, die wegen glücklich überstandener Gefahr bei mir mehr froh, als düster war, in einem Tage die jähe, gleitende Schneebahn hinab; das Dorf-Hospital, unten am Gotthard, vorbei, nach Urseren, wo wir um halb ein Uhr allesammt glücklich eintrafen. Die Reiter kamen eine halbe Stunde später, als wir Fußgänger. Nach Mittag setzten wir unsere Reise durch das, bald unter Urseren sich öffnende, enge, furchtbare Felsenthal, die Schöllener, fort, das eigentlich nur eine tiefe, von der Reuß durchbrochene Bergspalte ist. Wir kamen durch das Urner Loch. Kühn durch die Felsenwand gebrochen, ist es von der Höhe, daß ein Mann zu Pferd durchreiten kann, und etwa achtzig Schritte lang. Wo die Felsen am schroffsten und höchsten, das Thal am engsten und schauerlichsten ist, kommt man von der Felsenwand ziemlich jäh hinab.

Die Straße krümmt sich, und führt über den,

mit übermenschlichen Kräften zwischen den beiden Felsenwänden gebauten, kühnen Bogen, die Teufelsbrücke. Die Reuß drängt sich schäumend und donnernd oberhalb der Brücke durch die enge Felsenwand und brauf't in der schwindelnden Tiefe in unzähligen Fällen fort. Die Brücke zittert von der heftigen Bewegung der Luft und die Felsenwände scheinen von dem Donner des wüthenden Stromes zu beben. Entsetzen und Entzücken ergriffen mich wechselnd bei dieser furchtbar erhabenen Scene. Was sind alle die schauerlichen Scenen des gestrigen Tages? Was ist das Wüthen des Tessins gegen das Wüthen und Brausen der Reuß? Ein Kampfspiel gegen eine rasende, blutige Feldschlacht. Nirgends sah ich die Natur so furchtbar, so entsetzlich! Hier ist nur Verwüstung und Zerstörung; hier blüht kein Baum, tönt kein Vogelgesang. In den Schatten der Felsen nur stehen düstre Tannen mit ihrem ewigen Grün.

Unten stürzt sich der Strom über und durch Felsentrümmer zwischen den kahlen Felswänden. Wir rollten Steine hinab, hörten aber ihren Fall nicht, er verlor sich in dem donnernden Schäumen. Der Nebel sank dichter und dichter in das

Felsenthal herab. Wir sahen die schwindelnden Spitzen nicht. Wir rissen uns los von dem erschütternden Schauspiele, und gingen mit hochklopfendem Herzen weiter die Felsenstraße hinab, die hier sehr bergunter geht. Immer fortdauernder Anblick der Zerstörung. Alles scheint in Schutt und Trümmer zusammengestürzt; ein unabsehbares, gräßliches Chaos!

Wir kamen endlich auf Obergestinen. Dann und wann ein Blick des Lebens, eine Felsenblume, ein grüner Fleck auf nacktem Felsen. Jetzt erreichten wir Wesen. Mehrere kühne Bogenbrücken wölben sich über den fallenden Donnerstrom. Hinter Wesen ist der Pfaffensprung; eine Brücke, welche über die zusammengedrängte Reuß und über schreckliche, zackige Abgründe, halb mit Tannengebüsch verdeckt, das den Hinabblick noch schauerlicher macht, führt. So geht es fort, unaufhörlich durch Felsentrümmer, unter Abhängen, über Abgründen, immer den donnernden, in Schaum aufgelöst'en Strom zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken.

Unterhalb Wesen führt die Straße in Tannenhaine, die halb von Felsen zerknickt, oder auf

Felsentrümmern gewachsen stehen. Hier scheint die Natur weniger nackt; aber das Ganze wird dadurch nur düsterer. Nacht brach ein, Wolken rollten sich an den Bergen zusammen, Nebel dampfte aus den Klüften hervor, wie Rauch aus einem Kohlenmeiler, und hing zwischen den Tannenwipfeln. Die Nacht drohet hier in allen ihren Schrecken. Oft konnten wir bei einer schnellen Wendung, den Weg in einer Entfernung von zehn Schritten nicht erblicken. Höher stiegen wir den dichten Waldberg hinan; die Reuß sank tiefer in die Felsen hinab, so tief, daß wir kaum ihren Donner mehr vernahmen. Wir kamen über einige gräßliche Lavinentrümmer, die die Brücken überschüttet, und den ganzen Abgrund ausgefüllt hatten. Sicher wandelten wir hinüber. Wo eine Lavine sank, da sinkt keine wieder ohne neuen Schnee.

Immer ging es unter gestürzten, zerschmetterten Tannen und Felsen, neben brausenden Waldströmen und zerstörten Wohnungen fort; es war dicke schwarze Nacht; Lavinen donnerten in der Ferne; wir gingen wieder bergab, ohne den Weg zu sehen. Das Thal scheint mit einem Male

geschlossen. Eine hölzerne Brücke führt über den tiefen Abgrund. Endlich nach vielem Steigen bergab kamen wir glücklich nach Am Steg. Es liegt an einem reißenden Waldstrom, der dieses Dörfchen schon mehrmals verheert, aber die dreisten Bewohner nicht verhindert hat, sich immer auf's Neue wieder anzubauen und der zerstörenden Natur zu trotzen. Wir fanden die Reiter schon drei Stunden unserer harrend, denn wir waren sehr langsam gegangen.

Der Menschenschlag ist hier groß und schön; reizende, große, wohlgewachsene Schweizermädchen. Welch ein Abstand zwischen den gelben, hagern, halbverdorrten, schmutzigen Landmädchen der Lombardei! Blond, blauäugig, von weißer, zarter Haut und blühender Farbe, waren von Airolo an fast alle Schweizerinnen, die wir sahen. Ueberhaupt verändern sich alle Gegenstände, wie man den Gotthard passirt. Jenseits verliert die Natur nie ganz ihren Reiz, dort ist die Vegetation noch nirgends erstorben. Blühendes Leben überall in der sogenannten leblosen und trauriges, welkendes in der belebten Natur. Hier von allem das Gegentheil. Die leblose Natur wild, rasend,

zerstörend; die lebendige wacker, herzlich, entzückend, Leben und Liebe athmend.

In Am-Steg endet dieses Schauerthal. Von da bis Altorf und Fluelen, an den Ufern des Vierwaldstädter Sees, ist die Gegend nicht mehr so wild; hier sind wieder grünende Matten, blühende Bäume und Gesang der Vögel. Die Reuß tobt nicht mehr, sondern strömt mit geflügelter Eile in den See. Wir fuhren von früh Morgens bis Nachmittags um fünf Uhr die Länge des Sees herab bis Luzern, hatten gutes Reisewetter und glückliche Fahrt. Von Luzern langten wir in zwei Tagen in Bern an.

Und so ist unsere erste Reise glücklich geendet. Manches, worauf ich mich so sehr freute, was die Phantasie mir nach ihrer Willkür vormalte, steht jetzt, wenn gleich weniger reizend, doch wahrer vor meiner Seele. Vieles hat meine Erwartung getäuscht, vieles sie übertroffen. Die Natur ist in diesem Theile von Italien nicht so schön, als ich erwartete, aber die Kunstwerke haben mich ausgesöhnt mit der langweiligen Ebene der Lombardei und die Schönheiten Venedigs mit seinen Häßlichkeiten. Meine Neigung zur Kunst

ist durch den Anblick so vieler Meisterwerke leidenschaftlicher, mein Geschmack reiner und kritischer geworden und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand setzen wird, kein blos handwerksmäßiger Künstler zu seyn.

Auszug eines Briefs von Fernow an Herrn Nauwerk in Ratzeburg.

Bern, den 16. April 1794.

Theurer, innigst geliebter Nauwerk!

In der Vermuthung, Dich jetzt wieder unter Deinen väterlichen Laren zu finden, schreib' ich Dir nach Ratzeburg. Nach meiner Rechnung ist Deine akademische Laufbahn jetzt zu Ende, wenn Du sie nicht vielleicht auf's Neue verlängert hast. Die Glorie Deines Jugendlebens ist jetzt untergegangen; aber freue Dich nun mit mir! Meine Sonne geht jetzt herauf, zwar später, als die Deinige, und nach einer langen, trüben Nebelnacht; aber dafür auch desto erfreulicher und herrlicher. Wie will ich mich in ihren Strahlen sonnen!

Meine Reise durch das südliche Deutschland und Oberitalien, von der ich seit vierzehn Tagen wieder, in Begleitung meines Freundes Baggesen, hierher zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des seligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum selbst zu betreten, in dessen Vorhöfen ich diesen Winter mit so innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich gen Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unsern Carstens wieder. und dies macht mein Glück vollkommen.

Welch ein Götterleben werd' ich dort führen! Wie werde ich meinen Durst stillen aus der lebendigen Quelle! Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigste Israelit mit seinem Golde! Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will, denn meine Jugend ist dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervor arbeiten konnte; ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, dreißig Jahre alt; ich muß also retten, was noch zu retten ist, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der stete Anblick des Herrlichsten, was

von alter und neuer Kunst dort vorhanden ist und mein Carstens, den ich mir zum Mentor erkohren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln, Gott sey gelobt, daß ich in diese Zukunft blicken kann!

Unser Aufenthalt in Italien war nur kurz; wir mußten daher eine höchst mögliche Menge von Strahlen in einen Brennpunkt concentriren, um wenigstens einen Theil des Schönen und Vortrefflichen, was Venedig, die Lombardei und Florenz enthält, zu sehen. Dies ist mehr, als mein Auge zu fassen und mein Geist mit allen seinen Kräften festzuhalten vermochte; indeß glänzt doch das Herrlichste, das unter dem Vortrefflichen Vortrefflichste noch hell und lebendig in meiner Seele und entzückt noch in der Erinnerung. Auf meiner Rückreise werd' ich mich mit neuer Liebe daran weiden, und dem geübteren Sinne werden sich neue, tiefer verborgene Schönheiten entfalten.

Hier gibt Fernow seinem Freunde eine kurze Beschreibung seiner Reise, die ich aber weglasse,

weil sie dem Leser schon bekannte Dinge enthält. Er fährt dann folgendermaßen fort:

Glücklicher Weise habe ich die Italienischen Schulen nach der Folge kennen gelernt, wie sie sich vom Niedern zum Höhern, vom Materiellen zum Geistigen, vom Reize zur reinen Schönheit erheben, und ich freue mich, daß ich die erstern über die letztern vergessen kann, daß mein Kunstsinn mehr der Schönheit, als dem Reize, und wär' er auch Titian's oder Correggio's Farbenzauber, huldigt.

Die römische Schule kenne ich noch nicht, das heißt, ich habe noch nicht das Meiste und Vortrefflichste derselben gesehen, ob ich gleich den Geist kenne, der in ihr waltet. Von Raphael und einigen seiner Schüler sah ich, besonders in Bologna und Florenz, vortreffliche Werke, obgleich nur kleinere, wenn ich die von Julio Romano in Mantua ausnehme. Die herrlichsten Erscheinungen Raphael's, die ich bis jetzt bewunderte, waren einige göttliche Madonnen, unter denen die della Sedia in Florenz den ersten Rang einnimmt, und die heilige Cäcilia in einer Kirche in Bologna. Nächst Julio Romano hat mir un-

ter seinen Schülern Franc. von Imola am besten gefallen.

Dir den Hauptcharakter jeder Schule oder jedes ihrer besten Maler zu entwerfen, würde überflüssig seyn, da so viele Schriftsteller und Kunstkenner dies gethan haben; auch hatte ich noch nicht Ruhe genug, die Eigenthümlichkeiten jedes Meisters zu studieren, obgleich ich den Geist und Charakter jeder Schule im Ganzen jetzt hinlänglich kenne, und von dem andern, seinem Wesen nach, zu unterscheiden vermag. In allen Theilen der Maleret als Maleret, steht wohl die Bolognesische, welche alle am besten mit einander vereint, oben an; aber als schöne Kunst erhebt sich die römische Schule über alle übrigen empor; so wie die venetianische auf der untersten Stufe steht. Die florentinische hat die Gränzlinie überschritten, die das feine Gefühl des wahren Schönen fordert; sie hat nur auf Größe hingearbeitet, und darüber Schönheit, Reiz und Grazie vernachlässigt.

Wäre schönes, harmonisches Farbenspiel das Wesen der Kunst, so würde die venetianische Schule und Correggio, welcher gewissermaßen als

an Bluten. Es darf keine Spritze, die mit Luft, kein Tuch, das mit Wasser, in die Arterien des Gehirns gelangt, sonst ist der Tod sicher.

Wenn der Kopf ab ist, so ist der Tod sicher. Wenn der Kopf ab ist, so ist der Tod sicher.

Wenn der Kopf ab ist, so ist der Tod sicher.

Wenn der Kopf ab ist, so ist der Tod sicher.

mehr der Natur abgelauscht. Raphael entzückt, Guido rührt; Raphael begeistert die Seele, Guido schmilzt das Herz. Beide waren heitre, liebende Seelen. Raphael kühner, feuriger, gedankenreicher, lebendiger, tiefer; Guido sanfter, zärtlicher, weiblicher; nicht so schöpferisch wie jener, aber eben so unerreichbar, eben so einzig im Ausdrucke naiver, jungfräulicher Unschuld; nur anders modificirt, nach der Individualität seines Gefühls. Albani ist einer der reizendsten Maler der bolognesischen Schule; seine Kinder sind von unnachahmlichem jugendlichen Liebreiz. Er war der Maler der Liebesgötter und Genien.

In der Bildhauerkunst steht Johannes von Bologna wahrscheinlich auf der obersten Stufe unter den neuern; aber er hat mehr große, kräftige, als schöne Formen gebildet. Sein Neptun auf dem Platze in Bologna und der andere im Garten Boboli in Florenz, so wie die herrliche, kühne Gruppe, der Sabiner-Raub, die auf dem Schloßplatze in Florenz unter dem Bogen steht, gehören gewiß zu den schönsten Werken der Sculptur, besonders ist die letztere eine der vollkommensten Gruppen der bildenden Kunst.

Bäcker Hugo Albrecht, geb. 16. 6. 94 in Berlin, zuletzt wohnhaft Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 40, ist am 1. 10. 1914 in Frankreich gefallen. Er war Mitglied der Ortsgruppe Wilmersdorf. Ehre seinem Andenken!

Bäcker Hugo Albrecht, geb. 16. 6. 94 in Berlin, zuletzt wohnhaft Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 40, ist am 1. 10. 1914 in Frankreich gefallen. Er war Mitglied der Ortsgruppe Wilmersdorf. Ehre seinem Andenken!

Bäcker Hugo Albrecht, geb. 16. 6. 94 in Berlin, zuletzt wohnhaft Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 40, ist am 1. 10. 1914 in Frankreich gefallen. Er war Mitglied der Ortsgruppe Wilmersdorf. Ehre seinem Andenken!

Bäcker Hugo Albrecht, geb. 16. 6. 94 in Berlin, zuletzt wohnhaft Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 40, ist am 1. 10. 1914 in Frankreich gefallen. Er war Mitglied der Ortsgruppe Wilmersdorf. Ehre seinem Andenken!

Ich habe nie ein so großes Gebäude gesehen. Vielleicht ist die Peterskirche größer.

Nimm so mit dem flüchtigen Abrisse unserer Reise, den ich in der größten Eile schreibe, vorlieb. Wenn ich einst mehr Muße habe, werde ich meine Reise und meine Reflexionen weitläuftiger ausarbeiten; besonders denke ich in der Folge, wenn ich erst mit den Kunstwerken Italiens inniger vertraut bin, einiges darüber zu schreiben; aber nicht eher, als nach einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger ästhetischer Prinzipien. Ich hoffe, daß mir da mein anderthalbjähriges Studium der Philosophie und Aesthetik in Jena nach richtigern Grundsätzen, als bisher unter unsern Kunstkennern im Gange waren und noch sind, gut zu statten kommen wird. Denn so überflüssig dem Künstler von Genie und praktischer Uebung alle Theorien der Kunst und alle Philosophie über dieselbe sind, so unentbehrlich sind sie dem Kunstkenner, wenn er etwas Gescheidtes darüber sagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritischen Philosophie auch auf die Bildung des Geschmacks an schönen Kunstwerken wichtig seyn, wenn ihre Grundsätze von kunsterfahrnen Kennern, bei Be-

urtheilung ſolcher Werke richtig angewendet wer=den. In dieſem Felde iſt noch viel ungebautes Land, ſoviel auch über Kunſt bisher geſchrieben iſt.

Lebe wohl, aus Rom ſchreibe ich Dir einmal wieder. Grüß alle meine dortigen Freunde. Ewig

Dein

Fernow.

Unter anhaltender Arbeit, die Bruſt voll Sehn=ſucht und Hoffnung, verlebte Fernow noch vier Monate in Bern, und trat dann zum zweiten Male den Weg nach dem Lande an, in welchem er jetzt, nachdem er gleichſam nur hineingeblickt hatte, um ſo zuverſichtlicher die Vollendung ſeines eigentlichſten Daſeyns ertwartete. In der erſten Hälfte des Auguſts ging er nach Zürich und ver=ließ es in Geſellſchaft eines jungen holländiſchen Malers ſchon am funfzehnten wieder. In Bern verwendete er ſeine Zeit faſt einzig auf Erlernung der italieniſchen Sprache und Porträte, deren er vom Anfang Aprils bis zu Ende des Monats Juli acht und fünfzig zeichnete. Er verſagte ſich faſt unentbehrliche Bedürfniſſe, lebte man=

chen Tag nur von Wasser und Brod, um sich Reisegeld zu ersparen. Der hohe Trieb in seiner Brust, seine ungewöhnlich feste Gesundheit machten ihm jede Entbehrung zum leichten Spiel, und der kurze Vorgenuß von dem, was in Rom seiner wartete, hatte seine Sehnsucht noch glühender angefacht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart; alle sein Denken und Streben ging jenseits der Alpen.

Noch einige Stellen seines Tagebuchs, welches er auch in Bern pünktlich fortführte und ein Brief an seinen geliebten Reinhold, mögen hier ihren Platz finden, ehe wir auf seinen ferneren Wanderungen ihn begleiten.

Auszug aus Fernow's Tagebuch.

Den 18. April.

Gegen eilf Uhr ging ich auf die Schanze vor dem Obern-Thore, und sah zum ersten Mal das Schwingen der jungen Landleute des Cantons Bern. Es ist eine Art von Ringen, worin sich die zur Stadt kommenden Jünglinge und jungen Männer bei gutem Wetter hier seit etwa vierzehn Tagen

bas man Ehrenhalben, ba bas 3. Buch Mofi
Leviticus, ober Priefterbuch genennet wirb.
Wir aber nennen es nach bem Griechischen
Deuteronomium, bas ift, Fünf Bücher Mofi,
wegen 2. Fürn. Deuteron. 31. 32. Denn es
ift nicht allein eine Wiederholung ber vorigen
Bücher, fonbern auch eine Erklärung und
Auslegung etlicher Gefetze, bie Mofes vorher
gegeben hat. Es werben aber nur etliche Gefetze
wiederholet, bie Mofes vorher gegeben hat,
weil bie Kinder Ifrael, bie in ber Wüfte geboren
waren, bie Gefetze nicht wiffen konnten, bie
bie, bie vierzigjährige Zeit zu Sinai gegeben
waren. Und bie Gefetze, bie Mofes vorher
gegeben hatte, bie mußten bie Kinder Ifrael
wiffen, wenn fie in bas Land Canaan kämen,
bafelbft nach ihnen zu thun. Darum hat Mofes
bieß Buch nicht allein vor ihnen, fonbern auch
vor ihren Kindern, bie in ber Wüfte geboren
waren, wiederholet.

1. Dieß ift bie Rede, bie Mofes zu
gantz Ifrael jenfeit bes Jordans redete in
der Wüfte, in dem Gefilde gegen dem
Schilfmeer, zwischen Paran und Thophel,
Laban und Hazeroth und Dizahab.

2. Es ift eilf Tagereifen von Horeb
auf bem Wege bes Gebirges Seir bis gen
Kades-Barnea.

3. Und es begab fich im vierzigften
Jahre, im eilften Monden, am erften bes
Monden, bag Mofes zu den Kindern Ifrael
redete, nach dem ihm der HErr alles an
ihnen befohlen hatte,

4. Nachdem er Sihon, den König der
Amoriter, hatte erfchlagen, der zu Hefbon
wohnete, und Og, den König zu Baſan, der
zu Aſtaroth wohnete, zu Edrei.

5. Jenfeit des Jordans im Lande der
Moabiter fing Mofes an, dieß Gefetz zu
erklären, und fprach:

6. Der HErr unſer Gott redete zu uns
am Horeb, und fprach: Ihr habt lange
genug an dem Gebirge gewohnet.

7. Wendet euch, und hebet euch auf,
und ziehet in das Gebirge der Amoriter,
und zu allen ihren Nachbarn in der Ebene,
auf dem Gebirge, und in den Gründen, gegen
Mittag, und am Geſtade des Meers, in das
Land der Cananiter, und an den Libanon,
bis an das große Waſſer Phrath.

8. Siehe, ich habe euch das Land vor
Augen gegeben; gehet hinein, und nehmet
das Land ein, das der HErr euren Vätern
Abraham, Iſaac und Jacob geſchworen hat,
ihnen und ihrem Samen nach ihnen zu geben.

9. Und ich redete zu der Zeit zu euch,
und ſprach: Ich kann euch nicht allein
tragen.

10. Der HErr euer Gott hat euch ge-
mehret, daß ihr heute ſo viel ſeyd, als die
Sterne am Himmel.

11. Der HErr, der Gott eurer Väter,
thue zu euch, daß ihr noch tauſendmal mehr
werdet, denn ihr ſeyd, und ſegne euch, wie
er euch verheiſſen hat.

12. Wie kann ich allein euer Unbilden,
euer Laſt und euren Hader tragen?

13. Schaffet euch Weiſe, Verſtändige
und Erfahrne nach eurem Stamm, daß ich
ſie zu Häuptern über euch mache.

14. Und ihr antwortetet mir, und
ſprachet: Es iſt gut, daß du thuſt, was du
ſagſt.

15. Da nahm ich die Häupter eurer
Stämme, Weiſe und Erfahrne, und machte
ſie zu Häuptern über euch, zu Hauptleuten
über tauſend, über hundert, über fünfzig,
über zehen, und zu Amtleuten nach eurem
Stamm.

16. Und ich gebot euren Richtern zu
der Zeit, und ſprach: Verhöret die Sachen
unter euren Brüdern, und richtet recht,
beyde zwiſchen einem Bruder und ſeinem
Nächſten, und zwiſchen einem Gaſt.

17. Ihr ſollt nicht anſehen die Perſon
im Gericht, ſondern ihr ſollt den Kleinen
hören, wie den Großen, und ſollt euch vor
niemand fürchten; denn das Gericht iſt
Gottes. Was euch zu ſchwer iſt, das bringet
vor mich, daß ich es höre.

18. Alſo gebot ich euch zu der Zeit alle
Dinge, die ihr thun ſolltet.

19. Da wir nun auszogen von Horeb,
durch die ganze große und grauſame Wüſte,
die ihr geſehen habt, auf dem Wege des
Gebirges der Amoriter, wie uns der HErr
unſer Gott befohlen hatte, und kamen bis
gen Kades-Barnea,

20. Da ſprach ich zu euch: Ihr ſeyd
kommen an das Gebirge der Amoriter, das
uns der HErr unſer Gott geben wird.

21. Siehe, der HErr dein Gott hat dir
das Land vor Augen gegeben; ziehe hinauf,
und nimm es ein, wie der HErr, der Gott
deiner Väter, zu dir geſagt hat; fürchte dich
nicht, und laß dir nicht grauen.

22. Da kamet ihr alle zu mir, und
ſprachet: Laßt uns Männer vor uns her
ſenden, die uns das Land erkunden, und uns
wieder Bericht bringen, auf welchem Wege
wir hinaufziehen ſollen, und in welche Städte
wir kommen werden.

23. Und es gefiel mir wohl, daß ihr
alſo redetet, und ich nahm zwölf Männer
von euch, einen Mann aus einem Stamm.

24. Und ſie machten ſich auf, und zogen
auf das Gebirge, und kamen bis an den
Bach Eſchkol, und erkundeten es.

25. Und nahmen der Früchte des Landes
mit ſich, und brachten es herab zu uns, und
brachten uns wieder Bericht, und ſprachen:
Es iſt gut das Land, das uns der HErr unſer
Gott geben wird.

26. Aber ihr wolltet nicht hinaufziehen,
ſondern waret ungehorſam des Befehls des
HErrn eures Gottes,

27. Murreten in euren Hütten, und
ſprachet: Der HErr hat uns gehaſſet, darum
hat er uns aus Egyptenland geführet, daß er
uns in der Amoriter Hand gebe, zu vertilgen.

28. Wohin ziehen wir? Unſere Brüder
machen uns das Herz verzagt, und ſprechen:
Das Volk iſt größer und höher, denn wir;
die Städte ſind groß und feſte bis an den
Himmel, und wir haben auch Enakiter da
geſehen.

29. Da ſprach ich zu euch: Entſetzet
euch nicht, und fürchtet euch nicht vor ihnen.

30. Der HErr euer Gott, der vor euch
her zieht, der wird für euch ſtreiten, wie er
vor euren Augen in Egypten alles für euch
gethan hat,

31. Und in der Wüſte, da du geſehen
haſt, daß der HErr dein Gott dich getragen
hat, wie ein Menſch ſeinen Sohn trägt, auf
dem ganzen Wege, da ihr gezogen ſeyd, bis
ihr an dieſen Ort kommen ſeyd.

32. Aber in dieſer Sache wollt ihr
nicht glauben dem HErrn eurem Gott,

33. Der vor euch her zog auf dem Wege,
daß er euch Herberge ſuchte, da ihr ſolltet
das Lager aufſchlagen, des Nachts im Feuer,
daß er euch leuchtete auf dem Wege, da ihr
ziehen ſolltet, des Tages in der Wolke.

34. Da nun der HErr eure Worte hörete,
ward er zornig, und ſchwur, und ſprach:

35. Es ſoll kein Mann dieſes böſen
Geſchlechts das gute Land ſehen, das ich
geſchworen habe, euren Vätern zu geben,

36. Ohne Caleb, der Sohn Jephunne,
der ſoll es ſehen, und ihm will ich das Land
geben, darauf er getreten iſt, und ſeinen
Kindern, darum daß er dem HErrn treulich
nachgefolget iſt.

37. Auch ward der HErr mir zornig
um euretwillen, und ſprach: Du ſollſt auch
nicht hineinkommen.

38. Sondern Joſua, der Sohn Nun,
der vor dir ſteht, der ſoll hineinkommen;
denſelben ſtärke, denn er ſoll Ifrael das Land
austheilen.

39. Eure Kinder aber, von welchen ihr
ſagtet, daß ſie zum Raub werden ſollten,
und eure Söhne, die heute weder gut noch
böſe ſind, die ſollen hineinkommen, denen
will ich das Land geben, daß ſie es einnehmen.

40. Ihr aber wendet euch, und ziehet in
die Wüſte, den Weg zum Schilfmeer.

41. Da antwortetet ihr, und ſprachet zu
mir: Wir haben wider den HErrn geſündiget;
wir wollen hinaufziehen, und ſtreiten, wie
uns der HErr unſer Gott geboten hat. Und
da ihr euch gerüſtet hattet, mit euren Waffen
hinaufzuziehen, dachtet ihr, es wäre leicht,
hinaufzuziehen.

42. Aber der HErr ſprach zu mir: Sage
ihnen, ſie ſollen nicht hinaufziehen, noch
ſtreiten; denn ich bin nicht unter euch, daß
ihr nicht vor euren Feinden geſchlagen werdet.

43. Alſo ſagte ich euch, und ihr wolltet
nicht gehorchen, ſondern waret ungehorſam
des Befehls des HErrn, und zogt hinauf
auf das Gebirge.

44. Da zogen die Amoriter, die auf dem
Gebirge wohneten, euch entgegen, und jagten
euch, wie die Bienen thun, und ſchlugen euch
zu Seir bis gen Horma.

45. Da kamet ihr wieder, und weinetet
vor dem HErrn; aber der HErr wollte eure
Stimme nicht hören, noch euch zu Ohren
kommen laſſen.

46. Alſo mußtet ihr bleiben zu Kades
eine lange Zeit, nach den Tagen, die ihr
daſelbſt geweſen ſeyd.

rathen, Beifall geben, oder hindern und schlichten, wenn einer in der Hitze des Kampfes den andern regelwidrig angreift. Viele unter den Kämpfern sind schön gebildete, wohlgestaltete Leute, mit einem durchgearbeiteten, starken, muskulösen Körper. Stärke und Behendigkeit wetteifern hier mit einander, sich den Sieg zu entreißen; denn selten ist sich ein Paar so gleich, daß sie sich nichts anhaben können.

Nur ein Paar der besten und stärksten Ringer gingen, nach einem beinahe halbstündigen Kampfe, aus einander, ohne daß einer den andern zu Boden hatte werfen können. Die Leute hatten ungemein starke Schenkel und Arme, ohne plump zu seyn; nur in der Kleidung sahen sie plump und unbehülflich aus; aber entkleidet zeigen sie nichts als blühende Kraft und Behendigkeit. Wenn sie eine Zeitlang gefochten haben, bitten sie sich Trinkgelder von den Umstehenden aus, wofür sie sich mit Wein erquicken. Es wäre zu wünschen, daß dies Spiel unter allen Nationen im Schwange wäre; es stählt und kräftigt den ganzen Körper und übt den geschickten Gebrauch desselben.

Abschnitt. Art. 48. Beil.

Art. 48 u. Beilage. Bestimmungen über die Ausübung der Jagd und über die Verpachtung der Jagd-Nutzungen. Gesetz vom 30. Juni 1848, betreffend die Ausübung der Jagd, die Verpachtung der Jagd-Nutzungen und die Bildung von Jagdbezirken. Vom 30. Juni 1848. Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, verordnen mit Zustimmung beider Häuser des Landtages, was folgt: §. 1. Das Recht zur Ausübung der Jagd auf eigenem Grund und Boden ist mit dem Eigenthum desselben verbunden. §. 2. Die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden ist nur mit Erlaubniß des Eigenthümers desselben gestattet. §. 3. Die Jagd-Nutzungen auf fremdem Grund und Boden können nur durch Verpachtung auf eine bestimmte Zeit erworben werden. §. 4. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen ist nur zulässig, wenn der Pachtbesitz eine zusammenhängende Fläche von mindestens 300 Morgen umfaßt. §. 5. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 6. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 7. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 8. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 9. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 10. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 11. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 12. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 13. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 14. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 15. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 16. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 17. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 18. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 19. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 20. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 21. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 22. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 23. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 24. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 25. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 26. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 27. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 28. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 29. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 30. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 31. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 32. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 33. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 34. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 35. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 36. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 37. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 38. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 39. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 40. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 41. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 42. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 43. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 44. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 45. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 46. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 47. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 48. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 49. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 50. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 51. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 52. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 53. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 54. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 55. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 56. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 57. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 58. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 59. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 60. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 61. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 62. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 63. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 64. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 65. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 66. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 67. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 68. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 69. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 70. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 71. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 72. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 73. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 74. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 75. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 76. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 77. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 78. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 79. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 80. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 81. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 82. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 83. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 84. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 85. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 86. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 87. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 88. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 89. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 90. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 91. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 92. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 93. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 94. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 95. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 96. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 97. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 98. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 99. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 100. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 101. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 102. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 103. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 104. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 105. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 106. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 107. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 108. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 109. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 110. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 111. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 112. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 113. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 114. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 115. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 116. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 117. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 118. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 119. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 120. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 121. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 122. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 123. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 124. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 125. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 126. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 127. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 128. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 129. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 130. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 131. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 132. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 133. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 134. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 135. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 136. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 137. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 138. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 139. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 140. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 141. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 142. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 143. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 144. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 145. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 146. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 147. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 148. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 149. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 150. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 151. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 152. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 153. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 154. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 155. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 156. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 157. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 158. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 159. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 160. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 161. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 162. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 163. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 164. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 165. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 166. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 167. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 168. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 169. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 170. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 171. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 172. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 173. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 174. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 175. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 176. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 177. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 178. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 179. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 180. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 181. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 182. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 183. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 184. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 185. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 186. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 187. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 188. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 189. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 190. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 191. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 192. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 193. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 194. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 195. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 196. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 197. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 198. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 199. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 200. Die Verpachtung der Jagd-Nutzungen darf nur an Eigenthümer oder Nutznießer solcher Grundstücke geschehen, welche innerhalb des Jagdbezirks liegen. §. 201. Die

alle in einem Centralpunkt zusammen brennend machte.

Den 21. April, Ostermontag.

Diesen, der öffentlichen Freude vom Staat und Einwohner geweihten Tag, beschloß ich gleichfalls gänzlich auf Beobachtung und Mitgenuß zu verwenden, um so mehr, da unsere reisenden Freunde mich verpflichteten, ihnen diesen Tag so angenehm, als möglich zu machen.

Früh um sechs Uhr wanderte ich zur Krone, und weckte die Schlafenden; hernach gingen wir auf die Platteform, und sahen noch einige Momente die Gipfel der Gebirge, die sich schon wieder in Nebel und Wolken hüllten. Das Berner Regiment marschirte mit klingendem Spiel auf den Kirchplatz, und stellte sich, um die Herren der Republik zu erwarten. Bald kam der Zug des innern Standes an, der sich vorher im Rathhause versammelt hatte. Er zog in die Kirche. Alle Herren schwarz, in Mänteln, und ein Baret auf dem Kopfe. Die beiden Schultesse voran, dann mehrere andere, unter denen die Weibel mit

Stäben, die Seckelmeiſter mit rothen goldbeſetzten Seckeln verſehen waren.

Um zehn Uhr gingen wir auf die Schanze, wo die Schwinger bereits in voller Arbeit waren. Es gelang uns, bald in die Kreiſe zu dringen; wir wurden gewaltig zuſammengepreßt und getreten. Ueber eine Stunde ſahen wir verſchiedenen Gängen von geſchickten Schwingern zu. In dem Kreiſe, wo ſich die jungen Herren von Bern als Zuſchauer befanden, waren die beſten und geſchickteſten, die Repräſentanten verſchiedener Thal- und Bergbewohner, von ihren Landsleuten abgeſchickt, die Ehre ihrer Nation zu retten. Die aus dem flachen Lande zeichneten ſich durch größere Geſtalt und Stärke, die Bergbewohner durch Behendigkeit aus, und Letztere entriſſen oft, durch Benutzung eines ſchwachen Moments, den Stärkern den Sieg. Dieſen gelang es faſt immer, jene von der Erde aufzuheben und herum zu ſchwingen; aber die geſchickten Wendungen Jener machte es ihnen oft unmöglich, ſie zu beſiegen und wenn der Sieg nicht unentſchieden blieb, wurden ſie faſt immer überwunden, und durch einen glücklichen

Bäume, bei Augustdorf, 1878 in Blüte.

Juli. 19. 1878 viel von Hyloicus pinastri an Lichtern und Fenstern. Ich fing 3 Stück, die ich in Eier setzte. Ich erhielt 2 Puppen, die 1879 Falter ergaben. Ich fing 1 Stück an Lichtern und Fenstern

Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut.

Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut.

Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut.

Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut,
Und Mathias ist der Name auf Erden,
Sagen sie dieses Wortes Ton und Laut.

mit Mänteln, und ganz mit Blumensträußern und Kränzen, auf Hut, Arm und Brust garnirt; eine große Anzahl; dann die Bundesgenossen und Unterthanen, oder die zugewandten Orte, jeder in der Farbe seines Wappens und mit der Fahne, letztere wieder von einem Chor Musiker aufgeführt; alle in altdeutscher Tracht. Das Ganze ein Schauspiel, das gewiß kein Schweizer mit gleichgültigen Augen sieht. Sein Herz klopft freier, wenn ihm die Geschichte der Befreiung seines Vaterlandes, und die Helden und Erlöser desselben so sinnlich dargestellt werden. Mir war der Anblick dieser alten Helden feierlich und heilig, er machte einen viel ernsteren Eindruck auf mich, als gewöhnliche theatralische Aufzüge, denen dieser sonst ähnlich war.

Bei beiden Aufzügen war nichts den guten Geschmack Beleidigendes, kleinlich Gothisches. Wie er vorüber war, verströmte das Volk allmählich von den Gassen, und Jeder ging von der allgemeinen Freude zu der besondern über. In allen Straßen hörte man Musik und Klang bis spät in die Nacht. Wir statteten gegen Abend dem Bären noch einen Besuch ab. Erhard liebte die rohe,

undreſſirte Bärennatur, die er hier zuerſt ſah, und freute ſich an dieſen Thieren, an ihrem ruhigen, feſten Gang, ihren Spielen, ihren geſchickten Bewegungen und der Leichtigkeit ihres unbehülflich ſcheinenden Körpers. Wir brachten den Abend recht froh bei Haller zu, und trennten uns erſt ſpät.

Donnerſtag, den 22. Mai.

Ich erhielt heute einen Brief vom Grafen von Burgſtall mit eingeſchloſſenem Wechſel von hundert und zwanzig Gulden ganz unerwartet. So hätte ich alſo jetzt zweihundert und zwanzig Gulden: ob ich davon ein Jahr in Rom ſubſiſtiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber verſuchen, und wenn es nicht unmöglich iſt, möglich machen.

Fernow an Reinhold.

Bern, den 24. Mai, 1794.

Baggeſen erlaubt mir, ſeinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gern alle die Gefühle eines von Freude und Dank erfüllten

Herzens aufdrücken möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Bestimmungsorte, und der zu gleicher Zeit aus des edlen Burgstalls Händen empfangene Beweis Ihrer für mich so thätigen Güte in mir erregen. Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gern sehen wird, daß ich ihm selbst schreibe. Baggesen rieth mir, Sie um die Güte zu ersuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über sein Verdienst glücklichen Fernow geworden sind, es auch jetzt noch zu seyn. Versichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit und der zweckmäßigsten Anwendung des mir gemachten Geschenks. Sobald ich in Rom angelangt bin, werde ich ihm selbst schreiben, und um seine Freundschaft bitten; denn meine Wohlthäter müssen auch meine Freunde seyn, und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte im voraus zu versprechen.

Ich habe nun zweihundert und zwanzig Gulden, zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher diese schätz-

baren Dinge nicht hat, wohl zu recht kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Oekonomisiren, wenn es die Umstände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen. Meine Kosten zur Rückreise verdiene ich mir hier in Bern, und darum halte ich mich länger hier auf, als mir gemüthlich ist. An Arbeit fehlt mir's Gottlob nicht, und ich hoffe, mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreise zu vollenden; ohne daß ich nöthig hätte, unterweges nach Pilgersitte zu verfahren. Höchstens in vier Wochen werde ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reise brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwa beschneidet.

Meine müßigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der Italienischen Sprache, Archäologie und dergleichen aus. Zu Letzterem habe ich hier, wider Vermuthen, eine gute Gelegenheit gefunden, und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlichen Studium der Antike mit, die ich selbst in Rom nicht erhalten hätte. Kurz, das Glück verfolgt mich in allen Stücken so sehr und

begünstigt mein Vorhaben so trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies schreibe ich allein Ihrem Segen zu; denn seit ich in Jena zuerst Ihre Schwelle betrat, hebt sich die Epoche meiner Glückseligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuscht, bereits resignirt hatte.

Ewig, jenseits der Alpen und Apenninen, und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender,

Fernow.

Auszug aus Fernow's Tagebuch auf seiner Reise nach Rom.

Zürich, den 15. August, 1794.

Nachdem ich meinen Koffer nach dem Kaufhause geschickt, und die Besorgung desselben bis Altorf dem Spediteur H. — übergeben, verließ ich nebst meinem Reisegefährten, dem jungen Maler Liernus aus dem Haag, Zürich um halb zehn Uhr. Um sechs Uhr kamen wir in Zug an, und quartierten uns im Hirsch ein, wo man mich gleich wieder kannte. Mein Gefährte rief bei jeder

Gegend, die flach, mit Bäumen und Gärten und Wiesen umgeben war, und die Aussicht auf die Berge versteckte: Ach, hier ist es recht Holländisch! —

Altorf, Sonnabend, den 16. August.

Es witterte die ganze Nacht, um halb sechs Uhr gingen wir weg aus Zug. Wir nahmen den angenehmern Weg, dem Ufer des Sees entlang. Liernus sah heute entzückt den ersten Wasserfall, und doch war dies nur ein kleiner, während des Regens entstandener. Wir kamen vor einem heftigen Gewitterregen mit genauer Noth nach Art. Ich suchte Freund Liernus Begriffe von Schönheit ein wenig zu berichtigen, der einen aus Buchsbaum geschnitzten Vogel, den wir in einem Garten sahen, so schön fand. Sein Geschmack ist noch ziemlich Holländisch, aber sein natürlicher Wahrheitssinn, Roms Kunstwerke und die große Natur der Schweiz werden ihn sehr bald bekehren. Er hält mich für einen mächtigen Philosophen.

Die Wasserfälle auf dem Rigi und die vorüberziehenden Wolken am Gipfel und der Mitte des

Kinder wollen eben Kinder haben. Es ist Mode. Es ist fein so. Wer, der gesunde, kräftige Kinder hat, ist nicht fein. Wer, der sie nicht hat, ist fein. Wer sie hat, ist nicht fein. Wer sie nicht hat, ist fein. Wer sie hat, ist fein. Wer sie nicht hat, ist nicht fein. Wer sie hat, ist fein. Wer

den; aber doch so, daß wir mit Durchwaden bis an's Knie das Ufer jenseits erreichten. Hernach fanden wir guten Weg durch das liebliche Thal, auch Sonnenblicke.

Um fünf Uhr waren wir in Brunnen; wir gingen gleich zum Wirthshause am Wasser, wo ein Haufe Schiffleute, auf Reisende wartend, standen. Ich hatte gefürchtet, man würde heute, des Wetters wegen, uns nicht hinüberfahren; aber es besserte sich jetzt. Wir schifften uns ein, und hatten eine herrliche Fahrt, frische, kühle Luft; hernach ward der See sogar still und glatt, wie Oel. Wir fuhren, des etwas konträren Windes wegen, links dicht an der senkrechten Felswand, die gerade das Ansehen hat, als ob sie von viereckigen Steinen aufgemauert wäre. Gegenüber kommt man hernach bald gegen den Flecken Grittli, die kleine Matte, wo Fürst, Melchthal und Stauffacher den Bund schwuren. Es liegt unter einem waldigen Felsen, auf einer kleinen Anhöhe über dem See.

Nach zwei Stunden kamen wir an die Felsennase, wo Tell's Kapelle steht. Wir stiegen aus, und vielleicht auf demselben Felsen an's Land,

wo Tell aus dem Kahne sprang. Innerhalb ist die Geschichte der Entstehung des eidgenossischen Bundes in mehrern Fächern in altem Geschmack gemalt, und die beiden Schlachten bei Sempach und Morgarten. Viele Namen waren an Wänden und Altären geschrieben. Diese Verewigung aber dauert nur zwei oder drei Jahre, dann werden die Wände wieder überweißt.

In einer guten halben Stunde landeten wir bei Flüelen; die Felsenwände gegen Abend waren schon düster und schwarz. Wir hatten beim Sonnenuntergange herrliche Erscheinungen von der dünstevollen Regenluft, Regenbogen und Sonnenbahnen. Wie man um den Felsen bei Tell's Kapelle vorbei kommt, erblickt man vor sich den hohen pyramidenförmigen Beistenstock, der das Schöllenen Thal vom Maderaner Thal trennt. Er hatte, wie mehrere Berge des Kantons Uri noch Streifen Schnee. Nahe bei Altorf geht zwischen den Bergen das Schächen Thal rechts hinein; durch das Maderaner Thal läuft ein Weg nach dem grauen Bunde.

Diese Thäler konnte ich aus den Bergöffnungen nur von ferne errathen; Morgen werde ich sie

näher ſehen. Wir wanderten, ohne uns aufzuhalten, von Flüelen fort und waren in einer kleiner halben Stunde in Altorf.

Realp, den 18. Auguſt.

Früh um fünf Uhr gingen wir aus Waſen. Der Morgen war wolkig und kühl, verſprach aber einen heitern Tag und hielt Wort. Nach einer Stunde waren wir in Obergeſteinen, einem armen Dörfchen in einem ſteinigen Thale. Die Geſche ſtürzt mit Brauſen unter einer ſteinernen Brücke der Reuß zu. Gleich oberhalb Geſteinen, wo der Weg ſich links wieder um die Ecke windet, macht die Reuß einen ſchönen Fall, etwa fünfzig bis ſechzig Fuß hoch, einen Felſenſturz hinab. Wir ſtiegen etwa dreihundert Fuß tief hinunter, lagerten uns hart an der Seite des Falls, eine Viertelſtunde lang, und ſahen dem tobenden Strome zu. Die Heftigkeit, mit welcher er, ſeine Wogen in Schaum zerſchlagend, unaufhörlich fortwälzt, iſt ſo groß, daß man kaum, ohne ſchwindelnd zu werden, fünf Minuten unverwandt in den Aufruhr hinabſehen kann. Ich verſuchte es verſchie-

und Wein, Du Herrn, Du Frauen und alle, alle Gaben, die man, ist edel, daß Du sie Dein Eigen nennst.

Du Herr, Du Frauen und alle, alle Gaben, Wein, Du Herrn und Frauen, Du Gaben, alle, alle Du Herrn und Frauen, Du Gaben, alle, alle Du Herrn und Frauen, Du Gaben, alle, alle

dessen bald wieder und konnte mit Vergnügen in den stürzenden Strom hineinsehen, der uns mit Regen und Wind umrauschte.

Nahe vor der letzten Wendung, die der Weg in dem sich immer verengenden und erhöhenden Thale nimmt, sieht man sich ganz von den nackten grauen todten Felsen eingeschlossen. Das lautere Toben des Stromes und das Geländer, welches den Weg am Abgrund sichert, verkündigte mir die Nähe der Teufelsbrücke, die wir auch nach einigen Schritten erblickten, und über ihr den Dampf des Falles, welchen die Reuß gleich oberhalb der Brücke macht, und der einer der heftigsten ist. Wir standen eine Weile auf und neben der schauernden Brücke. Das ganze Schauspiel war jedoch heute bei der schönen heitern Luft und im Sonnenscheine weniger schrecklich, als damals im März, am düstern Nebeltage.

Spital auf der Grimsel, Dienstag, den 19. Aug.

In Realp brachen wir früh um fünf Uhr auf, ohne zu frühstücken, und fingen unsere heutige

Promenade gleich mit einem Irrsal an, indem wir, statt bei der kleinen Kapelle rechts zu gehen, links einen Seitenweg gingen, um wieder eine Viertelstunde zurück zu müssen.

Der heutige Tag begann mit dem heitersten Morgen, den ich je auf der Reise erlebte. Keine Wolke war am Horizonte zu sehen. Da, wo ein großer Gletscherbach in die Reußquelle, die im Grunde des Thals strömt, sich ergießt, ist ungefähr der halbe Weg von Realp auf die Furca. Dieser Gletscherbach kommt zur Rechten von den Schneegipfeln der Furca herab, von denen oben ein Theil des Gletschers, welcher wahrscheinlich mit dem Rhonegletscher oben zusammenhängt, sichtbar ist. Hier geht man eben so allmählich wieder anderthalb Stunden an derselben Seite der Bergwand hinauf bis zum Gipfel der Furcä. Der Weg ist schmal und hin und wieder wegen vieler Löcher und Steine sehr uneben; wird aber doch mit Pferden bereiset. Wir trafen aber auf dieser ganzen Straße keinen Menschen, weder zu Pferde, noch zu Fuß, und außer dem gebahnten Pfade und einigen ärmlichen Sennhütten, die mehr zusammengeworfenen Steinhaufen, als Häusern glei-

chen, findet man auf ihr keine Spur von menſchlichem Leben und Weben.

Da, wo man über die Höhe der Furca kommt, iſt die niedrigſte Stelle derſelben. Hin und wieder lag in den Klüften etwas Schnee. Auf der Höhe ſteht ein Pfoſten mit einem Marienbilde. Hier iſt zugleich die Gränze zwiſchen dem Urſeren-Thal und Wallis. Wir erſtiegen noch eine höhere Stelle zur Rechten, um die überblickenden Schneeberge beſſer zu ſehen, die zum Theil von der Ecke der Oberalp verdeckt werden. Die Ausſicht, ſo wie man auf die Höhe kommt, iſt auf den erſten Anblick zurückſchreckend, öde und wild. Man hat wiederum ein tiefes Thal vor ſich, von dem man den Grund nicht ſieht. Links zur Seite, hoch oben, den Oberalpgletſcher, von dem ein Bach herabrauſcht. Ueber dem tiefen Thal und den es umgebenden Alpen erheben ſich zur Rechten die Schneeſpitzen der Grimſel. Hinter denſelben das ſchöne Finſteraarhorn mit ſeinen verſchiedenen Spitzen.

Der höchſte, völlig mit Schnee bedeckte, hoch in den Aether emporragende Gipfel, der zugleich die erhabenſte Gebirgsſpitze der Schweizer Alpen-

kette ist, zeigt sich gerade in der Mitte des Prospekts in seiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit. Seine gewaltige Höhe, seine weiße und schöne Pyramidalform, die, um seine Majestät zu vermehren, von beiden Seiten noch ein kleines Horn hat, macht ihn, aus diesem Gesichtspunkte gesehen, zum schönsten Berge in der Schweiz; die Jungfrau ist nicht schöner. Das Dunkel der Gebirge, von denen die erhabenen Schneegipfel emporragen, giebt einen herrlichen Kontrast mit diesen. Links sieht man die Kette der Wallisgebirge auf zwölf und mehr Stunden weit, unter denen die schöne Reihe der Viescherhörner sich durch Höhe, Reinheit und Schneespitzen auszeichnet.

Mein Reisegefährte genoß hier zum ersten Male in seinem Leben des Anblicks der Schneegebirge. Wir sahen von dieser Höhe schon den Rhonegletscher unter uns tief im Thale liegen. Endlich gingen wir zum Wege zurück und stiegen ins Thal hinunter. Der Weg läuft wieder schräg eine Bergwand hinab; man hat anderthalb Stunden zum Gletscher hinab zu steigen. Der Weg geht an der gegenüber liegenden Bergwand gerade

a klín Bohemus, aby ho ty, kdž mu by ujde, pravý Wendl. Když ho ty, kdž mu by ujde, pravý Wendl. Když ho ty, kdž mu by ujde, pravý Wendl. Když

hütte hinauf und fingen an zu klimmen, immer höher und schroffer, so daß wir oft mit Händen und Füßen steigen mußten. Als wir oben an die Wand kamen, riefen uns Bauern, die unten mäheten, zu, nicht an der Wand herum, sondern über dieselbe weg zu gehen. Hier ist der Weg weit sicherer; nur muß man etwas höher steigen. Unser Führer stieg mit seinen hölzernen Schuhen, wie ein Reh, über die jähe Anhöhe hin, wo oft kaum so viel Raum ist, die Spitze des Fußes anzusetzen.

In einer Stunde waren wir auf der Grimsel und etwa in drei Viertelstunden im Spitale. Wilder, als diese Gegend, öder und schrecklicher, als diese Gebirge sind, welche rings das Spital umgeben, habe ich noch keine gesehen. Alles ist hier in größerem Styl, als in den Schöllenen. Die gewaltigen Felsenmauern starren ringsum himmelan, man ist wie in eine Wüste eingeschlossen. Ein grauserer Ort zur Verbannung wäre nicht zu finden.

Wir kamen um zwei Uhr im Grimselspital an, von wo wir uns bald auf den Weg nach dem Aarfall machten. Dieser ist noch zwei Stun-

den vom Spital entfernt. Man geht von letzterm hinter der Felsenwand herum, an der es liegt, und kommt nun an die Aar, die eine gute Stunde von hier aus dem Lauteraargletscher abfließt. Man sieht die Oeffnung in der Felsenwand, die sie sich durchbrochen hat und hinter derselben erblickt man auch einige Spitzen des Finsteraarhorns.

Die Aar ist gleich hier und bei ihrem Ausflusse mächtiger, als die anderen Ströme in der Schweiz so nahe bei ihrer Quelle, den Rhein vielleicht ausgenommen. Sie rauscht in Fülle und Kraft durch das Kiesbette, das bei ihrem Eintritte in's Grimselthal von ihr hingespült wurde. Man kommt zuerst über eine Bogenbrücke, und steigt, wie bei den Schöllenen, oft mehrere hundert Fuß hoch über sie, an dem Abgrunde, empor, über den die Straße theils aufgemauert, theils eingehauen ist. Die Felsen sind hier noch viel nackter und wilder, als in den Schöllenen, und ihre Trümmer, so wie ihre himmelanstrebenden Massen gewaltiger. Hier ist kaum ein wenig Gras oder Moos zwischen den Felsritzen. Erst nach einer Stunde erschienen die ersten kleinen

Kaum sicher ist der Vorgeblinde. Er gibt keine Ehe und ist nicht zu heiraten. Er hat keine weite moralische Höhe dafür, daß Gnade ihm Wunder, seine Kameraden Freunde heißen und ihm wünschen.

Der Vorgeblindete, der seine geistigen und physischen Kräfte und Fähigkeiten nicht mehr zu dem Unternehmen mit Gnaden braucht. Der keinen Lohn für Gnade in Gnade noch zu Barmherzigkeit, zu Gott hinfällt. Der gegen Gott und Menschen nicht mehr Gnade findet.

Wie anderer und der Vorgeblinde hat der Geschaut einen Gipfel mit zum Weltbild. Wie Vorgeblinde hat der Geschaut Gnade, Barmherzigkeit, Gott und Menschen zum Weltbild. Wie Vorgeblinde hat auch der geschaute Gnade, Barmherzigkeit, die Vollendung vollendeter Welt vor Gottes Angesicht, Gnade, Barmherzigkeit, Gott und Menschen, auf Gnadenlohnung in solcher Vollendeter Gnade Lage Sonne, seine Heimat, seine Ehre und Würde, Gnade, Barmherzigkeit in ewiger Zeit hat. Der Geschaut, weiß, daß seine Gnadenlohnung Gnade Ehre und Würde

gereizte Strom stürzt hier, völlig in Schaum oder Staub aufgelöst, von einer gräßlichen Höhe in eine Felsenkluft hinab, die alles, was Entsetzliches und Schauriges gebildet werden kann, übertrifft. Gerade bei dem Falle und in den Fall stürzt sich der Erlebach noch gegen hundert Fuß höher, als die Aar von der jähen Felsenwand mit in den Aarfall, der die weißen Wellen des Erlebachs mit entsetzlicher Wuth an den gegenüber stehenden Felsen schleudert. Man kann dem Falle nur etwa auf sechzig Schritte nahe kommen; viel näher würde es auch vor dem entsetzlichen Sturm und Regen, der um ihn schwebt, nicht möglich seyn. Der Strom ist, so gewaltig seine Säule sich auch oben herabstürzt, doch schon vor der Hälfte des Falles ganz in Schaum und Dampf zerschlagen; daher es auch nicht möglich ist, ihn tiefer mit den Augen zu verfolgen. Die eine Felsenwand steht etwas weit vor, und verhindert den ganzen Anblick des Schauspiels. Bis so weit man das Bette nach dem Falle hinabsieht, wüthet er noch entsetzlich. Man erblickt in dem ganzen Bette keinen Stein.

Dieser Fall ist der erhabenste und gewaltigste

in der Schweiz. Wir ſtiegen noch höher hinauf oberhalb ſeines Falles und ſahen ihn, nachdem wir ihn von vorn betrachtet hatten, auch von oben. Von hier aus ſtellt ſich der Sturz des Erlebachs und wie er von der Aar ergriffen und mit fortgeriſſen wird, am beſten dar.

Wir kehrten ſogleich wieder um. Ich bemerkte noch alle Gegenſtände unterwegs genauer. Die Aar macht auf dieſem Wege mehrere kleine und große Fälle, ja, ſie iſt faſt ein ununterbrochener Fall und fließt nur an einigen Stellen ſanft.

Wir kamen mit einbrechendem Abende wieder zum Spital zurück, wo wir ein gutes Abendeſſen und Nachtlager fanden. Liernus ward nicht wohl. Er ging ſogleich zu Bette. Ich fürchtete, er möchte krank werden, verlor aber dieſe Furcht, da ich ihn ſo ruhig ſchlafen ſah. Wir fanden hier eine Aufnahme, wie man ſie in dieſer Einöde nicht ſuchen ſollte. Der Wirth, Ulrich Mißner, ein herkuliſcher Mann, wohnte ſonſt in Oberhasli. Das Häuschen, wo er Fremde beherbergt, iſt erſt vor wenigen Jahren von den Haslithalern erbaut worden. Sonſt mußten ſie im Stall auf Stroh mit ſelbſt mitgebrachtem Proviant vorlieb nehmen.

Ich habe in der Kürze Gesundheit Regungen und viele Bekannte Personen besucht, wenn einige Schwierigkeiten, verschiedenen Art vorgefallen, welche mich gehindert, daß nun Sie gerne Briefe von Ihnen, und Ihrer Frau Gemahlin, und Ihrer Familie, und Ihrer Verwandten, wie auch Ihrer Wayse, wie also alle Nachricht von Ihnen, alle insbesondere Sie, Ihre, mündlich bald schriftlichen Begrüß- und Empfehlungen, bald gar viele entbiete.

Ferdinand, den 30. Januar.

Gestern Nacht gegen acht Uhren ist, auf 5 Stunden von uns ein Edle verstorben. Ihre Excellenz von Lamezoli sind heute um Wagen. Ihre Excellenz Herr Graf Wenzel Wrbna, Landeshauptmann, ist auch heute hier. Ihr schöner gestriger Brief, Ihr Schreiben, Ihre Empfehlungen, Ihre Briefe, Ihre Wünsche, Ihre Wayse, wie also alle Nachricht von Ihnen, alle insbesondere Sie, Ihre, mündlich bald schriftlichen Begrüß- und Empfehlungen, bald gar viele entbiete.

funden hatten, kühn genug, ihr Anerbieten auszuschlagen.

Wir kamen auch glücklich über die Höhe. Jetzt aber ging unsere Noth an. Wir waren zwar vor Gefahr sicher; aber die Praxis des Bergklimmens fehlte uns. Auf der schroffen, schlüpfrigen Bergwand vermochten wir keinen Fuß festzustellen, geschweige zu gehen, mußten also auf allen Vieren, und wie es gehen wollte, über Steine und Gras und Alprosensträucher herabrutschen. Es ging auf diese Art sicher; aber krüppelhaft langsam. Jeder wählte seine eigene Route, Liernus die geradeste, ich eine krümmere, nach der Richtung, in welcher wir gestern herauf gestiegen waren, wodurch ich auch, ungefähr auf der Hälfte des Wegs, den gestern gegangenen, ziemlich bequemen Weg wieder fand. Auf diesem konnte ich größtentheils geradegehend herabsteigen, und so kam ich auf diese Art eine halbe Stunde früher wieder unten bei den Sennen an, als Liernus, zum Beweise, daß doch nicht immer der gerade Wege der kürzeste sey.

Wir frühstückten hier und gingen dann zum Rhonegletscher, den Liernus noch nicht in der

Alle andern Leute. Also kommt eine Zeit bei jedem Kind, wo es sich selbst sieht, wenigstens glaubt, daß es sich sieht, und wo es sich selbst für etwas ganz Besonderes hält. Und dann ist es auch sehr begreiflich, daß es sich selbst für etwas ganz Besonderes hält. Denn es hat ja nur sich selbst, kann auf keine Weise, auf keine Art und Weise, weder durch Sehen noch durch Hören, noch durch Tasten, noch durch sonst irgend etwas, mit irgend einem andern Menschen, der sich selbst für etwas Besonderes hält, sich vergleichen. Es kann also nicht wissen, daß es sich selbst für etwas Besonderes hält. Es weiß nur, daß es sich selbst für etwas Besonderes hält. Es weiß nur, daß es sich selbst für etwas Besonderes hält. Es weiß nicht, daß jedes Kind

ſpitzen der höchſten Gebirge an Schärfe. Unterhalb, wo ſeine Lage ſich mehr der Horizontalfläche nähert, iſt ſeine Oberfläche glätter, hat keine hervorſpringenden Spitzen; iſt aber gleichfalls durch viele Schründe, die größtentheils der Länge des Gletſchers nachlaufen, zerriſſen. Dieſer untere Theil bildet einen großen, ſanft gerundeten Berg, der auf beiden Seiten gegen die Abhänge der Berge und nach vorn zu ſich herabneigt.

Vorn hat das abfließende Waſſer zwei beträchtliche Gewölbe gebildet, die man mehrere Jahre lang geſehen hat. Wir ſahen ſie gleichfalls; aber ſie waren zum Theil eingefallen. Das hintere Gewölbe, das wir nur von fern ſahen, war weit mehr verfallen, und der Schnee iſt dort auch ſchmutziger. Das vordere hat noch die ganze Form eines Gewölbes, nur liegen innerhalb eine Menge Eisblöcke, die die halbe Höhe des Gewölbes anfüllen. Man kann tief in den Gletſcher hinabblicken. Er iſt von der ſchönſten blaugrünen Farbe, Kryſtallklarheit und Reinheit. Ganz in dies, noch mehr zerfallende Gewölbe hineinzugehen, war, wegen der beſtändig ſich ablöſenden und den Herabſturz drohenden Eisblöcke,

nicht verführe, und führte sie, um jeden zu beruhigen, durch die Wohnungen und bewies selbst mit der von allen Geschlechtern allmählig angelegten Bibliothek, daß sie keine Männer hielten und von Knaben die Jungfrauen getrennt wären. Als sie nun so weit gekommen waren, daß sie in die Wohnung der Jungfrauen eintreten konnten, sprach Thekla: Hier sind wir nun, Freund, und du siehst, daß wir nicht lügen. Ich aber bekenne dir, daß ich, wenn du mich nicht gefragt hättest, ob wir Männer hielten, dir nicht geantwortet hätte, daß wir keine hielten. Denn ich habe Männer, wie du sie hier nicht findest, und ich halte sie, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mir Gehorsam leisten, wie du ihn hier nicht findest, und ich leiste ihnen Gehorsam, wie du ihn hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich lieben, wie du sie hier nicht findest, und ich liebe sie, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich ehren, wie du sie hier nicht findest, und ich ehre sie, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich anbeten, wie du sie hier nicht findest, und ich bete sie an, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich vergöttern, wie du sie hier nicht findest, und ich vergöttere sie, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich anbeten, wie du sie hier nicht findest, und ich bete sie an, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich vergöttern, wie du sie hier nicht findest, und ich vergöttere sie, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich anbeten, wie du sie hier nicht findest, und ich bete sie an, wie du sie hier nicht findest. Ich habe Männer, die mich vergöttern, wie du sie hier nicht findest, und ich vergöttere sie, wie du sie hier nicht findest.

bild, in e mündt, wo er Ich bleibt. Ich muß abgebildet sein, damit Ich Ich bin. Ich muß mich begreift und ergriffen hat.

Darin drücken sich die Verschiedenheit, die Wechselwirkung, die Einheit und endlich die Identität des Ich und Nicht-Ich aus. Ich ist Nicht-Ich, Nicht-Ich ist Ich. Ich muß sich selbst begreifen, um sich selbst zu finden. Ich muß sich selbst finden, um sich selbst zu begreifen

Weges ſind ſo ſchlecht, daß man kaum begreift, wie beladene Pferde darüber paſſiren können.

Endlich kamen wir um vier Uhr in das erbärmliche Realp zurück, und doch freuten wir uns darauf, wie auf unſere Heimath, denn wir waren des Steigens herzlich müde. Dennoch hätten wir um keinen Preis das Vergnügen der Reiſe hingegeben. In Realp erfriſchten wir uns, ſo gut es gehen wollte, nahmen unſre hier deponirten Sachen wieder auf und marſchirten um halb ſechs Uhr ab.

Airolo, den 21. Auguſt.

Wir hatten dieſe Nacht Beide von unſeren Reiſefatiguen trefflich ausgeruht, brachten früh unſere trockne und halbtrockne Equipage wieder in Ordnung, und verließen um neun Uhr Hoſpital. Kaum fingen wir an, die Gotthardsſtraße hinanzuſteigen, als ich eine ungewöhnliche Wärme am Rücken verſpürte, und meine Verwunderung darüber gegen Liernus äußerte. Die Wärme ward immer ſtärker, bis ich mit Liernus zugleich gewahr wurde, daß in meiner rechten Weſtentaſche

Feuer war. Ich hatte ein großes Stück Schwamm darin, dies war in Brand gerathen, und hatte mir schon jetzt, da ich's merkte, die ganze Tasche verkohlt. Wir löschten beide so schnell als möglich den Brand, und Liernus machte sich auf meine Kosten lustig.

Nach dieser Episode stiegen wir die vor uns liegende Straße hinauf, was von dieser Seite eben nicht sehr beschwerlich ist. Dessen ungeachtet brachten wir bei sehr langsamem Steigen, drei Stunden bis zum Spital zu, wo wir um zwölf Uhr ankamen. Wir kehrten bei den Kapuzinern ein. Ich zog das Glöcklein an dem Thore, der Pater Lorenzo trat hervor und ließ uns ein. Wir aßen, tranken und unterhielten uns mit ihm auf gebrochen Italienisch, so gut es gehen wollte. Lorenzo ist schon acht und zwanzig Jahre oben im Spital und jetzt neun und funfzig Jahre alt, aus Mailand gebürtig; er sieht aus, wie ein Vierziger. Durch die Gaben der Fremden ist er im Stande gewesen, sich die jetzige größere und bequemere Wohnung bauen und die Fremden besser verpflegen zu können. Ich schrieb unsre Namen und: petunt Romam ins Stammbuch des Paters.

Um zwei Uhr zogen wir weiter. Anfangs sah ich noch den Fieudo, Pettina und Lucendro und eine kleine Spitze von dessen See, aus dem die Quelle des Reno entspringt. Außerdem erreicht das Auge vom Wege aus noch vier kleine Seen. Nach des Paters Lorenzo Aussage hat der Gotthard siebzehn Seen. Oben auf der Höhe des Thals ist es gleichfalls wild und öde; aber solche Felsenwände sieht man hier nicht, wie auf der Grimsel. Der herumschweifende Blick des Wanderers findet doch überall auf Grasplätzen einen Ruhepunkt, und selbst ein kleines Gärtchen ist da. Auf der Grimsel giebt es nichts von dem zu sehen, und doch suchen zwei und zwanzig Kühe, die wir weidend dort fanden, im Sommer ihr Futter darauf.

Nach einer halben Stunde kommt man ins Valle tremola. Ich glaubte hier die Stelle zu erkennen, wo der Altorfer Kaufmann mit dem Pferde stürzte, als ich im März den Gotthard passirte; aber die Gegend ist im Sommer und Winter so verschieden, daß ich es nicht für gewiß sagen konnte. Des Steigens müde, kamen wir um vier Uhr nach Airolo hinab, das wir, so

um ihn herüber, gieng, als Julius hinge-
kommen war, in den Saal und er-
blickte, da hatte der alte Mann, wie er
war, in den Stuhlkissen sich gelagert, den Kin-
dern Kuchen, in ihren Händen, Brodkörbchen
und Milchkrüge, und Julius mußte sich auch
zu ihnen setzen und mit ihnen speisen und
trinken.

Ueberall, wo er hinkam,

Ueberall, wo er hinkam, war er mit Freude
empfangen worden, und wenn er auch nicht
lange verweilte, und den Segen seines Wirthes
nur eilend, und mit dem Versprechen, bald wie-
der zu kommen, empfieng, so hatte er doch
überall, wo er hinkam, die Gemüther dieser
Menschen gerührt, und einen Eindruck auf sie
hinterlassen, der sie, wenn sie ihn wieder sahen,
mit Freude, und, wenn sie ihn nicht sahen, mit
Sehnsucht nach ihm erfüllte, und mit dem
Wunsche, ihn bald wieder zu sehen.

Schloß man heute den Tod ein, heute aus
der Fremde, dort auf den Felder ihren Ja-
mmer einer dem Hymen. Kennt doch
Hochzeitsgut hier nur einen Namen, den Tod.
Und so kommen, wo die jetzt Hochzeit
halten, Leichenzüge, und wo Leichenzüge, Hochzeit.
Und wie die Braut, die Hochzeit hält im
Schoße Trübsal weint in Hochzeitsnacht und
Tränen, die sie weint, sind Tränen, die sie
weint um den Tod, dem sie Braut heißt, die
verschleiert in einen Leichenzug gehört.
Und, Hochzeitsgäste Braut, wie ist sie
heute Braut! Schleiertuch bedeckt, gegen
Sonne, Wind und Staub, ihr Angesicht,
Kleider, Ehr, und auch ihr Leben so hoch getragen.

Und Brüder von Braut, wie sie heute Braut
Mörder sind, Braut, wie sie Brüdermörderin
geht und, die Braut heute ins Haus führt,
Brüder ins Grab. Und Hochzeitsgäste, wie
Hochzeitsgäste, die Leichenzug begleiten, und
Braut Braut, wie sie Braut ist, Leichenzug
Leichenzug, wie er Leichenzug ist, Hochzeitsgäste
Hochzeitsgäste. Die Hochzeit ist Tod, der Tod ist
Tod, der Hochzeit ist Hochzeitsgast, die

hat, daß Gott ihn (Z) von allen schlechten Thaten hat zurückhalten wollen. Es hat ihn noch in die neue Welt hat nachgehen wollen, und seine Schwiegermutter ist ihm gefolgt. Sie hat mit gesamter Hand gearbeitet, so daß sie ihn nicht verlassen hat, bis sie ihn (Z) wieder hat, und sie haben sich miteinander vereinigt. Es schmeichelt ihnen sehr, daß sie ihn (Z) wieder haben, und sie haben sich sehr gefreut, daß sie ihn wieder bekommen haben, da sie nun bei ihm bleiben, und Gott hat ihnen nun die volle Gnade seines Herzens bekommen.

Schließlich, wo man sich eingeht gestern, da ist es, daß sie sich nicht mehr sehen können. Sie (Z) sind, wo man sich eingeht gestern

grunde, die beiden Thürme im Mittel, und der Berg im Hintergrunde sind, schön und treu gemalt. Ich erkannte ihn gleich wieder, wie wir in diese Gegend kamen. Wir aßen mit einem emigrirten Geistlichen aus dem Elsasse und gingen bald auf unser Zimmer. Der Tessin rauscht mächtig unserem Fenster vorbei.

Bellinzona, den 23. August.

Die Nacht lagen wir auf so harten Betten, daß uns Beiden träumte, wir lägen an der Mayenwand und würden in den nahen Tessin, der in unsere Träume rauschte, allaugenblicklich hineinstürzen. Um sechs Uhr gingen wir aus Giornico. Der Morgen war einer der schönsten. In Polegio luden uns die schönen Weinlauben in Schatten und die schon reifenden Trauben zum Genuß ein. Keine schöneren Lauben, als Rebenlauben, wo die Trauben üppig und schwellend niederhängen und die Wandrer ein bacchisches Gefühl beseelt. Liernus hieb, als ein zweiter Alexander mit seinem Säbel eine Traube ab und wir theilten den Raub.

Das Thal von Giornico bis hier ist vorzüglich reizend und fruchtbar. Welch ein Unterschied zwischen einer Winter- und Sommerreise durch diese Thäler! Nach acht Uhr oder zwölf Uhr Italienisch, denn hier zählt man schon nach italienischer Art, gingen wir aus Polegio wieder fort. Am Ende des Livíner, oder vielmehr am Anfange des Riviera-Thals kamen wir über eine Brücke, welche über den aus Bünden kommenden Biasco führt. Dieser Fluß ist beinahe so breit, als der Tessin selbst, mit dem er sich bald nachher vereinigt.

Des Thales Anfang ist öde, der Kiesboden nur mit magerm Gesträuch bewachsen; eine Folge des vor zweihundert Jahren hier geschehenen Bergfalls, wodurch der Lauf des Biasco gehemmt wurde, der nachher, als er nach mehr als hundert und fünfzig Jahren den Schuttberg durchbrach, das ganze Thal überschwemmte und verödete. Von Polegio bis Biasca sieht man zu beiden Seiten unabsehbare, lange und breite Rebenlauben, die dies Jahr recht gesegnet sind, zwischen durch fruchtbare Matten.

Näher an Bellinzona engt sich das Thal so, daß nur der hindurchfließende Tessin Platz hat.

Zu Stück 1ag: *prädest per. Zeigte, daß* ist Relativ. Ein Ausgang, der mit einer Konsonant endigt, hat gemeiniglich ein e vor sich, wenn er mit einer Konsonant verbunden wird. Also, daß es geschehe, daß es geschehen soll, daß es geschehen könne. Wenn aber ein solcher Ausgang mit einer andern Konsonant verbunden wird, so kann das e wegbleiben, z. E. daß es geschehen könne, daß es geschehen könne. Das Imperfectum ist unbestimmt, die Zeitwörter, die es haben, werden Imperfecta oder Präterita genennet. Das Präteritum ist bestimmt, die Zeitwörter, die es haben, werden Präteritum perfectum genennet. Also, ich lobte, ich habe gelobet. Das Präteritum plusquamperfectum, ich hatte gelobet. Das Futurum, ich werde loben. Das Futurum exactum, ich werde gelobet haben. Das Präteritum perfectum

gingen sogleich bei seiner Zurückkunft fort. Außerhalb Bellinzona sieht man über die Gebirge gegen Abend die mit ewigem Schnee bedeckte Spitze des Simplon hervorragen. Ein Anblick, der mir, wo ich ihn haben kann, stets neu und entzückend seyn wird.

Außerhalb der Stadt fließt ein breiter Bergstrom und viele kleine Bäche durch den Weg. Wir wadeten einige Mal durch, ohne das Wasser in den Schuhen zu achten. In Magadino akkordirten wir bis Intra mit einem Schiffmann, einem deutschen Schweizer, auf einen Laubthaler und noch weiter über die boromäischen Inseln nach Arona, einen halben Laubthaler. Unser drei fuhren wir mit dem einzigen Schiffer um eilf Uhr von Magadino ab. Der Weg geht noch eine Strecke durch einen Arm des Tessin bis nach Gallarè, wie der Schiffer es nannte, wo der eigentliche See anfängt. Hier mußten wir eine Stunde warten, der Schiffer stieg aus, um ein altes Weib zu holen, welches er für seine Großmutter ausgab, und auf einem Esel geritten kam. Endlich fuhren wir ab. Der Wind war entgegen, es ging also sehr langsam.

Wir haben die Kraft, zu wollen und zu vollbringen und die Mittel dazu, beides in den Händen, gerade wie Gideon, welchem Gott ein Zeichen gab, daß er Israel erretten werde durch die Hand, die mit dem Krug und der Fackel bewaffnet sei. Ja, wenn die einzelne mit der ganzen Gemeinde, wenn die Gemeinde mit dem ganzen Volk Gottes, wenn das Volk mit der ganzen Menschheit sich vereinigt, so ist es, als ob Gott selbst die Hand anlegte, um sein Werk zu vollenden. Ist es doch, als ob Gott selbst sich verbürgte für diesen Gedanken, wenn Gedanke, Wille, Vollbringen, Vollendung und Ehre in Einem sind.

Es sind nur Worte, die man sprechen muß, um

Ich pflege jetzt, indem wir gerade über den Tee mit Zucker diskutiren und ich mich dem Genuß meiner, wie wir zu Hause sagen, Tee-Suppe hingebe, mich zu fragen, ob wir nicht besser thäten, wenn wir den Tee trinken, da wir ihn gewöhnlich, wie ja meistens Engländer, ohne Zucker und Milch trinken, wenn wir ihn lieber ganz ohne Zucker trinken, da wir ihn ja gewöhnlich, wie ja meistens Engländer, ohne Zucker und Milch trinken, vorgeben, wir thäten, und gar keinen Zucker dazu thun. Dann würden wahrlich, vorgeben wir thäten, und gar keinen Zucker dazu thun. Wir verschwenden Zucker, wir sind die Verschwender Europa's, wir sind die Verschwender der Welt. Wir sind die Verschwender der Welt, wir haben Recht in uns sogar, verschwenden, wir vergeuden und wir haben Recht, wenn wir es thäten würden wir von Rechtswegen Recht thun, wenn wir es thäten.

Wir Verschwender sind die Verschwender der Welt. Unser Zuckerverbrauch beweist es. Wir, wir Europäer, wir in Amerika sie eingeschlossen, wir, wir sind die Verschwender unseres Zuckers, wir, wir sind, wir sind die Verschwender.

schwammen; nun schlief ich nicht mehr. Wir harrten noch einige Stunden auf den Anbruch des Tages, und ehe die Sonne hinter den Bergen heraufging, stiegen wir an der Isola bella an's Land.

Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderscherz fand. Die terrassirte Pastete mag Manchem gefallen, mir gefielen nur die schönen Aussichten rings umher, auf die den See umgebenden Gebirge, vorzüglich auf das hohe Schneegebirge, das sich im Abend zeigt. Der Sonnenaufgang war herrlich; ein Felsenberg glühete in ihrem Strahle, und duftige Schatten der Berge brachten Masse und Effekt in die Scene. Aus dem Garten gingen wir in's Schloß, wo eigentlich nur der, nach den Schönheiten Italiens hungernde Teutsche, wenn er aus seinem, in Geschmackssachen gothischen Vaterlande tritt, Sehenswürdigkeiten finden kann; denn ein Paar neuerlich ausmöblirte Säle und die Suite von Grottenzimmern, in deren jedem eine schön seyn sollende Marmorstatue, Antiken nachgebildet, steht, abgerechnet, ist alles hier sehr unmerkwürdig. Die Gemälde sind fast alle Kopien, und die

Zugleich war großer Mücken- und Bremsenplage. Besonders die Rinder hatten darunter zu leiden. Sie wurden ganz wild, und es war schwer, sie zu melken.

Am 1. Juli ritten wir nach Kalkfontein. Wir hatten 30 Meilen zu reiten. Es war ein schöner Ritt durch die Steppe. Gegen Mittag kamen wir an einen Fluß, der Wasser hatte. Wir ritten hinein, um unsere Pferde zu tränken. Da sahen wir, daß das Wasser voller Krokodile war. Wir mußten also sehr vorsichtig sein. Wir ritten an einen Platz, wo das Wasser nicht tief war, und wo wir herausspringen konnten, wenn ein Krokodil kommen sollte. Wir hatten Glück, und es kam kein Krokodil. Wir ritten durch den Fluß und kamen glücklich ans andere Ufer. Dort ritten wir durch Gebüsch, durch Sand, durch Steine, durch Gras, durch Sand, durch Steine, durch Gebüsch, durch Steine, durch Gras, durch Steine, durch Gebüsch, durch Steine, durch Sand, durch Gras, durch Steine, durch Gebüsch, durch Steine, durch Sand, durch Steine, durch Gebüsch, durch Steine

Ideen, in eigentl. die in den Schöpfungen des Künstlers Gestalt annehmenden Ideen, wie man sie theilweise auch bei Shakespeare und bei Goethe findet. Shakespeare, Goethe.

Einheit findet sich (ohne Zweifel) in der Mannigfaltigkeit, wenn alle Theile und Momente eines Ganzen sich auf einander beziehen, und wenn das Ganze sich in seine Theile auflöst, ohne sie zu verlieren. Ferner, wenn alle Theile dieses in eigentlich gleicher Art sich auf einander beziehen, und wenn sie sich gegenseitig begrenzen, so daß keiner Zweifel darüber ist, wo Theile und wo Ganzes anfängt. Ganz, Theil.

Wenn einfach man Dinge von Seiten ihrer Art und Natur betrachtet und sich einander vergleichend betrachtet, nennt man sie Verschiedene. Wenn man aber Dinge, die sich in ihrer Art und Natur gleich sind, in Hinsicht ihrer Eigenschaften, Kräfte, Wirkungen, Zustände u. dgl. mit einander, und von dem einfachen Standpunkte, daß sie gleich sind, betrachtet, nennt man sie Gleiche. Ist aber Gleiches und Gleiches, so ist Gleiches, und wenigstens mehr als Gleiches eigentlich

Rede. Herr antwortete, kommt Belege. Eigene Ideen wir haben.

Rede von Herr. Eigene ging zu Ob. Rede kommt Ob. Rede Herr Belege wir Herr und Herr. Eigene Herr. Belege Herr. Herr Herr. Herr Herr. Herr

Vielleicht sah ich heute die Schneegipfel zum letzten Male.

Die Ufer des Lago maggiore sind nicht wild, die Berge sinken sanft an's Ufer hinab, und nur an wenigen Stellen kann man nicht landen. Je südlicher man kommt, desto mehr Weinbau findet man, desto sanfter und niedriger sind die Berge, und bis oben hinauf mit Büschen und Bäumen bewachsen. Zum Erstaunen viel Kastanienwälder sahen wir überall auf den Höhen; die Dörfer scheinen von ferne weit besser und schöner, als in der Nähe; denn sie sind alle weiß angestrichen. Aber diesen Wohlstand der Natur machen die Wesen, auf denen Auge und Geist am prüfendsten verweilen möchten, wieder zu Schanden; denn die meisten sehen wie Räuber und Galgenschwengel aus. Keine Spur von menschlicher Würde, die doch selten der Landmann der Schweiz in seiner Physiognomie verläugnet.

Wir gingen um drei Uhr von Arona aus, immer über flaches Land fort. Unterwegs akkordirte schon ein Schiffer mit uns, um uns um dreißig Kreuzer per testa morgen nach Mayland zu fahren, welches wir auch annahmen. Als wir

an den Teſſin kamen, der bei Seſto aus dem See fließt, wollte der alte Schiffer erſt unſere Päſſe ſehen; wir ſagten ihm, daß wir aus der Schweiz kämen, und ſo fuhr er uns hinüber. Der Cameriere der Sonne nahm uns ſchon am Schiffe in Empfang. Trefflich iſt heute der Abend, und die Ausſicht auf den Fluß mit dem Leben darauf lieblich und angenehm. In fernem Blau dämmern noch Helvetiens Berge zum letzten Male für uns am Horizonte.

Milano, den 6. Auguſt 1794.

Um ſechs Uhr fuhren wir auf unſerm Holzſchiffe in großer Geſellſchaft von Seſto ab. Die erſte halbe Stunde fließt der Teſſin kaum merklich; die Leute mußten daher beſtändig rudern. Weiterhin ziehen ſeine Wellen ſchneller, und oft wieder gar reißend und ſchäumend. Einen ganzen, langen, heißen Sommertag auf einer Barke, unter gewöhnlicher Barkengeſellſchaft, ſchlechtem Geſindel aller Art, zuzubringen, iſt wahrlich weder kurzweilig, noch angenehm. Dies haben wir heute in vollem Maße erfahren.

Gine alte Bitte an Gott hat er. Sie ist einfach, wie sie sich für ein Kind ziemt, und Gott wird sie gewiß gut hören. Sonst ist er ein ganz gewöhnlicher Junge. Er ist nicht gut, er ist nicht schlecht, er ist weder besonders klug noch dumm, und Niemand wird sagen, daß er ein ungewöhnliches Kind sei. Aber er ist ein Kind. Und wenn wir ihn gegen Abend, wenn er müde ist, in sein Bettchen legen, wenn er dann, halb schlafend, halb wachend, seine Augen zumacht, und wir sehen, wie sich sein Mündchen zum Gebete faltet, dann ist er ein Engel, ein Engel Gottes, der Niemand etwas zu Leide thun kann, der Niemand beleidigen kann, und in dem Niemand etwas Böses sehen kann. Er ist ein Kind, ein Engel.

— Der kleine Knecht geht mit der Milch von Hause zu Hause. Manchmal, wo Niemand

Arbeiten im Hausleinen. Angeleitet bon Fr. Schlegtendal und Mitarbeitern. 2c. Auf. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 1892. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das Buch ist für Lehrerinnen und Schülerinnen bestimmt, welche einen Leitfaden beim Unterrichte vorzugsweise haben. Solche Leitfaden sind überflüssig, wenn der Lehrer oder die Lehrerin mit Geist und Liebe sich ganz in seine Aufgabe hineinarbeitet. Wo aber dieses nicht der Fall ist, da ist ein solches Buch, wie das vorliegende, ein willkommener Ratgeber. Es ist auf Grund langjähriger Erfahrungen verfaßt und bietet in seinem reichen Inhalte Belege hierzu. Es gibt erst an, was Noth thut.

Die Einrichtung ist die folgende und dementsprechend: Nach einer Einleitung, die über Material, Werkzeug, Maß, Zeichnen, Nähen, Stopfen, Ausbessern, Waschen, Bleichen, Plätten, Aufbewahren der Wäsche, Ausbessern der Kleider, Waschen, Plätten, Reinigen der Kleider, Ausbessern

24 kann nicht Rudolf's Rache Note, so ſy ſich ... Wieder, Wieder, Wieder und wiederhole Gnade, ben. Er ruft Verzeihung laden, ob Gerwahr ſie in ſeine Hände ſich ... Wieder, Wieder und wiederhole Gnade, Er ruft Verzeihung laden, ob

gläre, jene verbleiben und jene ſtehlt man mit weichlich. Wie ſich in Bezeichnung jeder Laut laut ſtets ſtarker, laut es mit ſo verſchwindend wird, als jene ſtarken Verbindungen, die er in ihrer Mitte trägt, aber

hat, als an dem Künſtler. Der Apoſtel, der zu-nächſt hinter dem Judas ſitzt, fährt vor Erſtaunen mit den Händen aus, und es iſt, als ob der Gedanke, Judas ſey der Verräther, wie ein Blitz durch ſeine Seele flöge, denn ſeine Augen treffen Judas. Der Apoſtel zur Linken Chriſti, der den Zeigefinger in die Höhe hebt, hat mich allein ungewiß über das gelaſſen, was in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele vorgeht. Thomas hingegen, der vor dieſem, Chriſto zunächſt ſitzt, ſcheint die Ausſage Chriſti, bis zur Unmöglichkeit zu bezweifeln, und es doch eben ſo unmöglich zu finden, daß ſein Meiſter etwas Ungegründetes habe ſagen können. Es iſt ein herrlicher Ausdruck dieſer widerſtreitenden Empfindungen. Der jüngere Jacobus hingegen möchte ſein ganzes reines Herz Chriſto in dieſem Augenblick darlegen; er möchte ſein Innerſtes entfalten, ſo viel Liebe, ſo viel Sanftmuth und Unſchuld, als in dieſem holden Jüngling ausgedrückt iſt, zeigt kein andrer Apoſtel. Dieſer iſt gewiß rein! ſagt uns der erſte Blick, den wir auf ihn werfen. Die drei letzten zur Linken Chriſti, von denen man noch wenig mehr, als die Umriſſe ſieht, ſind treffliche Alte, denen

man es anſieht, daß ſie würdig waren, unter die Erwählten des Edelſten der Menſchen zu gehören. Die Perſpektive des Ganzen iſt trefflich, und von vieler Wirkung.

Wie fallen alle Malereien weg, die von Künſtelei und Farbenpracht ſtrotzen, gegen dies alte, edle, ſchmuckloſe, aber wahre geiſtvolle Werk, das des da Vinci Größe und Künſtlertrefflichkeit eben ſo unwiderſtehlich beweiſt, als die Größe und Trefflichkeit ſeines Herzens und Geiſtes, von denen dies Gemälde ein ſo wahrer lebendiger Abdruck iſt.

Den 1. September.

Wir gingen in die Akademie Brera, hätten aber eben ſo gut zu Hauſe bleiben können; denn wir ſahen wenig Merkwürdiges. Außer den Abgüſſen der beſten Antiken, die man überall finden kann, vier ſchönen Modellzeichnungen von Mengs, und dem vortrefflichen Kupferſtich von Guido's Sonnenaufgang im Palaſte Rospiglioſi, war hier nichts, was zu einem zweiten Gang dahin verſuchen könnte. Nirgends ſahen wir Eifer, Fleiß und lebendige Thätigkeit. In dem Zimmer, wo

man nach Handzeichnungen und Kupferstichen kopirt, waren etwa zehn Knaben. Zwei oder drei zeichneten in demselben Zimmer nach Gyps. In dem Zimmer für Architektur war es noch am thätigsten; hier befanden sich mehrere Schüler und ein Paar Professoren. Palladio's Werke hingen in schönen Kupferstichen an den Wänden umher. Zwei Knaben fanden wir in dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, einen Akt zeichnen. Das Zimmer ist ganz viereckig und einfach; das Licht fällt gut in dem einzigen Fenster, welches vorhanden ist.

Den Abend gingen wir nach dem Castello hinaus, um das eine der schönsten Promenaden führt. Wir sahen hier die Sonne untergehen, herrlich und glühend, und die Berge der Schweiz im Hintergrunde. Der Himmel glich dem umgestürzten Aetna, der alle seine Glut ausschüttet. Noch nie hatte ich das Grün am Horizonte, das aus dem Abendgolde und dem blauen Aether entsteht, so lebhaft und klar gesehen, als heute zwischen der brennenden Abendwolke und den, im dunkeln Violet glühenden fernen Schweizergebirgen. Die Promenade war sehr lebhaft; alles jauchzte

der ſcheidenden Sonne nach; Kinder griffen nach den goldnen Schäfchen, die am Himmel wallten, und die Arbeiter kehrten ſingend, ihre Mädchen an der Seite, nach ihrer ruhigen Hütte zurück. Eine Kirche hier am Platze war bis weit hinaus gedrängt voll. Mein Gebet war die Freude über den herrlichen Abend, den ich mit voller Seele genoß. Spät, als der Aetna des Himmels zur nächtlichen Schlacke ausgebrannt war, kehrten wir mit dem Gewühle der Menge in unſre Wohnung zurück.

Im Schatten einer Kapelle am Wege, zwiſchen Parma und Piacenza.

Den 5. September.

Der heutige Tag iſt der traubenſeligſte meines Lebens, unſre Reiſe ein wahrer Bacchuszug. Erſt ſeit heute verſteh ich die Faunenwolluſt ganz, die man auf Bacchanalien gemalt und in Gedichten beſungen findet. Wir haben heute mehr als zehn Pfund Trauben während des Wegs verzehrt. Es iſt eine herrliche Methode, die langweiligen lombardiſchen Wege zu verkürzen; der thieriſche Sinn

versucht den ästhetischen zu versöhnen, und beschäftigt ihn mit der üppigen Form und Fülle der Trauben, die ich unter den Früchten jetzt für die schönste halte. Welche Einheit im Mannichfaltigen zeigt eine Traube! Wie lieblich bestätigt sie den Baggesenschen Grundsatz, daß rund und schön nahe verwandt sind, und den Burkeschen, daß das kleine, glatte, sanft anzufühlende schön sey. Welche Aehnlichkeit hat nicht auch schon eines der ältesten Symbole der Natur, die Diana von Ephesus, mit einer Traube! Sobald mich bei glücklicherer Muße ein dichterischer Genius anwandelt, weihe ich dieser dichterischesten aller Früchte einen würdigen Lobgesang!

Parma, den 7. September.

Ein recht abentheuerlicher Tag, der heutige Sonntag. Wir gingen aus unserm nächtlichen Neste um sechs Uhr fort; alles hielt uns hier, wie fast überall, für Franzosen. Wir kamen um Mittag etwa ans Ufer des Taro, über den man mit einer fliegenden Brücke gesetzt wird. Der heftige Regen, welchen wir den ganzen Morgen

über gehabt hatten, und der uns abermals bis auf die Haut durchweichte, hatte diesen seichten Strom so angeschwellt, daß er nicht zu passiren war. Wir mußten über drei Stunden lang warten, bis das Wasser sich etwas verlaufen hatte. Daß wir heute würden durchgehen können, daran war gar nicht zu denken.

Indessen hatte sich an beiden Ufern eine große Menge Menschen allerlei Art, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße gesammelt, die alle auf die Ueberfahrt harrten. Viele Bedienten aus dem Gefolge der Prinzen Artois und Provence, mit einer Menge zum Theil schöner Pferde lagen im nahen Wirthshause, um gleichfalls übergesetzt zu werden. Acht bis zehn Bauern fingen nun an, sich auszuziehen und durch den Strom bis zur Fähre, die mitten im Wasser auf Rädern stand, zu waden, und sie in Ordnung zu bringen. Dann kamen sie zurück, und trugen die Leute bis zur ersten trocknen Stelle im Flußbette, wo sie ein Kahn abholte, und an das eigentliche Flußbette zur Fähre brachte. Die Reiter setzten jetzt auch mit ihren Pferden durch den Strom und kamen mit Mühe hinüber.

Es gab hier manche komiſche Scene, manchen Anblick, den keine Veſta ausgehalten haben würde, den aber die Bauermädchen recht gut aushielten; manche porcheria, und ſo weiter. Die rüſtigen Bauerkerls nahmen Männer und Weiber über die Achſel, zuweilen Huckepack, zuweilen wie geſchlachtete Schweine, und trugen ſie hinüber. Manche Gruppe, einen Aeneas und Anchiſes, einen Proſerpinenraub zu malen! Es war wie ein Durchmarſch der Kinder Iſrael durch das rothe Meer.

Wir ließen uns auch hinüber puckeln, mußten wohl an vier verſchiedenen Orten auf und abhocken, und dieſer Spaß koſtete uns fünf Lire Mayländiſch an die Träger und zwei Lire an die Fährleute. Man mußte ſich wieder aus der Fähre an's dieſſeitige Ufer tragen laſſen. Verdrießlich, daß wir ſo unverſchämt von unſern Aeneaſſen behandelt waren, wollten wir das Mal das Trägerlohn ſelbſt verdienen. Liernus wollte mich die wenigen Schritte hindurch tragen; aber ſchon bei'm erſten glitt er aus, und ließ mich fallen. Der Fährmann war ſo raiſonnabel mich gratis durchzutragen. Gegen dreihundert Menſchen wollten jetzt auf einmal herüber und hinüber.

In zwei Reihen Gliedern gingen wir hin und her, wie es Befehle hin und her gab, wie es uns unangenehm Heiter scherzen, und wie uns Hiere Schreie zu Ohren kamen. Wir sahen, wie unsere Hiere Schuh machten, wie sie Leder schnitten und nähten. Wie Hiere nackten aus den Ställen, wenn Kommando kam, und wie sie mit uns dann Exerzieren, bis sie sich im Gewirr, Durcheinander und Chaos verloren. Wir sahen, wie unsere Hiere Kleidungsstücke flickten oder verschlissene Wäsche, und Hiere mit unendlich Geduld Knöpfe. Ein Jeder sah, wie unsere Hiere am Feuerherde gingen, wohin sie Befehl hatten, und wie sie Kommando bekamen, wie unsere Hiere, denen sie nur Befehle gaben. Wir sahen, wie unsere Hiere Kleider und Wäsche wuschen in den Waschhäusern gründlich, wie sie nur Befehle hatten, und wie sie Befehle bekamen, wie unsere Hiere, denen sie nur Befehle gaben. Wir sahen, wie unsere Hiere Kleider und Wäsche bügelten, wie sie nur Befehle hatten, und wie sie Befehle bekamen, wie unsere Hiere, denen sie nur Befehle gaben.

Bologna, den 11. September 1794.

Nie wieder in Cava sana übernachtet! Ich stand auf geradewohl auf, als ich munter war und Wagen auf der Straße fahren hörte, ohne zu wissen, ob es Tag oder Nacht sey. Ich mußte lange pochen; endlich kam Licht. Wir machten uns schnell reisefertig und hatten über eine Milie gewandert, ehe die Sonne aufging. Um neun Uhr waren wir am Thor von Bologna, wo die Signori forestieri bei Strafe des Bannes durch eine öffentliche Inschrift ermahnt werden, ihre Namen am Thore abzugeben, und wo wir examinirt wurden. Eben so warnt eine Inschrift am Zollhause bei der langen steinernen Brücke über den Rheno, eine Milie vor der Stadt, jeden Reisenden zu Fuß und zu Roß bei Strafe des Bannes, den Brückenzoll zu bezahlen. Gottlob, daß sich die Strafe des Bannes, der Blitz des Lateran, der einst Könige und Kaiser zu Boden schmetterte, bis auf die Grenzen des Stato del Papa eingeschränkt hat. In dieser tröstlichen Rücksicht unterwarfen wir uns gern dem Gesetze, so fürchterlich auch das Wort Bann klingt.

Tertia-Lol, 1a et 1b Quartal.

Ich habe den Wagen gut, aber ich habe ein schlechtes Pferd. Die Leute sind in diesem Dorfe arm. Wir haben einen guten Lehrer, aber wir bekommen auch zwei Bücher zu Ostern. Der Lehrer ist gut, aber er ist auch streng. Ich habe einen guten Bleistift. Mein Bruder ist Kaufmann und ich Gutsbesitzer. Ich habe einen guten Hund, aber er ist auch sehr wild. Wir haben einen guten Lehrer, aber er ist auch sehr streng. Wir haben nur drei Bücher zu Ostern. Wir haben ein gutes Pferd, aber es ist auch sehr wild. Mein Bruder besucht diese Schule und geht mit meinem Bruder nach der Stadt. Wir haben einen guten Lehrer, aber er ist auch sehr streng. Ich habe einen guten Bleistift, aber er ist auch sehr klein. Ich habe einen guten Hund, aber er ist auch sehr wild

Aufenthalts solcher Genuß geworden war, gingen wir jetzt zum Thore hinaus, nahmen von Bologna's Kunstschätzen auf längere Zeit Abschied, und kamen mit Sonnenuntergang in Pietra mala an. Hier fanden wir den ersten süßen Wein; er wächst auf den Hügeln der Apenninen, einem trocknen Gebirge, wo wir unterweges kaum zwei Quellen fanden. Oben auf der höchsten Höhe rieselt hin und wieder nur ein armseliges Bächlein.

Fonte-buona, letzte Station vor Florenz.

Den 14. September.

Noch vor drei Uhr schüttelte ich meinen Liernus aus dem Schlafe. Es war noch düstere Nacht, da wir fort gingen; der Mond konnte nicht durch das dicke Gewölke brechen, womit der Himmel überzogen war. So gingen wir noch zwei Stunden, ehe der Tag ergraute.

Es wollte heute mit uns beiden nicht recht fort. Die Nacht, welche von, spät mit großem Gepolter in unsere Zimmer sich einquartierenden Reisenden uns zu einer schlaflosen gemacht worden war, hatte unsere Kräfte, anstatt sie herzu-

ſtellen, geſchwächt; und an vierzig Milien lagen vor uns. Ich zweifelte, daß wir ſie zurücklegen würden. Zwiſchen Maskere und Tagliaferro überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Nicht geſonnen, wieder bis auf die Haut naß zu werden, eilten wir in ein einzelnes Haus unter Dach und blieben auf der Hausflur über eine Stunde.

Bei anſcheinender Beſſerung gingen wir weiter. Liernus rannte mit einem Male gewaltig los, um noch heute in Florenz zu ſeyn. Ich hatte aber wenig Luſt, blieb zurück, und ſagte ihm, daß mir nichts daran gelegen wäre, ob wir heute in Florenz ankämen, oder nicht. Wir gingen darum nur bis Fonte buona, wo wir im Wirthshauſe einkehrten, das ein würdiger Pendant zu Cava ſana war. Hier bekam ich den erſten anſchaulichen Begriff vom eigentlichen Nichts. Der Wein war untrinkbar, Meneſtra konnte die Wirthin nicht hervorbringen, weil ſie keine Makaroni im Hauſe hatte, Fleiſch war nicht da. Es gingen viele Leute im Hauſe ab und zu; aber Niemand ſah ich einen Heller verzehren, Niemand etwas eſſen oder trinken, von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends. Es ſchien, als ob die Wirthin alle

ihr Vermögen an den Putz zweier Töchter verschwendet hätte, die hoch aufgestutzt, stolz und dumm einhergingen, und sich viel zu gut dünkten, Jemand etwas zu reichen.

Es war zu spät, um weiter zu gehen, da wir befürchten mußten, so nahe vor Florenz kein Wirthshaus weiter zu treffen. Nachdem wir endlich in diesem Tempel des Hungers und des Durstes etwas einer Suppe ähnliches zusammengestoppelt hatten, gingen wir ziemlich müde zu Bette. Schlechter als in Cava sana konnte es nicht seyn, das war unser Trost; es war es auch wirklich nicht. Auf einer großen, wie die Grimselstraße, mit Felsen gepflasterten Kammer fanden wir drei Betten, unter denen wir nach Belieben wählen konnten; Liernus nahm, was ihm das Beste dünkte, und während dessen kam ein Kohlenträger, schwarz, wie ein Teufel, herein, nahm das zweite Bette neben uns und kroch hinein; mir blieb das dritte. Die große Müdigkeit machte, daß wir dennoch recht gut schliefen. Aber an Cava sana und Fonte buona will ich denken! Wehe dem, der sich durch die schönen Namen verleiten läßt! Ich glaube, wir können uns jetzt

rühmen, das elendste und das hungrigste Wirthshaus in Italien zu kennen.

Firenza, den 15. September.

Heute sind wir gerade einen Monat auf der Reise. Wir gingen um sechs Uhr aus dem Hungerneste fort. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, und die Sonne kämpfte lange, ehe sie ihn zerstreuen konnte. Etwa eine Stunde über Fonte buona, wenn man die erste Anhöhe erreicht hat, sieht man bis in's Arnothal hinab, und erblickt bei reiner Luft die große Kuppel und einen Theil von Florenz. Nur einen Augenblick ließ der Nebel die Aussicht offen, das Arnothal war noch verdeckt. Wir gingen also eine halbe Milie weiter bis gegen Pratolino, ein großherzogliches Lustschloß, welches einige hundert Schritte zur Linken vom Wege entfernt liegt. Das Gebäude ist weder groß noch schön.

Wir eilten nach dem Garten, der vor dem Schlosse liegt, wo wir durch das Gitterthor in der Ferne ein Bassin und eine pyramidalische Felsengruppe erblickten. Ich wußte, daß hier ein

Apennin, von Johann von Bologna verfertigt, steht; diesen wollten wir sehen. Einer kleinen Kapelle vorbei, in welcher eben Messe gelesen ward, gingen wir durch einen Laubengang nach dem Bassin zu. Wie wir heraustraten, und den Felsen genauer betrachteten, beseelte er sich auf einmal, nahm Menschengestalt an, und ward zum Gott Apennin. Uns freute diese Metamorphose, die uns so ganz unerwartet überraschte. Ich entsann mich von einem Gott Apennin in kolossaler Größe gelesen zu haben und von einer Grotte. Ich glaubte der Gott sey in der Grotte, und nun sahen wir, daß die Grotte in ihm war.

So finden wir oft die Dinge in der Wirklichkeit ganz von den Vorbildungen unsrer Phantasie verschieden. Die Erfindung dieser aus Felsen, dem ersten Anblick nach, ohne Zweck und Ordnung zusammengehäuften Pyramide, die man, wenn keine Beleuchtung darauf fällt, leicht für ein Chaos von Steinklumpen ansieht, und die sich entfaltet, wenn ein Lichtstrahl Form und Masse daran ordnet, verwandelt sich in ein, mehr als sechzig Fuß hohes Riesenbild, und macht dem trefflichen Johann von Bologna Ehre.

Vergnügt über diesen kleinen Seitenweg kehrten wir zur Landstraße zurück. Auf der folgenden Anhöhe sahen wir nun Florenz schon deutlicher, in dem reichen paradiesischen Thale aus dem Nebel hervorgehen. Die unfruchtbaren Berge nehmen hier schon allmählich Kultur an, und mit jedem Schritte mehren sich die Landhäuser, Gärten und Rebenberge, die man übersieht. Auf der letzten Anhöhe, welche man hinabsteigt, ist die Aussicht unbeschreiblich schön und reich. Wenige Thäler in der Welt mögen diesem an Schöne, Fülle und Herrlichkeit gleichen. Man blickt auf eine Saat von Dörfern, Villen und Palästen, in einen Garten von Oelbäumen, Weinreben und Pinien hinab, der sich in einer unübersehbaren Ferne verbreitet, und in dessen Mitte Florenz, bekränzt von lieblichen Hügeln, thront. Jeder Hügel trägt auf seinem Gipfel ein Schloß, auf seinem Rücken lachende Villen und Lusthäuser der glücklichen und wohlhabenden Florentiner.

Schon im Winter schien mir diese Gegend entzückend, jetzt noch um so mehr, da alles in einer Fülle von Früchten dem Herbst entgegen reift. Wir verweilten auf der Höhe, um diesen

Anblick tief in's Gedächtniß zu prägen. Ich erblickte, und erkannte sogleich den Palast Pitti wieder. Die Kuppel der Marienkirche delli fiori ragt über alle Gebäude der Stadt hervor, wie Diana über die Nymphen. Langsam gingen wir nun hinab durch die lange Vorstadt, wo eine ewige Mauer alle Aussicht hemmt, und dem Ankömmlinge Zeit läßt, sich von dem gehabten Anblicke wieder zu sammeln und zum Eintritt in das schöne und prächtige Florenz selbst vorzubereiten.

Mir war alles, was ich hier wieder sah, noch so bekannt und gegenwärtig, als ob ich erst vor wenigen Tagen hier gewesen wäre. So lebendig und stark bleiben uns Gegenstände, die man mit großer Aufmerksamkeit auffaßt.

Wir freuten uns des schönen Triumphthors vor der Porta di S. Gallo und hielten unsern Einzug in die Stadt. Hiernus mit gespannten Erwartungen des noch nie Gesehenen, ich mit der Freude des Wiedersehens.

Den Nachmittag besuchten wir noch die Gallerie, um heute wenigstens etwas zu sehen. Wir gingen einige Zeit in den Corridors umher, als der Aufseher uns sagte, er werde die Zimmer

aufschließen. Er kam mit einem in Seide gekleideten, rund frisirten Abbé an. Dieser war aus Rom, spielte den mächtigen Kenner; lief aber durch die Zimmer, wie ein Besessener, sobald er ein Bild nur einmal angeguckt hatte. Wir wurden so, in Zeit von einer Stunde durch alle zehn Zimmer hindurch gegeißelt, sahen vieles und nichts. Verschiedene Zimmer waren mir neu, nämlich die beiden mit den Portraits der Künstler, so wie das mit den Gemmen und Kameen. Wir ärgerten uns gewaltig über das Rennthier von Abbé, das nun, nachdem es alle Zimmer in einem Athem durchlaufen hatte, hinabhüpfte, sich in seine Karosse setzte und davon fuhr.

Wir verließen, um unsern Unmuth zu zerstreuen, auch die Galerie, gingen im Garten Boboli, bis es Nacht war, umher, und dann recht müde nach Hause.

Den 16. September.

Das Zimmer mit den Portraits der Maler.

Wollte der Himmel, ich hätte hier einen Tag unter diesen großen Meistern zubringen können!

aber so wie man hier durch die Zimmer gejagt wird, kann man keinen geisterhebenden Eindruck auffassen. Erinnerlich sind meiner Seele noch vor allen:

Raphael, unschuldig.
Michael Angelo, wild und groß.
Annibal Carracci, roth und blond.
Antonio Carracci, ehrlich und bieder.
Agostino Carracci war sehr schwarz geworden.
Guido Reni, fein und geistig, zart und gefühlvoll.
Dominichino, geistig und lebendig, fein und gefühlvoll.
Jacopo da Ponte Passano, wie seine Gemälde.
Francesco Albani, der Maler der Liebesgötter und Grazien.
Giov. Bellini, rothes Haar, dick und rund.
Paul Veronese, mit dem Schnupftuch in der Hand, lang und melancholisch, nichts von der Pracht und dem Pomp seiner Gemälde.
Salviati, auch mit einem Schnupftuch in der Hand.
Rubens ist zweimal hier, geistig und schön.
Zoffani mit einem **memento mori**, grinzend und süß, wie ein Abbé, der Mandeln knackt.

Cavaliere Aleſſandro Roslin Suezzeſe F. a. 1790. Ritter vom Waſa-Orden, ſtrotzend in Seide und Gold und Stickerei und dem Orden. Es iſt wahr, man kann ſchwerlich brillanter malen, als dieſer Höfling; aber er ſitzt ſo preziös und ſelbſtgenügſam und repräſentirend da, als wollte er fragen: Wer wagt es, ſich mit mir zu meſſen? Wie einfach, groß und herrlich hängt Raphael dort, und Guido und Dominichino und die Carracci's alle! — Hebe dich weg Cavaliere!

Pompeo Battoni, auch voll Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit, noch nicht vollendet, geſchminkt von Selbſtlob; aber doch noch göttlich einfach gegen den Ritter hier oben.

Raphael Mengs, auch Ritter und mit Ehren; aber hier nur Maler. Hier macht nur das Verdienſt, nicht der Orden, unſterblich.

Angelika. Die Grazie der Grazien, die Mutter der Liebesgötter! wie einfach!

Madame le Brun naiv, und voll von franzöſiſchen leichtfertigen Launen. Sie wird die ganze Welt malen! Ein reizendes Weibchen,

wenn Laune und Naivetät reizen kann. Wenn sie nur die weißen Zähne nicht wiese!

Staggio, den 21. September.

Früh um sechs Uhr gingen wir aus Florenz; ungern trennten wir uns von allen den Schätzen der Kunst, die wir hier verließen. Nur die Aussicht, in Rom noch mehrere und größere Kunstwerke wieder zu finden, erhielt uns gutes Muthes. Wir gingen zum letzten Male über die schöne Brücke mit den vier Statuen, durch die Via Romana zum Thore hinaus. Gleich außerhalb demselben läuft eine schöne, breite Zypressenallee den Hügel hinauf, dessen Gipfel das großherzogliche Lustschloß Poggio Imperiale ziert. Viele Bäuerinnen begegneten uns in ihrem reizenden theatralischen Sonntagspuß, die in die Stadt gingen, und viel Landvolk, das mit Früchten beladene Esel in die Stadt trieb. Wie hatten umwölkten Himmel und die Luft war dick und dunstig, wie Heerrauch.

Wir kamen durch S. Casiano, wo wir alle Straßen voll Landvolk, wie auf einer Börse versammelt fanden, die sich dort unterhielten. Die Ge-

gend ist außerordentlich abwechselnd; die Straße schön erhalten, und hat immer zu beiden Seiten herrliche Aussichten über fruchtbare Berge und gesegnete Thäler. Einige Milien von Florenz kamen wir zuerst einem Pinienwald vorbei. Die grünen weichen und langen Nadeln dieses Baumes, und seine fächerartige Krone auf dem hohen Stamme, geben einen reizenden Anblick, sie dekorirt, mit Zypressen vermischt, die mit Landhäusern, Villen oder Klöstern bebauten, sanften Anhöhen und Gipfel dieser Hügel sehr schön.

Um sechs Uhr trafen wir in diesem Castel Staggio ein; es ist ein altes, kleines, mit hohen zackigen Mauern, Thürmen und Warten umgebenes Nest, das durch seine Lage und die Ruinen, in die es zu sinken anfängt, einen malerischen Anblick gewährt. Ich wunderte mich, in diesen Ruinen so viel schöne Mädchen zu finden. Schon bei unserm Eingang spazierten vier oder fünf am Thore herum, und hernach sahen wir fast aus jedem zerrißnen Papierfenster einen schönen Mädchenkopf herausgucken.

Siena, den 22. September.

Wir gingen um acht Uhr fort, und erreichten Siena um eilf Uhr. Am Thore mußten wir unsere Namen abgeben und die Päſſe vorzeigen. Der Schreiber der Hauptwache, ein junges Bürſchchen, das unſere Namen aufſchrieb, ſagte uns, wir müßten ſogleich, nachdem wir gegeſſen, wieder fortgehen; aber auf meine Antwort, daß wir demungeachtet bis Morgen früh hier bleiben würden, war er auch ſogleich damit zufrieden. Der Dom iſt einer der ſchönſten, die ich je geſehen habe, kleiner als der in Florenz, aber ſo wie dieſer mit weißem und ſchwarzem Marmor bekleidet. Er hat eine ſchöne Façade und einen Aufgang von mehrern Stufen.

Siena rühmt ſich von Romulus erbaut zu ſeyn, und man findet deshalb überall die Wölfin mit dem ſäugenden Knaben am Thore, auf allen Plätzen, in den Zierrathen einer Säule, in der Kirche unter der Kanzel als Säulenträger, zweimal vor dem Dom und faſt überall, wohin man blickt. Wenn dies die hiſtoriſche Gewißheit ihres Urſprungs vermehren oder erweiſen könnte, ſo hätte ſie es völlig genug erwieſen. Siena will mir auf

Florenz nicht behagen. Die häßlichen, krummen Gassen, die bergige Lage und die alten, zum Theil wüsten Häuser gefallen mir nicht. Ich würde hier schwerlich lange aushalten, so schön auch das Italienische hier klingt.

S. Quirico, den 23. September.

Um sechs Uhr gings fort. Die Gegend wird von Siena an allmählich flacher und uninteressanter; man findet keine zusammenhängenden Dörfer mehr, nur einzelne Höfe und Gärten, die gewöhnlich auf einer Anhöhe liegen und wie alte Kastelle aussehen, in deren Trümmer und hohe Mauern wahrscheinlich auch diese Gehöfte gebaut sind.

Die Wagen, denen wir in dieser Gegend, schon jenseits Siena, begegneten, sind so einfach und kunstlos, als sie in ihrer ersten Erfindung vielleicht waren. Sie sind zweiräderig; aber die Räder sind bloße hölzerne Scheiben oder Teller aus einem Stück grob gehauen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu konvex, und da, wo die Achse durchläuft, noch zweimal so dick, als am

Rande. Dieser ist mit einem eisernen Ringe beschlagen. Auf der Achse ruhen zwei Bäume, die von hinten nach vorn gabelförmig in einen spitzen Winkel zulaufen. An der Spitze sitzt die Deichsel fest, und auf diesem Wagen steht gewöhnlich ein großer Korb, oder es sind auf beiden Seiten in die Bäume Pfähle gemacht, zwischen die man Holz oder dergleichen legt. Diese Wagen werden gewöhnlich von zwei Ochsen gezogen, die zugleich die Deichsel tragen und den Wagen ziehen. Heute habe ich sogar zwei Kutschen auf solchem Gestelle gesehen; in beide stieg man hinten hinein. In dem einen waren die Sitze längs zu beiden Seiten, wie in einem Wurstwagen, in dem andern wie gewöhnlich; Wagenkasten von Spänen geflochten und mit Glasfenstern. In solcher Ochsenkarosse fährt der Wohlhabendere, während der Aermere sanftmüthiglich auf seinem Esel daherreitet.

Radicofani, den 24. September.

Um fünf Uhr kam ein Vetturin auf unser Zimmer und bot uns seinen Retourwagen für Spendere poco entweder bis Viterbo oder bis Rom

an. Wir wollten auf keine Weise Gebrauch davon machen; er ging mit einem: che maraviglia! von dannen und konnte nicht begreifen, daß wir lieber gehen, als fahren wollten. Die Gegend wird immer unfruchtbarer und öder, alles ist Sand und dürrer Boden; fern zeigt sich schon das Gebirge, das wir heute zu passiren haben.

Wir ruhten Nachmittag hoch auf dem Berge, den man von Nicorsi zu besteigen anfängt, im Schatten einer Kapelle. Von hier können wir beinahe bis Siena zurücksehen, und die ganze traurig öde, hügelige Sandgegend umher überschauen. Die Häuser liegen ganz einzeln im Felde umher, meistentheils auf Hügeln und Anhöhen, und die Strohhütten, die gewöhnlich daneben stehen, sehen aus, wie Cabanen der Hottentotten. Es ist eine der traurigsten Gegenden, die man sehen kann. Das Haus hier bei der Kapelle steht leer und verschlossen; der Camerière in S. Quirico hatte nicht Unrecht, daß er dies Land ein Paese miserabile nannte.

Den 25. September.

Wir waren so fest in unser Zimmer eingekerkert, daß wir weder Tag noch Nacht sehen konnten, und also ziemlich lange schliefen. Die Nacht hatte ein entsetzlicher Sturm mit Regen gewüthet. Wir gingen um acht Uhr etwa aus dem Wirthshause bis Novella, wo wir eine Suppe essen wollten, aber keine bekommen konnten. Wir priesen uns glücklich, daß wir nicht die Nacht dahin gerathen waren, denn allem Anscheine nach war es das elendeste Wirthshaus, welches uns unter allen elenden Wirthshäusern in Italien vorgekommen ist.

Von Radicofani geht's immer rasch den Berg hinab. Hinter Novella mußten wir am Ufer des kleinen Flusses Paglia Schuh und Strümpfe ausziehen, und fünfmal durch das Bette des Flusses, der eben so viel Krümmungen in dem Thale macht, durchwaden. Wir glaubten das erste Mal, es würde mit einem Mal gethan seyn und zogen uns wieder an; aber kaum waren wir wieder zweihundert Schritte gegangen, so mußten wir uns wieder ausziehen. Um Mittag kamen wir nach Ponte Centino. Dieser Name ist aber eine Lüge, denn hier findet sich keine Brücke über den Cen-

tino, der Toskana vom päpstlichen Gebiete scheidet, sondern man muß auf Steinen, die in dem flachen Bette des sonst trocknen Flusses liegen, hinübergehen. Wir zeigten in der Dogana unsre Pässe. Den meinigen mit deutschen Lettern wollte man nicht unterschreiben; der Zöllner sagte, er getraue sich's nicht; aber Liernus holländischen Paß unterschrieb er, weil er ihn für einen lateinischen hielt.

Nach einer Stunde gingen wir fürbas. Es ist doch sogleich beim Eintritt ins päpstliche Gebiet alles Täuschung und Lüge. Wir sind zwar Ponte Centino passirt, aber die Brücke fehlt noch; statt dessen sind wir fünfmal durch den Paglia und einmal durch den Centino gewadet. „Nur Geduld," sagte ich, „der Papst ist uns die Brücke nur schuldig geblieben." Ich hatte nicht unrecht gerathen. Ueber den Paglia kam die versprochene Brücke mit mehr als sechs marmornen Inschriften versehen, die die Wunderthat mehrerer Päpste rühmten, welche den vernünftigen Vorsatz, diese Brücke zu bauen und zu repariren, ausgeführt hatten!

Wir kamen einen grünen, buschigen, felsigen Hügel hinauf, der uns nach der öden Gegend

wieder einmal erquickte und an die Schweiz erinnerte. Ach, sagte Liernus, die Päpste waren wohl klug, die hier die Gränze zogen! und so erblickten wir Aqua pendente, das eine recht reizende Lage auf dem, in einem halben Zirkel sich herumziehenden, mit Weinrebenterrassen geschmückten Felsen hat. Hier wollen wir für diese Nacht Hütten bauen! rief Liernus. Wohlan, ich bin's zufrieden, wenn's innerhalb so fein ist, als draussen! Wir gingen hinein und fanden ein jämmerliches, trauriges, armseliges Nest, auf dem wahrlich S. Peters Segen nicht zu ruhen schien.

Hier bleiben wir nimmermehr, rief ich, und trieb Liernus fort. „Aber hier ist doch ein Bischof, wie unser Reisebuch sagt.“ — Eben darum ist es hier so armselig, der verzehrt alles, was Kern in dieser Gegend ist, und läßt die Schale seinen Schafen. Wir gingen durch drei Straßen voll Armuth und Mist, und kamen mit Gottes Hülfe zu einem alten Thore hinaus. Noch fünf Milien bis zu S. Lorenzo nuovo! Ja! wer weiß, was das für ein Nest ist! Muth, lieber Freund! das Wort nuovo tröstet mich, und dann sehen Sie nur vor uns hin in die Ferne, dort liegen

eine Woche und Stunde zum Gebäude; und dicht vor ihm ist ein Fluß, der heißt Ai. Darüber werden sie nicht setzen, es sei denn, daß ich es will. Und ich will es nicht, bevor nicht Susa, Babylon, groß und prächtig, und alle seine Tempel vollendet sind. Denn ich will, daß man mich dereinst mit Recht den Erbauer nenne. Und Ninive, das ein Assyrer baute, soll nicht größer sein als Babylon, das ein Perser baute. Und ich will, daß man mich den Erbauer nenne, weil ich Babylon, Susa und Persepolis baute, und weil ich meine Asche hier begraben will, damit man sie finde, wenn ich tot bin.

Als sie redete, sah einer den andern bedeutungsvoll an. Und sie schwiegen. Alle Menschen schwiegen, die vor Semiramis saßen, und auch Semiramis selbst. Denn es schien ihr plötzlich, als wenn Semiramis, die Königin, nicht mehr lebte, sondern eine andere Frau, deren Namen sie nicht wußte, und deren Gesicht sie nicht sah. Sie wußte nur, daß diese Fremde, daß sie sterben mußte, und daß sie sterben wollte.

Und Semiramis, die Königin, sprach: Meine Freunde

auf einer Kammer, in einem über alle Maßen naſſen ſchlechten Bette. Jetzt ſind wir recht mitten in der italieniſchen Nationalſauerei!

Viterbo, den 26. September.

Um ſieben Uhr aus S. Lorenzo nuovo. Der Weg geht ſogleich aus dem Flecken den Berg hinab. Nach einer halben Stunde kommt man durch ein zerſtörtes Dorf, das mir von einer verwüſteten Stadt hier im Kleinen einen ſehr lebhaften Begriff gab. Die Felſen und das alte Gemäuer iſt hin und wieder recht maleriſch mit Epheu bewachſen. Man geht einen ſchönen, grünen Eichenwald zur Seite, eine halbe Stunde fort, ein erfreulicher Anblick für uns, die wir noch bis jetzt keinen Wald in Italien geſehen hatten, und kommt ſo allmählich zum See herab, an deſſen Ufer man bis Bolſena wandert, ein dürftiges, unreinliches Fleckchen mit einem alten Kaſtell auf dem Hügel.

Von Bolſena geht der Weg noch ſechs Milien am öſtlichen Ufer des Sees, auf dem waldigen

Abhang der ihn umgebenden Hügel fort. Viterbo hat für den ersten Eintritt ein freies, heiteres Ansehen, wie so viele italienische Städte, außer Siena. Ein schöner Springbrunnen auf einem Platze gleich am Thore erfreut den Ankommenden, und giebt für das Uebrige ein günstiges Vorurtheil. Wir setzten uns vor die Thüre unsers Wirthshauses, um das Gewimmel der Aus- und Einpassirenden zu sehen. Wir sahen viel schöne und rechtlich, mit Geschmack ohne Prunk, gekleidete Leute. Die Frauen und Mädchen des bürgerlichen Standes tragen ein feuerfarbenes Tuch mit vier Finger breiten schwarzen Streifen als Schleier über den Kopf geschlagen, wenn sie ausgehen, und oft blickt ein gar liebes Gesicht darunter hervor. Ich sah viele von schönem Wuchs. Nirgends habe ich so viel schöne, junge Männer und Jünglinge, so viel Achillesse und Ganymede unter den Mönchen gesehen, als hier. Der Gobernatore fuhr ganz langsam zum Thore hinaus spazieren. Zwei Bedienten gingen zur Seite des Wagens, zwei voraus und zwei auf dem Wagen; alle in hellblauer Livree mit Gold. Die Wache trat ins Gewehr und alles, was auf der Straße sich befand,

ſtand ſtill und verneigte ſich tief. Ich glaubte den Papſt zu ſehen!

Ronciglione, den 27. September.

Um ſechs Uhr machten wir uns auf den Weg. Als wir zwei Milien gegangen waren, gingen wir an ein Haus, wo uns Leute in einem Weinberge ſagten, wir wären falſch gegangen, wir müßten wieder vor die Stadt zurück, und einen andern Weg aus demſelben Thore, aus dem wir gekommen wären, nehmen. Wir bedachten uns alſo nicht lange und kehrten ſogleich wieder um, ohne die vier Milien, die wir umſonſt machen mußten, zu achten; denn wir hatten einen Weg gehabt, desgleichen uns noch nicht vorgekommen war. Er ging, von der Vorſtadt an, faſt immer durch Felſen gehauen; die aber vielmehr zuſammen gebackner und gebrannter Schutt ſind, von Thon und zermalmten Felſen, worin ich viel verkohlte Stücke und kleine Stückchen Bimsſtein fand. Das Meiſte ſchien vom Feuer rothgebrannt. Der Weg geht immer eng und labyrinthiſch; oben ſind Bäume und Sträuche überhin gewachſen. In dieſe mürbe

Gott, erwarb sich Gnade vor Gott um Ihn. Wie Er sich ihm offenbarte, das lässt sich in den Worten mit auf den Spruch Jesu gründen, dass Gott sich in diesen seinen Auserwählten offenbare, wie er sich nicht in Weisen offenbare, die sich selbst weise und klug dünken.

Wie jemand vor Gott und Menschen zu stehen hat, wenn Gott ihn in solcher Art sich offenbart, das ist in einer solchen Stunde Thomas neu zu Bewusstsein. Und das ergreift neu von Stolz, das Herz von neuer Inbrunst, daß er Anbetung, die vor Menschen ungeziemt und vor Gottes ungeziemlich wäre, vor Gott darbringt. Wenn Thomas Gott anbetet, so ist das seine Antwort darauf, daß Gott sich ihm offenbart hat. Diese Antwort ist nicht etwa nur Gefühl, sondern ist Gefühl, und Gedanke, die miteinander Eins sind. Gefühl ist Gedanke, und Gedanke ist Gefühl. Und so ist auch diese Antwort nicht etwa nur Gefühl, sondern auch Gedanke, Wort und That. Und indem Thomas diese Antwort gibt, ist Thomas ganz wieder in Gott

felsigen Boden gehauene Rinnen abgeleitet, und in Gruben gesammelt, worein sie Weidenreiser gelegt hatten, um die Rinde davon abzulösen. Wir fanden sie rings umher damit beschäftigt. Sie standen bis mitten an die Schenkel in Gruben voll Wasser, und holten die Reiser heraus.

Das Wasser in dem Krater hat eine klare blaue Farbe, wie das Wasser der Alpenflüsse. Es ist siedend in dem Krater, wo es gegen die Mitte zu besonders stark wallt. So heiß fließt es aus dem Krater hundert bis zweihundert Schritte weit in die Gruben ab. Funfzig Schritte weit konnte ich den Finger kaum darin leiden und, als ich um den Krater herum ging, schlug mir der Dampf mit dem Winde warm, wie kochende Schwefelleber, ins Gesicht. Das Wasser setzt sowohl am Rande des Kraters, als in den Rinnen Schwefel ab, und inkrustirt die Rinnen und hineinfallenden Körper. Dieser abgesetzte Schwefel ist theils gelblich, theils röthlich, theils grünlich, theils weiß. Man kann nur in einiger Entfernung vom Lande den steinigen, abschüssigen Grund sehen, gegen die Mitte hin nicht. Das Wasser ist klar und blau und so, wie es abfließt, setzt

es eine Schwefelhaut ab. Der ganze Ort, und besonders der Krater, liegt etwas erhabener, als die Gegend umher. Hart am Krater wächst Gras und Unkraut. Die Quelle liegt Viterbo gegen Westen.

* * *

Hier endigt das Tagebuch. Den neun und zwanzigsten September siebzehnhundert vier und neunzig langte Fernow in Rom an.

Digitized by Google

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zweiter Band.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Digitized by Google

Carl-Ludwig Fernow's Leben.

Zweiter Theil.

Mit hochklopfendem Herzen, beseelt von einem unaussprechlichen Gefühle, wie beim Eintritt in eine neue schönere Welt, wanderte Fernow zur Porta del Popolo ein. Er fühlte, es war der entscheidendste Tag seines Lebens. Das Ziel, wohin nur zu streben, er einst über seine Kräfte geglaubt, was seine kühnsten Wünsche, vor wenigen Jahren noch, kaum auszusprechen wagten, lag jetzt vor ihm. Er war in Rom, im Vaterlande der Kunst, er durfte hoffen, einige Jahre dort seiner ferneren Ausbildung, und jedem höhern Genusse leben zu können. Wie aus verborgenen Keimen, ohne sein Zuthun, hatte dies Glück sich ihm zur schönen Blüthe entfaltet; mit festem Entschlusse, alles anzuwenden, um sie zu pflegen, daß sie nicht dahin welke, ohne ein Samenkorn zurück zu lassen, trat er seine neue Laufbahn an.

Seine erste Sorge war, seinen geliebten Carstens aufzusuchen. Wer dürfte es wagen, das

Mittelalter hatte jedes Kunde zu bekommen, wenn es nur wollte. Jedermann hatte Zutritt. Jedermann durfte mitarbeiten. Noch heute dürfen Jedermann die Bibliotheken offen stehen. Aber wie ist es damit bestellt? Wenige Besucher kommen und benutzen Bücher, deren Existenz ihnen bekannt ist. Die Bibliothek hat sich nicht um Verbreitung des Wissens, sondern um Aufbewahrung der Bücher gekümmert. Sie hat sich nicht durch schlechte Katalogkarten in Kunden, sondern, wenn diese sich durch Kunden bildeten, ihre Listen leider noch lückig Kunden zu einem Kunden gemacht.

Eine Sorgung ist der nach Kunden Kunden. Sie ist die Wissenschaft in Form zu bringen, die sie Kunden ist. Wenn sie Kunden Kunden, wie diese großen Kunden, das Kundenwesen und Kundenwesen Kunden, so ist es Kunden, daß sie es auf systematischen Kunden tun. Sie Kunden, die Kunden Kunden, Kunden Kunden, Kunden Kunden,

je ungeübter, um fo tief zu unserer Ehrfurcht vor der Größe der Aufgabe, deren Lösung sie sich unterfangen. Aber Shakespeare ist nicht nur Dichter, er ist auch Schauspieler, und wir können uns nicht vorstellen, daß er sich selbst scheute, auf seiner Bühne die Rolle des Geistes, oder einer kleinen Nebenfigur, wie Adam in „Wie es euch gefällt“, zu übernehmen. Wir wissen, daß er in seinen Dramen selbst Rollen spielte, wie Ruhe in „Was ihr wollt“, Adam in „Wie es euch gefällt“, den Geist in „Hamlet“. Wir wissen, daß er in seinen Dramen selbst Rollen spielte, wie Ruhe in „Was ihr wollt“, Adam in „Wie es euch gefällt“, den Geist in „Hamlet“.

bringt, wird Jeder wissen, der mit wahrhaft genialischen Künstlern lange in ähnlichen Verhältnissen gelebt hat."

Fernow wußte dieses glückliche Verhältniß zu seiner ferneren Ausbildung auf das Beste zu benutzen; seine Begriffe von der Kunst berichtigten sich täglich. Er sah bald ein, daß er zu alt werden würde, ehe er die Schwierigkeiten des mechanischen Theils der Kunst hinlänglich überwunden hätte, um etwas Ausgezeichnetes zu schaffen, und fühlte es unter seiner Würde, etwas Halbes oder Mittelmäßiges zu seyn. Das Studium der Philosophie hatte seine Liebe zu den Wissenschaften erhöht und ihn richtiger und zusammenhängender denken gelehrt, und so kam er denn bald zu dem Entschlusse: das theoretische Studium und die Geschichte der Kunst allein zu seinem Hauptzwecke sich zu erwählen, und die Praxis derselben nur zu seiner Erholung zu treiben. Folgender Brief an seinen Freund und Beschützer Reinhold gewährt manche interessanten Aufschlüsse über seine damalige Lage.

Rom, den 12. November 1795.

Die Uebersendung eines Aufsatzes an Ihren würdigen Herrn Schwiegervater verschafft mir die längst gewünschte Gelegenheit, den weiten Raum, welcher mich jetzt von Ihnen trennt, hindurch zu eilen, und Ihnen einen kleinen Beweis meiner lebendigen Liebe und Verehrung in die Hände zu spielen. So lange Baggesen noch mein Sachwalter bei Ihnen war, schien es mir unnöthig, selbst bei Ihnen zu erscheinen; ich konnte seinen Genius, sein Herz für mich sprechen lassen, ohne daß weder Sie noch ich dabei eingebüßt hätten. Aber seit er seinen Lauf gen Süden leider zu früh beschloß, um wieder in sein Wallhall zurückzukehren, muß ich selbst mich aufmachen, über Alpen und Apenninen hin, um Ihnen meinen römischen Gruß zu überbringen.

Die dreizehn Monate meines Hierseyns sind mir, wenn ich auf sie zurücksehe, zu dreizehn Tagen verflossen, und ich glaube, wenn ich dreizehn Jahre hier wäre, sie würden mir dünken, wie dreizehn Monate. Rom ist eine Welt in sich, wo das Alte immer wieder neu erscheint, wo man das Neue nicht sehen mag, wenn es nicht

ab ch. Wo gibt eben einige Wenige, bei 60 Jahre Alt vorkommen. Ich habe Ihnen schon in dem Briefe, worin ich mir schon, um Ihr Bild bat, gesagt, daß ich Ihnen nicht eher, als bis Sie Ihre Jahre voll haben, mit dem Briefe, und in dem Briefe mit der Bitte kommen werde. Ich muß mir noch die Zeit bis dahin gedulden, und werde es auch thun, da ich Sie gütig finde.

Ich werde Ihre Liebe, Ihre Freundschaft, mit eifriger, mit reiner, mit ich möchte, ins Blaue gesagt, mit einer Reinheit zu Wissen, wie die Luft, um Ihnen dankbar seyn. Ich glaube, auch Ihnen Beweise davon geben zu können, und werde sie geben zu können, sich die Gelegenheit findet. Ich denke zu meinem Vergnügen dieses wirklich, und mit Freuden, und Ihre Freundschaft, Ihre Liebe zeichnet mein Herz, und auf einem anderen, und auf einem sichereren, als auf dem Papiere. Ich habe es Ihnen schon gesagt, und sage es Ihnen gern noch einmal. Ich habe es mir fest vorgenommen, Ihnen, wenn ich Ihnen auch keine Beweise, nämlich Wirkungen von Freundschaft und Liebe, Ihnen Gelegenheiten, mir Ihre Freundschaft

bedarf, begreiflich und fühlbar zu machen, dabei den Vortheil, mit den beſten Künſtlern des gegenwärtigen Rom's in genauem Umgange zu leben, und ſo nicht blos in den Werken der Alten, die bereits als Muſter für alle Nachkommenſchaft daſtehen, ſondern auch das lebendige Streben des jetzigen Kunſtgeiſtes, der dieſen großen Vorbildern mit Glück nachſtrebt, den Geiſt und das Weſen der Kunſt gründlich zu ſtudieren, und meine Erfahrungen und praktiſche Erkenntniſſe auf die philoſophiſche Grundfeſte zu ſtützen, welche ich aus unſerm Vaterlande mit hierher gebracht habe.

Vielleicht gelingt es mir einſt dadurch, etwas Nützliches über die Kunſt hervor zu bringen. Indeſſen habe ich, aufgefordert von einigen denkenden Künſtlern und Kunſtfreunden, eine Reihe von Vorleſungen über die Kunſt nach Kantiſchen Prinzipien auszuarbeiten angefangen, welche das Geſchäft des vergangenen Sommers geweſen ſind, und die ich dieſen Winter wöchentlich zweimal Abends in der Wohnung des Prinzen Auguſt von England halte. Mein Auditorium, das aus Künſtlern, Gelehrten und Kunſtfreunden beſteht,

ist sechs und dreißig Personen stark. Der Prinz selbst, den solche Dinge nicht interessiren, ist mein Zuhörer nicht; aber ich habe den Vortheil, sie in seinem Hause halten zu dürfen, und dadurch dem Verdacht eines geheimen verdächtigen Klubs zu entgehen, dem unsre abendlichen Zusammenkünfte gewiß ausgesetzt, wodurch sie vielleicht gar gestört werden könnten.

Meine ersten Stunden haben das Glück gehabt, nicht zu mißfallen und mir das Vertrauen für die künftigen zu erwerben. Ich bestrebe mich, meine Vorlesungen besonders nach Ort und Personen und dem Bedürfnisse der letztern einzurichten; denn so angebaut die Phantasie mancher Künstler ist, so öde und wüste ist mehrentheils ihr Verstand. Und leider sind noch öfter alle beide unangebaut, und zwar so, daß der große Haufen das Bedürfniß einer solchen Kultur noch nicht einmal fühlt, sondern in dem lieben Handwerke seine ganze Glückseligkeit findet, wobei der größte Theil denn auch wirklich, da wahres Genie überall, folglich auch in Rom, eine seltne Erscheinung ist, Zeitlebens stehen bleibt. Man irrt sich, wenn man hier einen Zusammenfluß

von Genie und Talenten aller Art unter den Künstlern der mancherlei Nationen, die hier studieren, oder Studierens halber hier sind, zu finden glaubt.

Die Deutschen haben jetzt die besten Künstler hier, und unter den fünfzig, welche etwa in allem hier seyn mögen, sind höchstens vier bis fünf, die entschiednes Kunsttalent besitzen. Die übrigen würden gewiß aus innerm Drange die Kunst nicht zu ihrem Berufsgeschäfte gewählt haben, weil sie wenig oder nichts von wahrem Berufe zeigen. Das große Bedürfniß ist darum, diesen Menschen die ganze Wichtigkeit und Würde der Kunst fühlbar zu machen, und dies ist auch der Hauptzweck meiner Vorlesungen.

Ich gewinne nur wenig damit, oder vielmehr, wenn ich die Zeit und Mühe gegen den baaren Ertrag in die Wage lege, so gewinne ich gar nichts. Auch habe ich meinen Preis mit Fleiß so gestellt, daß Niemand Eigennutz dabei erwarten konnte; denn der große Haufen ist mehr aus Neugier, als Bedürfniß dazu bewogen worden, ich hoffe indessen, es werde mir gelingen, sie in dieses allmählich zu verwandeln. Um auch auf

aus seiner Brust seine Kraft zur Freude zu schöpfen, dann ist sein unverschuldetes Leiden nicht umsonst gewesen, und sein Tod, sein Sterben unvergeßlich. Wenn sie, die Schuldigen, sich nicht mehr ihrer Schuld erinnern, dann ist sie ihnen gesühnt, und sie können ihr Haupt erheben, ohne daß sie sich vor sich selbst zu schämen brauchen. Und dann, dann kann auch Hans Sachs sich freuen, daß er sein Leben nicht umsonst gelebt hat, daß er gelebt, gedichtet und gesungen hat, daß er sich nicht vergeblich abgemüht hat, daß er sich nicht vergeblich abgemüht hat, daß er sich nicht vergeblich abgemüht

So eben ist Madame Brun aus Kopenhagen, Matthisson, die Fürstin von Dessau und mein Freund P. angekommen. Mit letzterem habe ich blos den ersten seligen Rausch des Wiedersehens genossen, und noch nichts Vernünftiges gesprochen, weil er mir nur einen Augenblick gönnen konnte. Von den übrigen Fremden sah ich Niemand bis jetzt.

Wenn ich doch auch etwas von Ihnen wüßte! Von Baggesen hörte ich seit einem halben Jahre und länger gar nichts. Es ist traurig, daß man nicht alle Glückseligkeit zugleich genießen kann, welche zu genießen einem doch wohl vergönnt seyn dürfte, weil man sie nicht mißbrauchen will. Wie sehr wünschte ich, Ihr letztes Werk, Ihren Socrates, der gewiß seines großen Urbildes würdig seyn wird, hier besitzen zu können! Ich habe bereits an Füesly in der Schweiz geschrieben, mir ihn, so wie er erscheint, zu übersenden, denn, mich dürstet nach neuen Lebensquellen für meinen Geist, und diese können nur aus Deutschland kommen.

Schenken Sie mir doch bei einer günstigen Gelegenheit etwas, wenn es auch nur einige

Zeilen ſind, von Ihrer Hand. Sie werden mir dadurch eine Freude bereiten, nach der ich lange vergebens harre. Vom Grafen Burgſtall weiß ich nichts. Seit Mai, und ſchon früher, iſt ein Wechſel von hundert und fünfzig Gulden, wie mir Baggeſen ſchrieb, für mich unterwegs; aber noch habe ich nichts davon geſehen, ich weiß nicht, ob ich ihn noch erwarten darf; aber daß ich ihn wahrhaft nöthig hätte, daß ich oft in größter Bedrängniß lebe, daß ich bei dem beſten Willen und Fleiße, doch ſogleich im erſten Jahre nicht vermocht habe, ſo viel aufzutreiben, auch nur meine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, das weiß ich deſto gewiſſer, auch die Lehre, die daraus fließt, weiß ich zu beherzigen, und ich ſtrebe nur nach dem einzigen Glücke, mir ſelbſt mein rechtliches Auskommen erwerben zu können.

Bis zum April ſiebzehnhundert fünf und neunzig lebte Fernow mit Carſtens in einer Wohnung zuſammen, ſpäterhin aber bedurfte dieſer zu ſeiner Kunſtausſtellung eines größeren Raumes, und bezog das Haus des verſtorbenen Malers

Natur. Viele Gewalt wohnte zwar nicht mehr in dem Stock, doch konnte er, da ihn in ungewandter Hebarm, als er bisher gewohnt, ihn zu führen, ihn nicht mehr so leicht handhaben, als in seiner Jugendkraft. In dem Gefühle seiner Schwäche und Ohnmacht, die ihn oft so sehr ängstigte, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte, hob er seine Augen zum Himmel, und betete zu dem Herrn, der ihn bisher so wunderbar geführt hatte, daß er ihn auch ferner führen möge. Dann schöpfte neuen Muth, und ging, wo ihn Wunsch hinaus ihn hin getragen. Manchmal, wie besonders in einem gewissen Alter, ergreift auf Reisen Schlafsucht seine arme Reisende, und sie können sich nicht wehren.

Dieses wollte auch die glückliche Tochter Anna fühlen. Sie aufgelegen sie ihn, sie, ihre treue, liebende Mutter in ihrem Reisewagen liegen, weinen Tropfen, die ihre Wangen, als sie sie trocknen wollte, nicht mehr fühlte, sie in ihren Armen sterben sah. Ihre Mutter, die sie, wie sie sich selbst sagte, nicht verdient hatte, verdient hatte, so liebevolle Kinder zu haben, die sie ihr Alles, was sie nur wünschte, gewährten, und sie ihr Alles, was sie nur wünschte, gewährten, und sie ihr Alles, was sie nur wünschte, gewährten, und

Wünsche nicht. Freilich genoß er diese Unterstützung nur während der beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in Rom, späterhin wurde sie aus unbekannten Ursachen ihm nicht mehr gewährt; aber gerade für diese erste Zeit war sie ihm höchst wohlthätig, ja fast unentbehrlich. Als er weiterhin mit dem Lokale und der Sprache des Landes bekannter geworden war, mußte es ihm bei vermehrten Kenntnissen allerdings schon leichter werden, sich allein durch zu helfen.

Ich fahre fort, ihn in seinen Briefen sich selbst aussprechen zu lassen.

Fernow an Professor Reinhold.

Rom, den 18. Juli 1796.

Ihr Beifall, welchen sie meinen ersten schwachen Versuchen schenken, ist der schönste Lohn meines kaum begonnenen Strebens. Ihr Lob soll mir ein Sporn seyn, es dereinst zu verdienen, und jeden guten Vorsatz zur That zu verwirklichen, um so mehr, da zugleich meine ganze Seele in meinen jetzigen, mir durch Schicksal und innige Ueberzeugung angewiesenen Beruf ein-

ſtimmt. Ich fühle mich glücklich, daß ich endlich, und noch früh genug, um nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, eine meinen Wünſchen, und wenn ich mich nicht betrüge, auch meinen Kräften angemeſſene Laufbahn gefunden habe, von der mich auch hoffentlich nichts wieder abziehen wird. Nie habe ich mit innigerm Triebe an einer Geiſtesbeſchäftigung gehangen; nie hat der Pflichtgedanke, dem kurzen Moment des Daſeyns durch ein der Menſchheit nützliches Wirken längere Dauer zu geben, lebendiger auf meinen Willen gewirkt, als ſeit dem ich in Rom lebe; ſeit ich gewiß bin, den Kreis meiner Thätigkeit in der reizenden Sphäre der Kunſt gefunden zu haben.

Das Bedürfniß der bildenden Kunſt unſrer Zeit iſt ſeit meinem Hierſeyn mein ſtetes Augenmerk geweſen, und ſowohl die philoſophiſche Erkenntniß ihres Weſens und Zweckes, als der tägliche Umgang mit Künſtlern aller Art, ſo wie der Anblick der Werke der Kunſt, von dem Erhabenſten bis zum Unwürdigſten herab, haben meine Ueberzeugung mehr und mehr befeſtigt, daß auch hier, wie in ſo vielen andern Mängeln und

Gebrechen menſchlicher Dinge, die Philoſophie den Weg zur Aufnahme und Verbeſſerung bahnen kann und ſoll.

Von dem Zuſtande dieſer Künſte, und dem Geiſte, womit ſie gegenwärtig, ſelbſt in Rom, wenige Ausnahmen abgerechnet, getrieben werden, ließ ſich ein trauriges Gemälde entwerfen; aber ich kann Ihnen in wenig Worten ein treffendes Bild davon geben, wenn ich Ihnen ſage, daß es ſchlechter mit ihnen ſteht, als es vor Kant's Zeiten mit der Philoſophie ſtand, wo F. der Battoni, und P. der Mengs der neueren populären Philoſophie waren, und wo „jene reformationsluſtige Magiſterchen" unſers philoſophiſchen Zeitalters noch keine Hoſen trugen. Dies mahnt mich an eine tröſtliche Nachricht, die ich kürzlich hier in einem Lichtenbergiſchen Kalender las, von den ſieben Magiſtern, die ein durch Schwaben Reiſender in einem Tollhauſe beiſammen fand, und die ſämmtlich ihren Sparren der Kantiſchen Philoſophie verdankten.

Es geht aber in der Kunſt um kein Haar beſſer, und auch in Rom wäre es nicht ſchwer, ſieben Künſtler zu finden, die würdig wären die

Beiläufig dient Hermiones an ihren Gemahl gerichtete ausgezeichnete Antwort auf eine sehr kühne und gar fühne, einen ganzen Monolog füllende Rede, welche ihr Antigonus macht, in die Geschichte einzuführen. In meinen Augen ist sie eine der schönsten, die ich in irgendeinem Dichter kenne, und ich habe mir darüber lange mit der unbefangenen Einfachheit gefühlt und gedacht, bis Schlegel mich darüber belehrte, daß sie nur die nachgeahmte, ungeschickte Nachbildung einer Stelle in Euripides Andromache sei, wo gerade dieselben Worte der Rede Hermiones sich in der Hauptbildung, in der Wendung und selbständigen Verwendung finden, wie sie Shakespeare in seinem Stücke auf jene in Rede stehende Stelle hat folgen lassen. Wie sehr ich auch durch diese Bemerkung mich in der Meinung mit dem Shakespeare-Kenner bestätigt fühlte, daß Shakespeare nicht nachahmt, so kann man von Shakespeare, überzeugt er selbst, daß ihn Jeder wird finden können.

Antigonus, daß ich hier von dem Hauptcharakter spreche, der Antigonus, der Hermiones Kind

zu ſtudieren, manches Kunſtwerks Empfängniß, Geburt und Mißgeburt beizuwohnen; habe ich das unſchätzbare Glück, den täglichen Umgang meines Freundes Carſtens zu genießen, eines Künſtlers, der für mich eine lebendige Schule der Kunſt, und mir, in Rückſicht auf meinen Zweck, nicht weniger lehrreich iſt, als die Betrachtung der Antiken und Raphaels. Er iſt, was jeder ächte Künſtler ſeyn muß, wahrer Dichter in ſeiner Kunſt; er beſitzt die dem bildenden Künſtler vielleicht noch ſeltner, als dem Dichter eigene Gabe, ſich in jeden Gegenſtand, den er behandelt, zu verwandeln, und ihn mit der eigenthümlichſten Empfindungsweiſe ſeines Dichters darzuſtellen, ohne je das Gepräge eigener Originalität, den Charakter ſeines Styls, zu verläugnen. Darum iſt es ihm auch möglich, mit gleichem Glücke Scenen aus dem Homer und aus dem Dante, aus dem Oſſian, wie aus den alten Tragikern auf ſolche Art zu behandeln, daß man geſtehen muß, ſo, und nicht anders ſoll der Geiſt des Homer, Dante, Oſſian, Aeſchylus in bildender Kunſt dargeſtellt werden.

Sie haben eine Anzeige von einigen ſeiner

Arbeiten im vorigen Jahrgange des Merkurs gelesen. Seit der Zeit hat der fleißige und erfindungsreiche Künstler wieder Werke erfunden, die ein neuer Beweis von seinen Fortschritten zu einer höheren Vortrefflichkeit sind; vielleicht mache ich in der Folge auch von diesen eine öffentliche und, wenn meine Kräfte es gestatten, ihrer würdige Anzeige. Sie erweisen der Kunst einen Dienst, wenn Sie den Namen und das Talent dieses Künstlers den wahren Freunden und Verehrern der Kunst, welche vielleicht Ihr Zirkel von Bekannten in sich schließt, bekannt machen; denn es gehört auch mit zu der strengen Gerechtigkeitsliebe unsers Zeitalters, daß man die Anerkennung und Belohnung derer, welche mit der Gegenwart fremd sind, und erfüllt von einem Ideale, das diese nicht zu fassen fähig ist, nur den Beifall der Nachwelt im Auge haben, auch gerne der Nachwelt überläßt.

Ich habe im vergangenen Winter von Michaelis bis Ostern wöchentlich zweimal, auch dreimal Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst gehalten. Deren Ausarbeitung nahm mir über ein halbes Jahr Zeit weg, und verdiente

ich auch nicht viel dabei, so lernte ich doch viel. Ich hatte gegen sechs und dreißig Zuhörer, das heißt, etwa fünf bis sechs ausgenommen, die ganze deutsche Künstlerschaft, und etwa sieben bis acht hier lebende Gelehrte.

Die Erklärung des Schönen habe ich so viel als möglich zu erleichtern und die transcendentale Quelle desselben fleißig in's Gebiet der Erfahrung herabzuleiten gesucht, wodurch es mir doch gelungen ist, einigen guten Köpfen unter den Künstlern, die, wenn sie auch nicht mit dem Verstande begreifen, doch mit dem Genie eindringen, einleuchtend zu werden, und ihnen durch häufige Beispiele des Schönen, woran es in Rom nicht mangelt, den Vernunftbegriff der Schönheit zu versinnlichen.

Die Ausarbeitung dieser Vorlesungen hat mich zugleich einem Zwecke, durch dessen glückliche Ausführung Ehre zu erwerben ist, näher geführt. Sie hat mich zu dem Entschlusse gebracht, ein ästhetisches Handbuch für bildende Künstler auszuarbeiten, und der allgemeine Wunsch meiner Zuhörer bestärkt und ermuntert mich, ihn auszuführen. Doch will ich mit der Ausarbeitung mich

nicht identisch, sondern diese mit Bestimmung durch die Zeit identisch sei.

Es hat gar Nichts für sich, wollte man, wie Schelling es meinte thun zu müssen, ganz mit einem Sprung den Gegenstand, die Natur, in Bewegung setzen, um sie dann, wenn sie in Bewegung sei, durch Bestimmungen in Raum und Zeit in Ruhe zu bringen, auch meinen Geist meine Seele, meine Vernunft, meine Freiheit, mich selbst, mit Allem was ich bin und habe, mit Allem was ich denke, in Bewegung zu setzen, um sie dann, wenn sie in Bewegung sei, durch Bestimmungen in Raum und Zeit, durch Bestimmungen, die mir Nichts, gar Nichts angehen, mir Nichts nützen, mich Nichts fördern, zur Ruhe zu bringen.

Ich finde den vorgegebenen Widerspruch nicht. Ich sind verschiedene Dinge, die verschiedenen Bestimmungen, und sie sind kein Widerspruch. Bewegung ist eine Bestimmung des reinen Raums, die Bestimmung des Raums durch die Bewegung ist eine andere, und eine andere wieder die Bestimmung Beider durch die Zeit, in der die Bewegung im Raum geschieht. Bewegung, reiner Raum, Zeit, sind drei verschiedene Bestimmungen, keine einzige Bestimmung ist identisch mit einer andern.

haben, zu eigener anſchaulicher Einſicht erheben kann.

Das Leben in Rom hat ſo viele Reize, daß ſich gar bald der Wunſch, es nie wieder verlaſſen zu dürfen, in's Herz ſchleicht, und ich geſtehe, daß ich ihn, wenn auch nicht für immer, doch für eine Zeit von zehn Jahren gefaßt habe. Nirgends in der Welt kann man freier, ſich ſelbſt überlaſſener und harmoniſcher leben, als hier, und Winkelmann's Heimweg, der ihm ſein Leben koſtete, wäre vielleicht für ſein fühlendes, für Freiheit und Schönheit ſo empfindliches Herz unüberwindlich geweſen. Das Einzige, was eine Sehnſucht nach Deutſchland oft in mir erregt, iſt die Abgeſchiedenheit von unſerer Literatur und das Entbehren einiger Freunde, die ich ewig ſchätzen und lieben werde, für die in gewiſſen Momenten der Erinnerung, des italieniſchen Himmels voller Zauber mit allen ſeinen Schätzen kein Aequivalent zu geben vermag.

Mein freundſchaftlicher Umgang ſchränkt ſich hier auf ſehr wenig Menſchen ein, ja im engſten Sinne iſt Carſtens mein einziger Freund in Rom, und ich danke dem Schickſale, daß ich

diesen einzigen habe. Mit Italienern habe ich kaum Umgang. Der Zeitaufwand würde sich nicht lohnen, und in Rom hat man keine Ursache, ja es wäre Sünde, seine Zeit zu verschwenden. Selbst die Stunden der Muße und Erholung kann man sich zur lehrreichsten Unterhaltung machen.

Mit den hiesigen deutschen Gelehrten habe ich gleichfalls wenig Umgang. Diesen Winter hat mir das Hierseyn der Madame Brun und Matthisson's sehr angenehm gemacht, und Freund P. ist mir lieb und erquickend gewesen, wie die Erinnerung froh verlebter Tage. Das ist noch ein Glück, daß man mit den interessanten Deutschen, welche nach Rom kommen, bald bekannt wird, und auf diese Weise etwas Geistesnahrung über die Alpen her erhält; aber auch diese schneidet der unselige Krieg, der jetzt Italien verheert, fast ganz ab, und wenn wir nicht bald Frieden erhalten, so befürchte ich für den künftigen Winter eine Hungersnoth.

Das Geld von dem edlen Burgstall habe ich nunmehr erhalten, sowohl den alten Wechsel, als auch den neuen. Es war auch Zeit, denn

mein Mangel fing eben an, drückend zu werden. Wenn mir Graf Burgstall für's künftige Jahr die Unterstützung wieder giebt, so will ich mich durch Beihülfe eignen Fleißes schon so lange durchschlagen, bis ich mir allmählich eine bessere Subsistenz verschaffen kann. Er hat mich eingeladen, ihn auf seinen Gütern in Steyermark zu besuchen, und dort eine Zeit lang zuzubringen. Dies ist mir ein angenehmer Gedanke, den ich gewiß dereinst, besonders wenn ich etwas Größeres ausarbeiten werde, zur Ausführung bringe. Wenn mir nur das Schicksal den Wunsch erfüllen hilft, so lange in Italien leben zu können, bis ich meine reiche Erndte geendigt habe, um das ganz leisten zu können, was ich ganz leisten möchte; so will ich um meine übrige Zukunft unbekümmert leben.

Die Schillerschen Aufsätze in den Horen haben mich entzückt. Ich halte sie, sowohl dem Inhalte, als der Darstellung nach für Meisterstücke seines ästhetisch philosophischen Genies. Schiller hat gewiß viel Licht in das Feld der Aesthetik getragen, und ich verdanke ihm manchen Aufschluß über Dinge, die mir bis dahin dunkel wa-

en. Die Aehrchen: die Deck- und Kelchblätter, die an der Spindel, der Aehrchenachse, auf der beim Spitzen Weizen die Grannen sitzen, Aehrchenachse, Aehrchenspindel, Aehrchenachse, die in mehr oder weniger Gelenke gegliedert, sich oft zwischen den Körnern hin- und herbiegt, sie in sich und Zerfallen gebrechlich, sich oft Reife. Ist sie noch grün, zerreißt sie, sie ganz schlechtes Mehl, sie ist noch weich, sie Mehl, sie ist noch hart, sie Grieß, sie ist noch sehr hart, sie Grieß und gibt im Mahlen viel Kleie, sie ist sehr hart, sie Grieß und gibt viel Kleie.

Wir haben drei wenige Arten der eingeführten, wenige Sommer-, eigentlich aber drei Arten, nämlich: Winter-, Sommer- und Frühjahrsweizen, die gerade durch eine Abänderung von Eigenschaften, die wir bei dem Weizen kennen gelernt haben, die sich wiederholen Abänderungen der Eigenschaften. Winterweizen haben Körner von einer Größe, Schwere und von Farbe verschieden, und verschiedene Mehlen hat Körner, Kleie und Mehl. Sommerweizen

Ach, wie iſt hier die Menſchheit geſunken! Welcher Abſtand von dieſen fanatiſchen Aeußerungen eines abergläubiſchen Pöbels und ſchändlichen Pfaffentrugs, die wir hier täglich um uns erblicken, bis zu Kant's Idee eines ewigen Friedens! Es iſt ſchrecklich ſich zu überzeugen, daß das Volk in Italien ſeit zweitauſend Jahren, wo es wie jetzt, bei allgemeiner Noth in die Tempel ſtrömte, und zu ſeinen Götzen flehte, noch um keinen Schritt vorwärts, vielleicht noch rückwärts gegangen zu ſeyn ſcheint.

So bemitleidenswürdig es einerſeits erſcheint, ſo unendlich abſcheulich aber ſtellen ſich die dar, welche ſelbſt ohne Rechtſchaffenheit, ohne Sittlichkeit und Glauben, die blinde Menge in dieſer dicken Finſterniß erhalten und gern noch tiefer hinabſtoßen möchten, wenn der Genius der Menſchlichkeit ſich nur ganz vernichten ließ. Jetzt wird zehn Tage lang täglich auf öffentlichen Plätzen Rom's gepredigt; um jede ſolche Bühne verſammeln ſich acht bis zwölf Tauſend Menſchen. Was das für Predigten ſind, können Sie ſich denken. Ich habe dem Scandal für die Menſchheit zwei Mal beigewohnt, um einen Begriff von ſolchen

Damen zu laden. Alle diese Glocken vor Mitternacht, um acht Uhr Morgen, ist ein Spaziergang mit Hindernissen.

Ich habe gehört, daß das Läuten, welches man Morgens um acht Uhr hört, nicht zu Ehren der Heiligen geläutet wird, sondern daß solche einen Dienst thun, wenn sie Morgens um acht Uhr läuten, denn Niemand kann sich mehr ausruhen, als bis acht Uhr Morgens, und wer Morgens früher, wie die Bauern von Neuhof in Neuhof, aufgestanden sind, oder die Arbeiter aufstehen müssen aufgestanden, der sollen gar nicht mehr ausruhen, sondern sollen gleich an ihre Arbeit gehen, wenn sie ihre Arbeiten machen, und sagt mir es Niemand, daß es nicht so sei, die Gemeindeväter und Bürgermeister von Neuhof wissen dieses sehr gut.

Ich habe auch gehört, daß Morgens um acht Uhr, wenn alle in Neuhof aufgestanden sind, Jemand vom Neuhofer Thorgitter, welches 248 Fuß hoch ist, hinaus geht und dieses Gitter, das doch sonst immer zu ist, geöffnet wird. Ich habe eine Abhandlung über das Thor-

für die bildende Kunst angefangen, die etwas groß werden wird, weil ich hier einen reichhaltigen Stoff habe, wenn ich es nach seinem ganzen Umfange und seinen Modifikationen für die verschiedenen Zweige der bildenden Kunst betrachten will. Zu meinem Vergnügen habe ich mich in müssigen Stunden an einer Uebersetzung des Ossian versucht, die jetzt beinahe bis auf den vierten Theil der ganzen Sammlung fortgerückt ist. Treue, Simplicität und alle Schönheit des Wohlklanges, deren die Prose im Gedichte fähig ist, sind die Forderungen, die ich dabei vorzüglich im Auge habe. Sie sehen, daß auch unter hesperischem Himmel Ossians Schönheiten nicht bei mir verlieren. Ja noch mehr, man hat sogar eine italienische Uebersetzung von Cesarotti, die meine Erwartung übertroffen hat. Ich habe Stellen darin gefunden, die vielleicht in keiner andern Sprache so schön klingen.

An Baggesen.

Rom, den 15. December 1796.

Wenn Ihre Langmuth, geliebter Baggesen, die Vollziehung des verdienten Strafgerichts über

mich bis jetzt noch gezögert hat; so lassen Sie sich diesen Aufschub nicht gereuen. Dem Buchstaben des Gesetzes zufolge, mag ich für mein zu langes Schweigen harte Strafe verdient haben; aber des criminis laesae amicitiae fühle ich mich, Gottlob! nicht schuldig.

Daß ich nun über zwei Jahre lang in Rom, wenn gleich kein im Aeußern glückliches, vielmehr höchst eingeschränktes, doch ein, meinen liebsten Wünschen entsprechendes Leben lebe; daß ich im Geiste einer Kunst, die, aller Hindernisse ungeachtet, immer meine Lieblingsbeschäftigung war und seyn wird, hier aus der Quelle schöpfen; daß ich mich mit meinem trefflichen Carstens, ohne den es mir, selbst in Rom nicht länger gefallen würde, Tage verleben kann, die des goldenen Zeitalters der Kunst würdig sind, das, bester Baggesen! ist Ihr Werk; und wie könnte ich jemals den Urheber meines Glücks, das ich mit jedem Tage mehr schätzen und nützen lerne, vergessen.

Sie haben, ohne daß wir beide es wußten, mich einem Zwecke entgegengeführt, der, nach

meiner jetzigen Ueberzeugung, sich eigentlicher für mich schickt, als der, welchen ich, meiner frühern Neigung nach, hier zu erreichen wünschte. Der Lauf meiner Schicksale, und die Art meiner Geistesbildung scheinen mich, wie ich allmählich einsehen lerne, weniger zum Künstler bestimmt zu haben, als mein früher und auch jetzt noch dauernder Trieb, dem es zu lange an Gelegenheit zur Befriedigung gemangelt hat, als daß ich nun, da ich sie habe, noch hoffen dürfte, jene Schwierigkeiten, die schon in der Jugend besiegt seyn müssen, im reifern Alter noch glücklich zu überwinden.

Die Praxis im Zeichnen und Malen, die ich mir ehemals erworben habe, ist mir demungeachtet auch jetzt von wesentlichem Nutzen; denn sie setzt mich in den Stand, auch in den Theil der Kunst, der sonst gewöhnlich dem Kenner und Theoristen verborgen bleibt, der aber dem, welcher sich zum gründlichen Kenner und Kunstrichter zu bilden strebt, keineswegs fremd seyn darf, ich meine den mechanischen Theil, von dem der ästhetische Eindruck so sehr abhängig ist, leichter und tiefer einzudringen, und

so von allen Theilen der Kunst deutliche und vollständige Begriffe zu erwerben. Wie nothwendig es ist, daß Theorie und Praxis, Abstraktion und Anschauung sich gegenseitig unterstützen, lehrt mich hier die tägliche Erfahrung.

So unmöglich es auch selbst in Rom ist, ohne gründliche Vorbereitung durch Philosophie, etwas Probehaltiges über die Kunst zu schreiben, eben so unmöglich ist es in Deutschland, auch bei der größten Reinheit und Vollständigkeit philosophischer Einsicht, in das Wesen des Schönen und der bildenden Kunst zu dringen; denn hier würde der Begriff, und dort die Anschauung mangeln. Erst in Rom habe ich, nach wiederholtem Durchlesen, Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft ganz verstehen gelernt und der Geist ihres großen Verfassers ist mir noch größer erschienen durch die Tiefe und Wahrheit seiner Vernunftoffenbarungen, die mir oft bei der Betrachtung der hiesigen Kunstwerke, besonders solcher, wo das Genie in höchster Vortrefflichkeit sichtbar ist, auf eine überraschende Weise eingeleuchtet haben.

Durch Schiller's Briefe und übrigen Aufsätze in den Horen bin ich großentheils mit ihm, auch

wegen der in der Schrift über Anmuth und Würde aufgestellten Ideen in Eintracht gebracht worden. Ich hoffe, daß auch Sie es jetzt seyn, und die Schönheit nun weniger zweideutig ansehen werden, als ehedem, nachdem Schiller sie in ihrer rein idealischen Natur auf den erhabensten aller Standpunkte, den der vollendeten Menschheit, gestellt hat.

Sehr interessant ist noch für mich in der Abhandlung über das Spiel die Erklärung der freien Reize gewesen, als die der untersten der Empfindungsarten, welche auf Schönheit Anspruch machen können, und als ein Uebergang vom Angenehmen zum Schönen, von der Materie zur Form anzusehen sind. Ich finde sie der Vernunft angemessen, und bestätigt durch das Gefühl. Dadurch ist meines Bedünkens die durch Kant problematisch gelassene Frage: ob Farben und Töne zum Angenehmen oder zum Schönen zu rechnen sind, auf eine befriedigende Weise beantwortet und das Räthsel gelöst.

So läßt sich auch die Schönheit des Kolorits retten, welche, so sehr sie auch dem Gefühle einleuchtet, doch dem Verstande nicht einleuchten will, wenn er sein Urtheil auf den Satz gründet,

daß Schönheit blos in der Form enthalten seyn könne. Mir hat dieser Widerspruch, seit ich in Rom bin, schon oft zu schaffen gemacht. Ich konnte es nicht über meine Empfindung gewinnen, den Farben Schönheit abzuläugnen, und doch war ich nicht im Stande sie dem Verstande so zu erweisen, daß er darüber mit der Empfindung in Einigkeit wäre. Jetzt sehe ich auch in dieser Dunkelheit Licht, und komme allmählich mit meinem Systeme einer Kritik der bildenden Kunst in's Reine. Es ist mir nun noch darum zu thun, es im Detail auszuarbeiten, und im Zusammenhange auch für andere glücklich darzustellen. Dies wird eine Zeitlang meine Hauptbeschäftigung seyn, zu der ich bereits im vorigen Winter durch meine Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst, die ich jetzt wieder umarbeite, eine gute Vorbereitung gemacht habe.

Je weiter ich im Studium der Kunst fortschreite, desto mehr erweitert sich der Umfang meines Zwecks, desto mehr Interesse bekommt es für mich, so daß ich auch den Vorsatz gefaßt habe, es auf jeden Fall mit dem Schicksale aufzunehmen, Italien nicht eher wieder zu verlassen,

bis ich alles Merkwürdige in dem Vaterlande der neuern Kunst hinreichend gesehen, und die Kenntnisse eingesammelt habe, die mich in den Stand setzen können, Etwas in seiner Art so vollständiges, als meinen Kräften möglich ist, zu liefern. Und ich hoffe, man soll mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mein Ziel zu niedrig gestellt habe.

Von meinem Freunde Carstens soll ich Ihnen, leider! nur unbekannter Weise, einen herzlichen Gruß sagen. Es thut mir leid, daß sie sich beide einander nicht kennen! ich könnte Ihnen dann noch mehr von ihm und seiner Kunst sagen. In Jahresfrist werden Sie verschiedene seiner Arbeiten in Kopenhagen sehen können. Madame Brun hat ein Bild bei ihm bestellt, das bereits fertig ist, und den Kampf Fingal's mit dem Geist von Loda aus Ossian's Karikthura darstellt. Der Baron von Knuth hat drei andere bei ihm bestellt. Von einem derselben, die Nacht mit ihren Kindern nach dem Hesiod, werden Sie schon in meiner Nachricht über ihn im Teutschen Merkur, die Anzeige des Kartons gelesen haben. Das zweite ist Bacchus und Amor; das dritte,

als Gegenstück zur Nacht, seiner Wahl überlassen.

Im künftigen Jahre werde ich wieder eine, bei weitem interessantere Nachricht von neuen Arbeiten dieses fleißigen und erfindungsreichen Künstlers in's Publikum bringen können. In der That ist es eine schwere Aufgabe, seine Arbeiten würdig zu beschreiben, was ich zum Glück bei der ersten Anzeige weniger gefühlt habe, als jetzt. Als einen Fluch unsers Zeitalters betrachte ich es, daß sich jetzt so wenig Gelegenheit zu großen Arbeiten darbietet. Carstens müßte eine Capella Sixtina oder einen Vatikan zu bevölkern haben, um seinen Ruhm, so wie er es verdient, gründen zu können.

Ueber Rom möchte ich Ihnen lieber gar nicht schreiben. Des Merkwürdigen, Schönen und Großen, so wie des Abscheuerregenden, Empörenden und Niederträchtigen ist hier so viel, daß man jedem Versuche, es in eine vernünftige Einheit zu bringen, unterliegen muß.

Die, vermöge des Waffenstillstandes nach Paris bestimmten Kunstwerke stehen noch eingepackt, so wie sie standen, als der Waffenstillstand

aufgehoben wurde, und wir sind noch nicht sicher, daß sie diese Reise, alles Widerstrebens ungeachtet, nicht noch machen müssen. So unlieb es mir auch seyn würde, diese ersten Werke der Kunst aus Rom wandern zu sehen, so würde ich mich doch freuen, wenn sie der Preis wären, um den Italien eine glückliche Zukunft erkaufte. Die Kunst würde durch dieses Opfer nichts verlieren, davon bin ich überzeugt; ja es läßt sich denken, daß sie so gar gewinnen könne, wenn ihr in Frankreich ein neues Leben aufginge, und sie eine Sache der Nation würde. Rom erlitte freilich einen unersetzlichen Verlust, der aber nichts bedeutet, sobald die Sache der Menschheit dadurch gewinnt. Der Künstler studiert in Rom nie nach den Originalen, weil sie größtentheils einen ungünstigen Standpunkt haben, und überdem sind nur sehr Wenige unter dem großen Haufen hier studierender, sowohl fremder, als einheimischer Künstler, denen es etwas helfen würde, wenn sie auch Zeitlebens die Antiken vor der Nase hätten.

Hirt hat sein Schicksal nach Berlin geführt, wo er als Professor der sämmtlichen theoretischen Wissenschaften der bildenden Künste bei der Aka-

demie angeſtellt iſt. Wenn es mir möglich wäre, am Antiquariat Geſchmack zu finden, ſo hätte ich jetzt die beſte Gelegenheit, mir die vakante Stelle als res nullius zuzueignen; aber es hat ungeachtet ſeiner Einträglichkeit, ſo wenig Reiz, und ſo viel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entſchließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik, der Geſchichte der Kunſt, meiner Neigung gemäß zubringen, als der Leithammel reicher, meiſtens geſchmackloſer Fremden ſeyn. Ich habe bis jetzt über zwei Jahre mit ſehr Wenigem in Rom gelebt, und bin damit ausgekommen, und hoffe noch länger auf dieſe Weiſe meinem Zwecke glücklich entgegen zu gehen.

Was ich in Rom am meiſten entbehre, iſt die Gelegenheit, das Merkwürdigſte der deutſchen Literatur kennen zu lernen, beſonders in den Fächern, die mit meinem Studium zuſammenhängen. Die Unſicherheit der Poſten, während des Kriegs in der Lombardei erſchwert die Kommunikation ſo ſehr, daß wir hier ſeit dem Maimonat keine Literaturzeitung und keine Horen mehr erhalten haben; ich weiß alſo jetzt beinahe gar

nichts von dem, was seit Jahr und Tag in Deutschland Merkwürdiges erschienen ist. Desto mehr bin ich gezwungen, mich um das zu bekümmern, was in Italien vorgeht. Sie können sich also leicht vorstellen, daß ich ein mächtiger Politiker, oder wie die Italiener sich ausdrücken, ein Politicone geworden bin, und viele Dinge jetzt Interesse für mich haben, die mir sonst gleichgültig waren.

Ich bin so glücklich gewesen, Reinhold's in Kiel ausgearbeitete Vorlesungen über Moral und Naturrecht durch einen Freund zu erhalten, mache einen Versuch, die dictata in's Italienische zu übersetzen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet, hoffe ich, daß es gelingen soll, da mir der Umgang mit einem hiesigen Gelehrten zu diesem Zweck sehr nützlich wird. Es ist eine Arbeit zur Abwechselung, die mir zugleich eine sehr vortheilhafte Uebung in der Sprache verschafft.

Fernow an Reinhold.

Rom, den 3. März, 1797.

Rom's Schicksal, das so lange in Ungewißheit schwebte, ist für jetzt entschieden. Unser

Dalai Lama hat, wider alles Erwarten, doch nicht ohne große Opfer, den Frieden von den Galliern erhalten; jetzt sind eine Menge französischer Offiziere und Soldaten hier, welche nach Rom gekommen sind, um es zu besehen; lauter junge, wohlgenährte und wohlgesittete Leute, die Generals Victor und Lannes unter ihnen. Ersterer zählt einige dreißig, Letzterer höchstens vier und zwanzig Jahre. Man hat alle Mühe den Pöbel im Zaum zu halten, der nirgends ungezogener ist, als in Rom. Die Statuen werden jetzt auf das emsigste eingepackt, und wir bedauern den Verlust dieser Schätze, die wir vor einiger Zeit noch gerettet glaubten, auf's neue. Gerne hätte ich gewünscht mit meiner Anzeige zum Lügner geworden zu seyn. Jetzt sind wir froh, daß es bei dem Hundert Kunstwerken bleibt, und daß uns nicht Alles genommen wird.

Ich habe dem Grafen Burgstall geschrieben, in der Hoffnung, daß er mir auch für dieses Jahr die Beisteuer von hundert Scudi geben wird, und ihn gebeten, sie mir in Florenz auszahlen zu lassen, weil ich den nächsten Sommer dort zuzubringen gedenke. Es würde den Zweck meines

Aufenthalts in Italien gar sehr befördern, wenn ich jährlich zwei hundert Scudi gewiß hätte; denn alsdann könnte ich meinen Aufenthalt nach Gefallen verändern.

Um meinen Zweck ganz zu erreichen, ist es nothwendig, daß ich mich in den vornehmsten Städten Italiens, zum Beispiel Neapel, Florenz, Bologna, Venedig und so weiter an jedem Orte einige Zeit aufhalte, um das Merkwürdige der Kunst kennen zu lernen. Ohne dieses ist es unmöglich, die Geschichte der Kunst zu studieren. Aber ich habe keine Aussicht eine solche Summe zu erhalten. Was ich mit dem Schreiben verdiene, ist zu ungewiß, obgleich es, wenn ich um's Brod schreiben müßte, hinreichen würde, mich zu ernähren, aber dies müßte mich jetzt sehr von meinen größeren Arbeiten abziehen. Diesen ganzen Winter habe ich an dem ersten Theil meines ästhetischen Handbuchs gearbeitet, und ihn beinahe zu Stande gebracht; aber ich will solchen nicht eher aus den Händen lassen, bis ich auch den zweiten Theil, und so das Ganze fertig habe. Und dazu ist mir die Reise nach Florenz nothwendig. Auf dieser hoffe ich noch manche Ma-

terialien zu Aufſätzen für den Merkur zu ſammeln. Vater Wieland hat mir neulich durch eine andere Hand ſeinen Beifall über den Aufſatz von Raphael's Tapeten verſichern laſſen. Ich wünſche nichts mehr, als ihn durch andere beſſere Arbeiten zu verdienen.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Rom, den 29. September 1797.

Schon vor vier Wochen, mein lieber Nauwerk, hätte ich Dir unmittelbar, nach dem Empfang des Stücks vom Merkur, in welchem mich Deine freundſchaftliche Epiſtel ſo erfreuend überraſchte, geſchrieben, wenn ich nicht gerade damals im Begriff geweſen wäre, eine Reiſe in die Bergthäler des Sabinerlandes, in's Neapolitaniſche, nach dem Lago fucino, und zu den Tempelruinen von Cora zu machen, von der ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin. Nun fügte es ſich ſo glücklich, daß ich heute an dem dritten Jahrstage meiner Ankunft in Rom an Dich ſchreiben, und wenigſtens im Geiſte dieſen

entscheidenden Tag in meinem Leben mit Dir feiern soll. O, daß ich heute Dich selbst hier umarmen könnte! Dein Brief hat jene unvergeß-lichen Tage, die ich in Deiner reizenden Insel-stadt verlebt habe, mit den lebhaftesten Farben wieder in meiner Erinnerung aufgefrischt. Ratze-burg wird mir immer vor vielen Orten werth seyn, wie das Andenken an die erste Geliebte auch dann noch theuer ist, wenn eine andere bereits Herz und Hand besitzt.

Wunderbar hat mich seit unsrer Trennung Schicksal durch eine Reihe von Verhältnissen und Umständen bis hierher geführt. Bis einst ein frohes Wiedersehen uns vergönnt, die Lücke aus-zufüllen, welche eine siebenjährige Trennung in dem Zusammenhang unseres Freundschaftsbundes gemacht hat, will ich Dir die Hauptmomente meines Lebens bis auf diese Zeit mittheilen. —

Hier folgt eine kurze Erzählung dessen, was der Leser schon weiß, dann fährt er in seinem Briefe folgendermaßen weiter fort.

Die Unterstützung des Baron Herbert und des Grafen Burgstall hat zwei Jahre gedauert, und indem ich jetzt von dem Wenigen, was mir

meine kleine Schriftstellerei einbringt, zwar dürftig, aber glücklich und zufrieden lebe, bereite ich mich allmählich zu größern Arbeiten vor, welche Zeit, Erfahrung und reifes Urtheil erfordern.

Unser guter Carstens, den Du wenig gekannt, aber gewiß nicht vergessen hast, ist jetzt über fünf Jahre in Rom. Ich werde Dir in der Folge einmal etwas ausführlicher über ihn und seine Arbeiten schreiben. Laß Dich des Malers Müllers Brief in den Horen nicht irren. Er ist durch Carstens Künstlerwerth und durch seine ungebührliche Prätension zu dem Schritte verleitet worden, der ihm bei den hiesigen Künstlern wenig Beifall erworben, und auch in Deutschland den Eindruck, den er auf gewisse Personen zu machen hoffte, verfehlt hat. Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben, und bin deshalb um so ruhiger, und überzeugt, daß sowohl Carstens, als ich ihn am besten durch unsere Produkte widerlegen können; er hingegen durch die seinigen sich nie als ein competenter Richter über die Werke eines andern, weit über seinen Horizont erhabenen, Künstlers rechtfertigen kann.

Erwarte nicht, daß ich Dir über Rom etwas schreibe, über diesen Gegenstand läßt sich kein Brief schreiben. Jahre werden dazu erfordert, um alles Merkwürdige dieser Stadt nur kennen zu lernen, und man muß hier erst völlig einheimisch werden, um jedes Ding mit richtigen Sinnen zu sehen und zu beurtheilen. Hier ist der Maßstab für alles Große und Schöne in der Kunst, und die Quelle des guten Geschmacks wird immer hier bleiben, wenn gleich unsre ersten Bilderwerke nach Paris gewandert sind.

Ich bin überzeugt, daß die Kunst von diesem Raube in Rom eben so wenig wahren Verlust leiden, als sie in Paris Vortheile davon ziehen wird. Es gehören andere Triebräder dazu, um den Sinn für Kunst und guten Geschmack bei einer Nation zu entwickeln, als ein Paar Dutzend Statuen. Wenn dieser Sinn sich nicht von selbst in der Nation ausbildet, so wird sie ewig keinen festen Geschmack bekommen und die Kunst wird nach, wie vor, ein Ball der Mode, eine Zierart des Luxus und ein zweckloses Spielwerk der Menschen seyn. Die Hierarchie muß überdies, allem Anschein nach, bald ein Ende nehmen, und

wer weiß, ob es nicht gut wäre, daß wenigstens die besten Ueberreste der alten Kunst vor den Stürmen, die ihren Untergang begleiten können, in Sicherheit gebracht worden sind.

Wenn unsre Künstler etwas Vortreffliches leisten könnten und wollten, so würde es ihnen darum nicht an Mustern fehlen, die, obgleich sie nicht zu den besten der alten Kunst gehören, doch nie von ihnen werden erreicht, geschweige übertroffen werden. Aber der größte Theil wandelt mit einem unbegreiflich stumpfen Sinn in seiner Blindheit den großen Schönheiten vorüber, und sehr Wenige haben von dem, was sie wollen, einen deutlichen Begriff. Wie sollten sie ihn von dem Wesen der Kunst haben! Nachahmer und Nachbeter hingegen findet man in Menge, und ich bin wahrhaft auf die Kunstakademien ergrimmt, die diesen sinnlosen Schlendrian pflegen und befördern.

Im Maimonat des Jahres 1798 mußte Fernow den großen Schmerz erleben, seinen Freund Carstens nach langen Leiden an einem Brustübel

sterben zu sehen. Alles, was zärtliche, aufmerksame Freundschaft zur Pflege des Kranken thun konnte, hatte er unausgesetzt gethan. Wie tief dieser Verlust ihn niederbeugen mußte, welche Lücke dadurch in seinem Leben entstand, wie verwaiset, wie verödet es ihm erschien, kann nur, wer einst einen ähnlichen erlitt, ganz empfinden. Die nähern Umstände von Carstens Tode hat Fernow selbst in seiner Biographie dieses als Mensch und als Künstler gleich ausgezeichneten Mannes auf eine rührende und zugleich erhebende Weise erzählt; sie ihm hier nacherzählen zu wollen, wäre überflüssig, da ohnehin zu hoffen steht, daß jenes Buch, in welchem der Geist und das Herz beider Freunde sich so deutlich ausspricht, wenigen meiner Leser unbekannt seyn dürfte, und daß die, so es noch nicht kennen, durch diese Darstellung von Fernow's Leben sich bewogen fühlen möchten, auch den geliebtesten Freund desselben einer näheren Bekanntschaft zu würdigen, der soviel zu seiner ferneren Bildung beigetragen hat.

Fernow hatte jetzt beinahe vier Jahre in Rom zugebracht, und war während dieses Auf-

enthalts mit fast allen dort lebenden Künstlern und Gelehrten in gesellige Verbindung getreten. Alle jene liebenswürdigen Eigenschaften, die ihn früher, unerachtet seiner durchaus nicht glänzenden Stellung, im Leben gesucht und in der Gesellschaft beliebt machten, froher Sinn, leichter Witz, natürliche Anspruchlosigkeit waren ihm geblieben, ja, durch eine höhere Bildung und mannichfache, seitdem erworbne Kenntnisse noch anziehender geworden. Fast Allen, die in diesem Kreise ihm vorzüglich lieb waren, hat er in den Zuschriften der verschiedenen Aufsätze, welche seine römischen Studien enthalten, Denkmäler ihrer gegenseitigen Freundschaft gesetzt. Ja man kann wohl behaupten, daß diese römischen Studien sein ganzes eigentliches Leben in Rom enthalten, da er zu dem, was dessen Hauptbeschäftigung und Freude ausmachte, auch die Namen der Freunde gefügt hat, bei denen er Erholung, Rath und Hülfe fand, wenn er es bedürftig war, und die er dafür wieder aufrichtig liebte und ehrte.

Auch mit dem ehrwürdigen Zoega lebte Fernow in freundlichen Verhältnissen. Aehnliche

Beschäftigung, gleiche Liebe für Kunst und Wissenschaft machten beide einander wechselseitig werth. Zoega'n verdankte Fernow, besonders in der ersten Zeit, manchen Aufschluß über das, was ihn am lebhaftesten interessirte; sie besuchten mit einander Gallerien und Kunstwerke, und verlebten auf diese Weise viele schöne, genußreiche Stunden.

Unter den Italienern hatte er zwar mehrere Bekannte, aber nur einen eigentlichen Freund, dem er aber um so herzlicher ergeben war, den bekannten Sprachlehrer Pietro Giuntotardi. Dieser ausgezeichnet geistreiche, mit allen Schönheiten und Tiefen seiner melodischen Muttersprache vertraute Freund, war ihm unbeschreiblich hülfreich, als die Zeit herankam, in der die italienische Sprache, besonders aber ihre Dichter anfingen, ihn lebhafter zu interessiren. Seinem alles Schöne schnell ergreifenden Geiste ging hier eine neue Welt auf, und vielleicht hat es noch Niemand in einer fremden Sprache zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, wie Fernow in der italienischen. Ein Beweis davon ist seine italienische Grammatik. Wie tief er aber in den Geist der Dichter dieser zur Poesie geschaffnen Sprache

eindrang, davon überzeugt uns seine Raccolta di autori classici, und vor allen seine Noten zum Dante in dieser. Rom war ihm jetzt zur eigentlichen Heimath geworden, und die harmoniereiche Sprache des Landes ihm bald nicht weniger lieb als seine eigne Muttersprache; auch sprach er sie eben so fertig und schön, sowohl in Hinsicht der Aussprache, als der Wortfügung, und es war kein geringer Genuß, ihn mit seinem schönen sonoren Organ irgend ein Werk ihrer großen Dichter vorlesen zu hören.

Um diese Zeit fing er an, unter unglaublichen Entbehrungen und mit unsäglicher Mühe eine Sammlung italienischer Schriftsteller, oft der seltensten Art, zusammen zu bringen, die ihn später nach Deutschland begleitete, und über deren Vollständigkeit jeder sich verwundern mußte, dem es bekannt war, in wie beschränkten Umständen Fernow immer gelebt hatte. Doch seinem kräftigen Wollen war keine Entbehrung zu groß, kein Opfer zu schwer, wenn es darauf ankam, sich die Mittel zu verschaffen, seine Liebe für die Kunst zu befriedigen.

Die damaligen unruhigen Zeiten waren ihm

freilich in dieser Hinsicht günstig; Paläste und Bibliotheken wurden gewaltsam geöffnet, Schätze, die lange Jahre hindurch ungenützt aufgehäuft lagen, wurden jetzt an das Licht des Tages gezogen. Vieles wurde zerstört, vieles fiel in unkundige Hände, manches ward von Kennern um einen geringen Preis vor dem Untergange geschützt. Auch Fernow, bei seiner ihm zur Natur gewordnen Gewohnheit auf Alles, was um ihn her vorging, sorgsam zu achten, hatte das Glück, auf diese Weise manches schätzbare Buch zu retten, und seinen kleinen Schatz so zu vermehren. Wenn man bedenkt, wie vieles mit der Zeit hervorgebracht werden kann, sobald man unermüdet jeden Tag nur etwas leistet, so wird man nicht mehr über die Beträchtlichkeit dieser Büchersammlung erstaunen, welche jetzt der Freund und Beschützer aller Kunst und alles Schönen, der Herzog von Weimar, seiner Bibliothek einverleibt hat. Aber bewundernswürdig und lobenswerth bleibt immer Fernow's sich stets gleicher Eifer, der stoische Gleichmuth, die heitere Freudigkeit, mit der während mehrerer Jahre er sich jeden kleinen Genuß, ja fast unentbehrliche Bedürfnisse versagte, um

alles, was er erübrigen konnte, zu diesem Zwecke zu verwenden.

Nicht allein der Umgang mit seinen für beständig, oder doch für längere Zeit in Rom ansässigen Freunden gewährte ihm am Abende eines mühevollen Tages gesellige Erholung und heitern Geistesgenuß. Er fand beides auch oft in den Kreisen der vielen, durch Bildung, Talent, hohe Geburt und alles Schöne und Große sich auszeichnenden Fremden, welche abwechselnd Rom durch ihre längere oder kürzere Gegenwart neuen Reiz gaben. Fernow war sehr geselliger Natur, und erlaubte sich gern den Genuß, den die bessere Gesellschaft gewährt, sobald die Umstände es thunlich machten und bei seiner sehr leicht die Herzen gewinnenden Persönlichkeit ward es ihm nicht schwer überall Zutritt zu erhalten. Viele schöne Stunden hat er im Hause der Madame Brun aus Kopenhagen verlebt, die während seines Dortseyns zweimal Rom besuchte. Der letzte Winter aber, den er in Rom zubrachte, ward ihm besonders durch Herrn von Humboldt, welcher damals als Gesandter dort hinkam, und dessen liebenswürdige Familie interessant. Fast jeden

Abend brachte er in diesem geistreichen Kreise zu und vergaß dort alle Sorge und Mühe des Tages.

Um die nämliche Zeit ungefähr langte die damals regierende Fürstin von Rudolstadt und vielleicht etwas später der jetzige Herzog damalige Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz in Rom an. Zum ersten und einzigen Mal übernahm Fernow das Amt eines römischen Cicerone, indem er die für Kunst und Wissenschaft auf eine so lebhafte und geistreiche Weise sich interessirende Fürstin, ungeachtet seines, oft und deutlich ausgesprochnen Widerwillens gegen diese, in Rom übrigens sehr lukrative Beschäftigung, herumführte. Aber dieses eine Mal gewährte es ihm einen hohen Genuß, und wäre er länger in Rom geblieben, so würde wahrscheinlich die Erinnerung daran ihn bewogen haben, öfter zu versuchen, ob das Glück ihm wieder so wohl wolle!

Alles dies erfreute ihn zwar und erheiterte sein noch immer oft sehr sorgenvolles Daseyn, aber die, durch den Tod seines Freundes entstandene Lücke ward dadurch nicht ausgefüllt, er fühlte sich dennoch allein. Fernow hatte jetzt das sechs und dreißigste Lebensjahr erreicht, die

Zeit der rauſchenden Jugendfreuden war für ihn längſt vorüber, der Hang zur Häuslichkeit erwachte in ſeiner Bruſt, er fing an nach einem Weſen, das ihm, dem er wieder angehöre, nach einer Heimath, einem eignen kleinen Herde, mit unausſprechlicher Sehnſucht zu verlangen, und dieſe Sehnſucht bewog ihn endlich zu einem Schritte, deſſen Folgen er wohl ernſtlicher hätte bedenken können.

Um das Jahr ſiebzehnhundert neun und neunzig oder achtzehnhundert wohnte Fernow in dem Hauſe eines Papiertapeten-Fabrikanten, Namens Nelli, der die Wohnung zu billigerm Preiſe ſeinem Miethsmanne überließ, weil dieſer ihm dafür bei ſeiner deutſchen Korreſpondenz behülflich war. In dieſem Hauſe lebte ein junges Mädchen, das Herrn Nelli die Haushaltung führte. Weder auffallende körperliche Schönheit, noch eine, ſie über ihre Landsmänninnen des Mittelſtandes erhebende, Geiſteskultur zeichneten die junge Römerin unter ihres Gleichen aus; aber ſie war ſtille und häuslich, von angenehmer Geſtalt, und leiſtete mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und Freundlichkeit ihrem Hausgenoſſen tauſend kleine

Dienſte, die ihm ſeine Exiſtenz erfreulicher machten. Dieſes veranlaßte ihn aufmerkſam auf ſie zu werden, ſehr bald mußte er ihre ſtille aber heftige Neigung zu ihm gewahr werden; „Gunſt erzeuget Gegengunſt" ſagt ein altes Lied, und ſo kam Fernow endlich dahin, dieſes ganz vermögensloſe, in geiſtiger Hinſicht ihm tief untergeordnete Mädchen, ohne eigentliche leidenſchaftliche Liebe, aber mit wahrem herzlichen Wohlwollen, und dem feſten Entſchluß ſie ſo glücklich zu machen als es in ſeinen Kräften ſtand, zur Gefährtin ſeines Lebens zu wählen.

Mit dieſer neuen Verbindung, ſo manche Freude ſie ihm auch gewähren mochte, wurden aber auch ſeine Bedürfniſſe und Sorgen um vieles vergrößert, was er aber leider viel zu ſpät bedachte; ſogar nur das unentbehrlich Nöthige herbeizuſchaffen, wurde ihm jetzt ſchwerer als je zuvor. Entſagungen, die ihm ſonſt leicht wurden, waren es jetzt ihm nicht mehr, da ein zweites zu ihm hinaufblickendes Weſen ſie mit ihm theilen ſollte; er war nicht mehr frei, nicht mehr nur ſich und der Kunſt angehörig, und die Welt lag nicht mehr wie ehemals offen vor ihm da. Seine

Gattin gebar ihm in der ersten Hälfte des Jahres achtzehnhundert und zwei einen Sohn. Dies erhöhte sein Glück, aber auch seine immer schwerer auf ihn lastenden Sorgen.

In frühern Zeiten, in Augenblicken, in welchen der Zufall die weite Ferne ihn lebhafter fühlen ließ, in welcher er von aller neuern deutschen Literatur und seinen deutschen Freunden lebte, war wohl zuweilen eine stille Sehnsucht nach dem Vaterlande in seiner Brust aufgestiegen, die aber damals von der schönen Gegenwart immer schnell verdrängt wurde. Jetzt gestaltete sie sich allmählich zu Wünschen um, die um so lebhafter wurden, je mehr ihn die Sorge für die Existenz seiner kleinen Familie bekümmerte. Diese Art von mit jedem Tage sich mehrender Sorge hatte er früher nie gekannt; bei seiner großen Genügsamkeit hatte sie, als er nur für seine eigne Person das Unentbehrliche erwerben mußte, ihm nie nahen können. Die ungewohnte Last drückte ihn schwerer und schwerer mit jedem Tage, und nur die ihm angeborne Heiterkeit des Gemüths uud der feste Gleichmuth, mit dem er bis an das Ende seiner Tage das Unvermeidliche zu ertragen

sich gewöhnt hatte, konnten ihn vor dem Erliegen unter ihr bewahren.

Indessen sann er doch Tag und Nacht über die Möglichkeit nach, sich und vor allem die Seinen aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu erlösen, die selbst den Aufenthalt in Rom ihm verbitterte, bis endlich der Gedanke in ihm aufstieg, ob er mit seinen in Rom erworbnen Kenntnissen in Deutschland nicht weit besser leben könne, als an diesem jetzt übermäßig theuren Orte. Zugleich schwebte ihm von den anderthalb Jahren, welche er in Jena studierte und von der allgemeinen Liebe und Achtung, die sein verehrter Freund Reinhold dort genossen hatte, ein reizendes Bild des Lebens auf einer Akademie vor. Es ging ihm damit, wie mit jeder Erinnerung, alles Unangenehme war vergessen, nur das Erfreuliche in seinem Gedächtnisse geblieben. Bei Gelegenheit der Aufsätze, die er von Zeit zu Zeit für den Deutschen Merkur geliefert hatte, war er auch mit dem gelehrten und berühmten Archäologen Böttiger, der damals als Konsistorialrath in Weimar lebte, in freundschaftliche Verbindung gekommen. An ihn wandte er sich, mit allen sei-

nen Wünschen und Hoffnungen, für eine Verbesserung seiner höchst drückenden Lage; und dieser für seine Freunde und die Kunst immer gleich gern thätige Mann belebte sie und bemühte sich seinerseits auf das kräftigste, ihm zu deren Erfüllung zu verhelfen. In folgenden Auszügen aus Briefen, welche ich der gütigen Mittheilung des Herrn Consistorialraths verdanke, spricht das, was Fernow eigentlich meinte und wollte, hoffte und wünschte, indem er den schweren Entschluß faßte, das ihm ewig theure Rom zu verlassen, sich auf das deutlichste aus.

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Consistorialrath Böttiger.

1.

Rom, den 1. Mai 1801.

Ich hatte während der ersten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo interessantere Gegenstände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunst, meine ganze Aufmerksamkeit fesselten, der italienischen Sprache kein besonderes

Studium gewidmet, sondern mich blos mit dem begnügt, was sich durch Zeit und Umstände von selbst lernte und hinreichte, die klassischen Schriftsteller dieser Nation zu verstehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verständlich machen zu können.

Indessen veränderten sich die Zeitumstände dergestalt, daß Rom in gewisser Rücksicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin fast beendigten Kunststudiums wurde gestört und dieses Studium selbst mir dadurch auf eine Zeit lang verleidet; ich mußte mich daher nach einer andern Geistesbeschäftigung umsehen, um mir den verlängerten Aufenthalt in Italien interessant und nützlich zu machen. Das Studium der italienischen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entschloß mich, demselben die übrige, für meinen Aufenthalt in Italien bestimmte Zeit zu widmen.

Allein kaum hatte ich die ersten Schritte in diesem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich schon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollständigen, philosophischen Sprachlehre fühlte; denn oft mußte ich acht bis zehn

Bücher dieſer Art nachſchlagen, ehe ich fand, was ich ſuchte, und nicht ſelten, wenn ich tiefer forſchen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich ſah bald, daß unter den zahlreichen Grammatikern dieſer gebildetſten unter allen neuern Sprachen kein einziger, ſelbſt den umſtändlichen Buommattei nicht ausgenommen, ſeinen Gegenſtand philoſophiſch behandelt habe, und die ſonſt ſehr unvollſtändige italieniſche Sprachlehre des verſtorbenen Moritz über einige Materien mehr Licht gebe, als alle italieniſchen Grammatiken zuſammen, weil er die Sprache mit einem philoſophiſchen Blick angeſehen hat. Im Syntax laſſen die italieniſchen Grammatiker den Forſchenden völlig im Stiche, weil ſie dieſen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berühren. Mir blieb alſo, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln noch genug eigene Arbeit übrig.

Nachdem ich mich endlich in Jahresfriſt durch dies Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden, und eine große Menge ſelbſt gemachter grammatikaliſcher Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, dieſe Sprache gründlich ſtudieren möchte,

aber nicht, so wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das Wichtigste unter allen, den Aufenthalt im Lande selbst und den Rath sachverständiger italienischer Gelehrten zu benutzen Gelegenheit hätte, seine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenschaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieser Art vorzüglich vermißte, philosophische Gründlichkeit und möglichste Vollständigkeit, in solchem Maße in sich vereinigte, daß es sich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren.

Ich schritt auf's Neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerst mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur selten auf kurze Zeit unterbrochen wurde, so weit damit fortgerückt, daß ich seiner nahen Beendigung während dieses Sommers entgegen sehe. Dieses Werk wird, nach dem mir dabei vorgesetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger seyn, sondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geist der Sprache einzudringen, und

sie sowohl ihrem ganze Umfange, als ihrem innern Wesen nach, gründlich und genau zu kennen wünschen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke sich in einem und demselben Werke vereinigen lassen.

Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelassen, um demselben die möglichste Vollständigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeschreckt da einzudringen und selbst Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben so wenig hat die Furcht, ein zu voluminöses Buch zu liefern, mich abgehalten, so ausführlich zu seyn, als der Gegenstand und die Vollständigkeit des Werkes erforderten.

Meine Sprachlehre ist daher freilich stärker geworden, als Bücher dieser Art gewöhnlich sind; so zum Beispiel ist der Abschnitt vom Verbo, als dem wichtigsten unter allen Redetheilen, allein von weiterem Umfange als des Moritz ganze Sprachlehre; indessen ist das Ganze doch nicht viel stärker, als etwa der erste Theil des Adelung-

schen Lehrgebäudes der deutschen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erste die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtschreibung und, als einen außerwesentlichen, aber für den Deutschen sehr nöthigen Anhang, die Regeln der italienischen Poesie enthalten sollte.

Warum ich Sie mit diesem langen Detail ermüde? Meine Absicht ist: Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weise ich meine Arbeit am besten, das heißt für mich am vortheilhaftesten ins Publikum bringen könne. Ich bin nicht nur von dem Markte der deutschen Literatur zu weit entfernt, sondern auch zu fremd und unbekannt auf demselben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen sind mehrere Buchhändler bekannt, und Ihnen würde es ein Leichtes seyn, mich an einen ehrlichen und billigen Mann zu weisen oder zu empfehlen, dem ich mein Manuscript sicher zur Durchsicht anvertrauen könnte, und der sich zu einem verhältnißmäßig billigen Honorar verstände. Ich muß von meinem Fleiße

leben, und so bin ich genöthigt, auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und wenigstens einigen Ersatz für die aufgewandte Zeit zu fordern.

Uebrigens will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reisegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünsche, um so mehr, da ich bei dem Drucke desselben, wo möglich, selbst gegenwärtig seyn möchte, um für die Correctur Sorge zu tragen.

2.

Rom, den 26. December 1801.

Empfangen Sie, verehrter Herr Consistorialrath, meinen wärmsten Dank für die bereitwillige Güte, womit Sie meine Bitte erfüllten und die Uebereinkunft mit Herrn Cotta wegen meines Lehrbuches der italienischen Sprache, welche Sie für mich eingeleitet hatten, ferner unterhandelten. Mit dem Anerbieten des Herrn Cotta bin ich völlig zufrieden, und ich werde, so viel in meinen Kräften steht, bemüht seyn, sein biederes, uneigennütziges Betragen gegen mich, durch die

größte Sorgfalt in der Ausfeilung meiner Arbeit, welche ich, seiner freiwilligen Erklärung nach, so lange, bis ich selbst nach Deutschland komme, in den Händen behalten darf, zu erwiedern.

Da Herr Cotta mich so liberal behandelt, so würde es, wie mich dünkt, unzeitig seyn, der Bedingungen, wegen einer etwanigen zweiten Auflage, jetzt auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Einem Manne, der jetzt so uneigennützig handelt, darf ich wohl zutrauen, daß er auch in der Folge seinen Charakter nicht verläugnen werde.

Und Sie, edler Freund! wollen die große Schuld der Dankbarkeit, die ich Ihnen abzutragen habe, noch durch fernere Bemühungen, die zu meinem Besten abzwecken sollen, vergrößern, indem Sie mich auffordern, Ihnen die Vorsätze oder Wünsche, die ich meiner künftigen Existenz in Deutschland wegen gefaßt haben mag, mitzutheilen? Sie glauben, daß ich vielleicht in dortiger Gegend mit meinen in Italien erworbenen Kenntnissen andern und auch mir selbst nützlich seyn könne, und Ihre gütige Einladung in Ermangelung bestimmterer Aussichten gerade nach

Weimar zu kommen, ist zu schmeichelhaft für mich und stimmt so nahe mit meinen schon lange gehegten Wünschen zusammen, daß ich so gewiß davon Gebrauch machen werde, als sich alles Zukünftige gewiß vorher bestimmen läßt.

Nach der günstigen Gesinnung, welche, wie ich mit Vergnügen aus Ihrem Briefe sehe, einige der Guten und Edlen in Weimar gegen mich hegen, darf ich überzeugt seyn, daß man der Erfüllung meiner Wünsche dort keine Hindernisse in den Weg legen wird. Sie machen mir sogar den Muth zu hoffen, daß mir in Weimar eine thätige Unterstützung zu Theil werden könne. Ohne diese Hoffnung, zu welcher ich wohl in den edlen Gesinnungen eines die Wissenschaften schätzenden und durch seinen Schutz ihre Kultur befördernden Fürsten, nicht aber in meinen Verdiensten Grund finde, für jetzt im geringsten weiter zu nähren, will ich mich blos an der Vorstellung weiden, daß ich in dem Kreise so vieler vortrefflicher Menschen, die dieser Fürst um sich her versammelt hat, eine freundliche Aufnahme finden werde. Uebrigens werde ich alles Gute, was mir vom Schicksal zu Theil wird, froh und dank-

bar empfangen, so wie ich bisher alles, was es mich entbehren ließ, mit heiterm Muthe entbehrt habe.

Mein Plan, oder vielmehr, da ein Mensch, der so wenige Mittel, die Umstände nach seinem Willen zu lenken, in seiner Gewalt hat, als ich, eigentlich keine Plane für die Zukunft machen darf, der Wunsch, den ich für mein künftiges Leben in Deutschland auf dem Herzen habe, ist, mir auf einer Akademie, vermittelst der Kenntnisse, die ich mir während meines Aufenthaltes in Italien zu erwerben Gelegenheit gehabt habe, eine unabhängige und nicht gar unbequeme Existenz zu erwuchern. Was mich vornehmlich bestimmt, Jena zu diesem Zweck zu wählen, ist, daß ich dort dem Mittelpunkt unsrer Literatur, deren hiesiges Entbehren mehr als alles Andere meine Sehnsucht nach dem Vaterlande erregt hat, am nächsten lebe; zweitens, weil ich die völlige Unabhängigkeit des dortigen Lebens, welche seit vielen Jahren auch das Element des meinigen ist, aus Erfahrung kenne, und durch meinen ehemaligen Aufenthalt auf dieser Akademie eine Vorliebe für dieselbe gefaßt habe; endlich, weil,

so viel ich weiß, in Jena Niemand ist, der über die Gegenstände meines hiesigen Studiums Vorlesungen hält. Ob aber auch diese unter den dortigen Studierenden so viel Interesse finden werden, daß ich dort eine hinreichende, und, so viel für einen Gelehrten nothwendig ist, auch bequeme Subsistenz hoffen könnte, ist ein Ding, das ich nicht weiß, und worüber ich mir Ihre Meinung und Ihren freundschaftlichen Rath erbitte.

Da meine italienischen Studien vorzüglich auf Kunst, schöne Literatur und Sprache dieses Landes gerichtet gewesen sind, so würden meine Vorlesungen, so viel ich jetzt darüber bestimmen kann, ungefähr folgendes Inhalts seyn:

1) Aesthetik, sowohl nach ihren allgemeinen, allen schönen Künsten gleichsam zum Grunde liegenden Prinzipien, als in der Anwendung derselben auf bildende Kunst, welche letztere auf Akademien, wo man sich in der angewandten Aesthetik blos auf die Dichtkunst einschränkt, gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen wird. Ich würde also mit meiner Aesthetik keinem der dortigen Aesthetiker in den Weg kommen.

2) Geſchichte der neuern bildenden Kunſt und ſchönen Literatur Italiens, mit ſtetem Rückblick auf die alte Kunſt der Griechen und Römer, in ſo fern ſie auf Kultur der neuern Kunſt Einfluß gehabt hat.

3) Ueber italieniſche Sprache, wo ich zuerſt ihre Grammatik und Proſodie, mit beſtändiger Vergleichung der deutſchen, abhandle; ihre Eigenthümlichkeiten in Proſa und Poeſie darſtellen, und endlich eine Charakteriſtik ihrer klaſſiſchen Proſaiker und Dichter, in Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Schreibart, aufſtellen wollte. Auf dieſe Weiſe würden meine Vorleſungen nicht nur denen, welche die italieniſche Sprache und Literatur näher kennen zu lernen wünſchen, ſondern auch denen, welche dereinſt ſelbſt eine Wallfahrt in das Vaterland der neuern Kunſt und Literatur zu machen Luſt und Gelegenheit haben, ein Hülfsmittel ſeyn, ihren Zweck beſſer zu erreichen.

Dies wäre denn das Objekt meiner, wie ich glaube, nicht ungenügſamen Wünſche, und ich würde völlig zufrieden ſeyn. Meine Arbeiten, welche ganz meiner Neigung entſprechen, würden mir

mehr Vergnügen, als Mühe machen, und ich könnte, nebst dem nöthigen Auskommen für die physischen Lebensbedürfnisse, noch so viel erwerben, daß ich im Stande wäre, während der Ferien, Excursionen nach den merkwürdigsten Städten Deutschlands zu machen, die für mein Studium von wesentlichem Nutzen, und mir gewissermaßen nothwendig seyn würden, um meinen Zweck, durch Verbreitung richtiger Begriffe über Kunst und Geschmack, meinen Zuhörern und dem vaterländischen Publikum so nützlich als möglich zu werden, in einigem Maße erreichen zu können.

Wenn Sie nun dafür halten, daß mein eifriges und thätiges Bestreben in dieser Sphäre von Nutzen seyn könne, und wenn Sie glauben, daß in Jena diese Sphäre für mich auszurunden sey, so bitte ich Sie, verehrter Freund, mir hierüber Ihre Meinung frei und unverholen zu sagen. Daß Sie, im Fall das Resultat meinen Wünschen günstig ausfallen sollte, mir dann auch, so viel an Ihnen liegt, den Weg dazu erleichtern, und mich mit Ihrem freundschaftlichen Rath unterstützen werden, dessen bin ich bereits so gewiß,

daß ich es noch für überflüssig halte, Sie darum zu bitten, u. s. w.

3.

Rom, den 28. August 1802.

Empfangen Sie auf's Neue meinen wärmsten Dank für die unermüdete Betriebsamkeit, womit Sie sich für meine Angelegenheiten verwenden. Die letzte Frucht derselben, die Vokation der Jenaer Akademie, habe ich durch Herrn Perthes erhalten. Sie fragen, wenn ich nun endlich einmal komme? Allerdings wäre es Zeit. Daß ich nicht schon im Frühjahr gekommen bin, daran hat mich die Arbeit für Herrn Perthes gehindert *), die ich hier besser machen zu können glaubte.

Vielleicht war es auch in andrer Rücksicht gut. Ja ich wäre sogar nicht abgeneigt, meine Abreise von Rom noch bis zum Frühjahr zu ver-

---

*) Das Gemälde von Rom, welches, obgleich ohne Fernow's Namen, 1802, in Almanachs Form, im Verlage des Herrn Perthes in Gotha erschien.

schieben, wenn man auf der Akademie kein Bedenken trüge, mir diesen Aufschub zu erlauben. Ich würde diese Zwischenzeit dazu anwenden, einen neuen Cursus durch Rom zu machen, um alle Veränderungen, die die Revolution hier in Gallerien und Kirchen bewirkt hat, genau aufzuzeichnen, und eine Beschreibung von Rom zu liefern, die möglichst richtig und vollständig wäre, und die Stelle der bisherigen, jetzt nicht mehr brauchbaren Werke über Rom, zum Beispiel die von Volkmann, Ramdohr und so weiter mit wesentlichen Vorzügen vertreten könnte.

Mit der Vorbereitung zu dieser Arbeit denke ich in diesen Tagen anzufangen, da ich die bisherige jetzt vom Halse habe. Sodann würde ich auf einige Monate nach Neapel gehen, um dort die Materialien zu einem Gemälde von Neapel für den Almanach von 1804 einzusammeln. Um aber dies zu können, müßte Herr Perthes sich dazu verstehen, mir schon jetzt zu dieser Reise einen neuen Vorschuß von hundert Piaster zu machen; denn die über drei Monate verzögerte Uebersendung des Vorschusses für das Gemälde von Rom hindert mich, dieses Geld, das ich erst

in dieſer Woche erhalten habe, dazu anzuwenden, wie ich vorhin Willens war. Statt dieſen Sommer in Rom zu leben, hätte ich ihn bei früherem Geldempfang in Neapel zugebracht.

Es iſt hier ſo theuer zu leben, daß bei aller vernünftigen Oekonomie hundert Scudi nicht lange dauern. In Jena hoffe ich es wohlfeiler zu finden. Mit dem, was hier kaum für eine Woche zureicht, würde ich ehemals in Jena einen Monat ausgelangt haben. Mir ſcheint es auf jeden Fall beſſer, wenn ich erſt das Frühjahr dort eintreffe, und indeſſen hier den Winter noch fleißig arbeite. Ich kann mich dann beſſer dort einrichten. Endlich, und was nicht der geringſte Beweggrund iſt, ich möchte nicht gern mit meiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde dem rauhen deutſchen Winter entgegen reiſen. Sie hören jetzt zum erſten Male vielleicht, daß ich Weib und Kind habe, wenigſtens von mir. Sie ſehen alſo wohl ein, daß meine Ueberkunft nach Deutſchland das Doppelte koſtet, daß ich alſo, ſo viel als möglich, ſuchen muß, mein Reiſegeld zu vermehren.

In der Vorausſetzung, daß man mir in Jena

den Aufschub bis zum Frühjahr nicht verweigern wird, denke ich auch für jetzt noch nicht den Inhalt meiner Vorlesungen anzeigen zu dürfen. Ich bringe mir eine etwa tausend Bände starke italienische Bibliothek mit, welche nebst den Schriftstellern dieser Nation, auch die vorzüglichsten Werke zur Geschichte und Literatur dieses Landes enthält, die sich wahrscheinlich in Deutschland nicht so leicht finden würden.

Sie erwähnten in einem Ihrer Briefe einmal der verschiedenen Provinzialdialekte Italiens, und wünschten, daß ich darüber etwas in meiner Sprachlehre sagte. Das Studium der verschiedenen Dialekte Italiens läßt sich nur in den Provinzen selbst machen. Man hat fast in allen poetische und prosaische Schriften; aber die meisten derselben sind unverständlich, selbst für den Italiener, der kein besonderes Studium derselben gemacht hat, und dies ist schwer, da es weder Grammatiken noch Wörterbücher derselben giebt. Man hat zwar ein Wörterbuch des römischen, des neapolitanischen, des sizilianischen und des brescianischen Dialekts; aber ich habe nur bis jetzt das erste derselben auftreiben können, das eben

nicht sehr vollständig ist. Vielleicht habe ich Gelegenheit das der neapolitanischen und sizilianischen Mundart zu erhalten. Diese letztere kenne ich, nebst der venetianischen und römischen so ziemlich; die übrigen näher kennen zu lernen habe ich wenig Gelegenheit gehabt. Sollte ich nach Neapel gehen, so werde ich die Gelegenheit, den neapolitanischen Dialekt zu studieren, nicht vorbei lassen. Er ist einer der interessantesten. Man hat eine Menge Gedichte in demselben.

Ich empfehle Ihnen meine Negoziation mit Herrn Perthes u. s. w.

4.

Rom, den 19. Mai 1803.

Unendlichen Dank, verehrungswürdiger Freund, daß durch Ihre kräftige Vermittelung nun, wie ich hoffe, die Hindernisse meiner Rückreise gehoben sind. Ich hoffe jetzt Ende Juni Rom verlassen zu können, und etwa in der Mitte des August in Jena zu seyn. Sind die Aussichten für mich in Jena wirklich so günstig, wie Sie mich hoffen lassen, und gelingt es mir das gün-

ſtige Vorurtheil, womit Sie mir ſchmeicheln, durch meinen Debüt zu erhalten, ſo hoffe ich, daß es mir nicht fehlen ſoll, in einigen Jahren mich aus den Schulden etwas heraus zu arbeiten, in die ich bei Cotta geſunken bin, und mir eine erträgliche Lage zu bereiten. Wenn Fleiß und guter Wille nützlich zu ſeyn, etwas dazu beitragen können, ſo hoffe ich, meinen Zweck nicht ganz zu verfehlen.

Das erſte halbe Jahr wird das ſchwerſte ſeyn, und für meine Tauglichkeit oder Untauglichkeit zur akademiſchen Laufbahn entſcheiden. Sie ſehen, ich bin bei allem Gedränge, wodurch ich gehen ſoll, voll guter Hoffnung, und auch voll guten Muthes, wenn nur erſt die langweilige, heiße ſchweiß- und ſtaubvolle Reiſe glücklich überſtanden wäre!

Aber auch dieſes wird glücklich, wenigſtens erträglich gehen; denn ich denke in Florenz, Bologna und Mailand einige kleine Ruhepunkte zu machen, ſowohl um die Kunſtmerkwürdigkeiten dieſer Städte noch einmal wiederzuſehen, als auch meinen mir vom Geſchick vertrauten Gefährten einige Erholung zu verſchaffen. Aber dieſe

Pauſen werden nur kurz ſeyn, und in ſechs bis ſieben Wochen hoffe ich dort zu ſeyn. Der kleine Umweg über Tübingen wird meine Reiſe wenig verlängern und mir von weſentlichem Nutzen ſeyn; denn ich hoffe, Cotta's Zutrauen und Freundſchaft gegen mich durch die perſönliche Bekanntſchaft zu befeſtigen, und werde mit ihm über meine künftige literariſche Arbeit Verabredung nehmen.

Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen für die Zukunft in Rom einen Correſpondenten zu verſchaffen; auf jeden Fall werde ich hier ſo viel Fäden, als möglich anſpinnen, um mit Rom in einer möglichſt vielſeitigen Verbindung zu bleiben, und auf dieſe Weiſe den Verluſt des ſteten Kunſtgenuſſes, an den man ſich hier, wie an Eſſen und Trinken gewöhnt, in etwas zu verſchmerzen. Ich bleibe mit Italienern und verſchiedenen deutſchen Künſtlern in Briefwechſel; ich darf alſo hoffen, daß ich auch in Jena noch manche Stunde in Rom verleben werde, u. ſ. w.

5.

Rom, den 1. Juli 1803.

Gestern habe ich von Herrn Cotta aus Tübingen den gewünschten Brief mit der Anweisung zum Reisegelde erhalten. Ich stehe nun auf dem Sprunge Rom zu verlassen. Meine Bücher habe ich bereits vor einigen Wochen in zwei großen Kisten, die zusammen gegen fünftausend Pfund wiegen, von hier zu Wasser abgeschickt. Gebe der Himmel, daß sie keinen christlichen oder unchristlichen Freibeutern in die Hände fallen! Ich werde von Florenz einen Abstecher nach Livorno machen, wo sie zur selben Zeit wohl eingetroffen seyn werden, um die besten Maßregeln zu nehmen, die sich unter den jetzigen Umständen für ihre Sicherheit nehmen lassen. Sind sie demungeachtet verloren zu gehen bestimmt, je nun, so muß ich mich darein finden. Beten Sie indessen mit mir zum Gott der Musen, daß er meine literarischen Schätze in seine Obhut nehme! Alles, was unwiederbringlich verloren seyn würde, wenn es verloren ginge, bringe ich selbst mit.

Drei Künstler sind jetzt in Rom beschäftigt, kolossale Standbilder Bonaparte's zu verfertigen.

Von diesen verschiedenen Arbeiten werde ich Ihnen in kurzem einen ausführlichen Bericht geben, so wie von der Figur des Jason, die neulich ein junger dänischer Künstler, Namens Thorwaldsen, verfertigt hat und die derselbe jetzt für den in England wohnenden reichen Holländer Hope in Marmor ausführt. Hope's Benehmen gegen den jungen Künstler bei dieser Gelegenheit ist so edel gewesen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, es Ihnen mitzutheilen.

Der Künstler hatte sechs Jahre lang als Pensionnär der Kopenhagener Akademie in Rom gelebt und war im Begriff, in sein Vaterland zurück zu reisen, mit der trüben Aussicht, vielleicht nie ein großes Kunstwerk, woran er sein Talent zeigen könnte, in Marmor auszuführen. Er wünschte also vor seiner Abreise, wenigstens in einer modellirten Figur über Lebensgröße zu zeigen, was er als Künstler zu leisten vermöchte. Seine Figur, welche einen Jason, der mit dem goldnen Vließ siegreich zurückkehrt, vorstellte, fand den allgemeinsten Beifall, und verdiente ihn. Man hat in neuern Zeiten kein Werk in so großem reinen Styl gesehen. Indessen brachte der

ungetheilte Beifall dem Künstler nur Ehre und weiter nichts zu wege, und er war im Begriff, sein Thonmodell, wie er schon mit einigen frühern gethan hatte, wieder zusammen zu werfen, und sich zur Abreise zu rüsten, als glücklicher Weise seine reiche Landsmännin, die edelgesinnte Friederike Brun, der das Schicksal des Künstlers und seines Werks gleich nahe ging, ihm den Antrag that, das Modell auf ihre Kosten in Gyps zu formen, und so wenigstens das Werk vor der gänzlichen Zerstörung zu bewahren, bis vielleicht in seinem Vaterlande ein vermögender Kunstliebhaber sich entschlösse, die Statue in Marmor ausführen zu lassen.

Aber die deshalb gemachten Versuche schlugen fehl, als zufällig Hope, der sich gerade in Rom befand, kurz vor seiner Abreise von der Statue des Künstlers hörte, und sich in das Studium desselben führen ließ. In seiner Erwartung übertroffen, machte er auf der Stelle dem Künstler die Bestellung des Jason in Marmor; und als dieser, der nichts mehr wünschte, als die Gelegenheit, seine Statue in Marmor auszuführen, und während der Arbeit leben zu können, den äußerst

geringen Preis von sechshundert Zechinen forderte, erwiederte Hope, er sehe ein, daß dies kein Preis für ein solches Werk sey, und erbot sich, dem Künstler noch zweihundert Zechinen über seine Forderung zu geben. So geht nun auch dieses Werk, das der neuern Kunst Ehre macht, zu so vielen andern Kunstschätzen nach England; aber der Künstler, der in seinem Vaterlande unerkannt, genöthigt gewesen wäre, durch Arbeiten unter seiner Sphäre kümmerlich seinen Unterhalt zu erwerben, hat nun doch wenigstens die Aussicht länger, und vielleicht für immer in Rom zu bleiben; und unter begünstigenden Umständen vielleicht dereinst Glück und Ruhm mit dem vergötterten Canova zu theilen.

* * *

Im Anfange des August-Monats verließ Fernow Rom mit seiner Frau und seinem anderthalbjährigen Kinde. Ein Freund von ihm, und die Frau eines Schweizerischen Künstlers, ebenfalls eine Römerin und auch mit einem Kinde, welche diese Gelegenheit benutzen wollte, um zu

ihrem Manne zu gehen, machten seine Reisegesellschaft aus.

Kein Wort von dem Gefühle, das beim Antritt dieser Wanderschaft sich seiner bemächtigen mußte; jeder von uns fühlte sich wohl einmal in einer Lage, wo Schmerz und Hoffnung in seinem Busen kämpften.

Fernow war gewohnt immer das Zunächstliegende zu ergreifen, immer gerade zu thun, was der gegenwärtige Augenblick heischte, und so sich ohne Klage in das Unabänderliche gelassen zu fügen. Er verscheuchte jeden Gedanken an jene schöne freie Zeit aus seiner Seele, wo er, den Wanderstab in der Hand, leichten Herzens die Welt offen vor sich sah, und keine Sorge seinen genügsamen Sinn trübte; er verbannte alle Vergleichung zwischen jenen, Spaziergängen ähnlichen, Wanderungen, und diesem langsamen, kostbaren, mit allem Ungemache verbundnen Fortschieben, die das Reisen mit dessen ungewohnten Frauen und jungen Kindern zu haben pflegt, und bemühte sich dagegen unablässig, den Frauen und Kindern die Reise zu erleichtern, und ihnen so viel Bequemlichkeit zu verschaffen, als er konnte.

Seine, ihm selbst unverwüstlich scheinende Gesund

heit ward leider das Opfer dieses Strebens, und wahrscheinlich legte er auf dieser Reise den Keim zu jenem Uebel, das ihn fünf Jahre später der Welt und seinen Freunden auf immer entriß.

Folgendes Fragment eines nie vollendeten Briefes an seinen Freund, den bekannten Landschaftsmaler Reinhard in Rom, das nach Fernow's Tode unter seinen Papieren sich fand, gibt einen kleinen Abriß dieser Reise, und zugleich eine Beschreibung des unglücklichen Zufalls, der seine sonst so feste Gesundheit unwiederbringlich zerstörte, und seinen frühen Tod herbei führte.

Jena, im September 1803.

Lieber Reinhard!

Ehegestern erhielt ich Ihren durch Humboldt's Einlage an Schiller mir übersandten Brief; ich will mit der Beantwortung desselben nicht länger säumen, damit unsere so schön eingeleitete Correspondenz einen blühenden Fortgang gewinne; auch habe ich noch manches, was ich von meiner Reise Ihnen mittheilen möchte, auf dem Herzen. Ich hätte Ihnen schon aus Zürich wiedergeschrie-

ben, wo das Wiederſehen der Heſſiſchen Landſchaften mir auch noch beſondere Veranlaſſung dazu gab; aber Sie werden im Verlauf meines Briefes ſchon ſehen, was mich davon abgehalten hat.

Meinen letzten Brief an Sie ſchloß ich bald nach meiner Ankunft in Mailand, wo ich, wie ich Ihnen vielleicht ſchon damals geſagt habe, den Signor Federico col naso in Su mit ſeinem Reiſegefährten v. N. wieder ſah; auch den Signor E. fand ich dort unvermuthet, oder vielmehr er fand mich. Noch den Abend vor meiner Abreiſe kam er zu mir in's Wirthshaus gelaufen, fiel mir um den Hals, wie ein toller Menſch, und begleitete uns am andern Morgen bis auf den halben Weg nach Como.

Boſſi habe ich geſprochen. Er iſt Direktor der Kunſtakademie, und hat gute Fortſchritte gemacht. Er hat unſtreitig mehr Talent, als Cammocini, und, was dieſem ganz fehlt, viel Geiſtesbildung und Kenntniſſe. Ich war bei Appiani, der ein recht geſchickter Porträtmaler iſt. Seine hiſtoriſchen Sachen ſind nicht weit her, ſein Styl iſt mesquin, und es fehlt ihm an Ausdruck; aber es ſcheint, daß die Porträtmaler unſerer Zeit

glauben, daß ſie durchaus in's hiſtoriſche Fach pfuſchen müßten, um für Künſtler gehalten zu werden.

Ein tüchtiger Künſtler im Fache der Dekoration, desgleichen ganz Italien und vielleicht kein andres Land jetzt hat, iſt Albertolli. Reich an Erfindung, weiß er in ſeinen Ideen das Antike vortrefflich zu benutzen, und man kann nichts Zierlicheres und Saubereres ſehen, als ſeine Zeichnungen. Auch die Arbeiten in einem untergeordneten Fache haben einen großen Werth, und können einem viele Freude machen, wenn ſie in ihrer Art vortrefflich ſind. Ich habe beinahe ein Paar Stunden bei ſeinen Portefeuilles geſeſſen; ſchade, daß meine Zeit zu kurz war, um auch ſeine, im Großen in Malerei und in Stucco ausgeführten Arbeiten, deren in dortigen Palä-ſten mehrere ſind, ſehen zu können. Er hat in der Akademie die Klaſſe der Ornamentiſten, Dekorateurs und Handwerker unter ſich, und dieſe Klaſſe iſt unſtreitig am beſten berathen.

Gern wäre ich noch länger in Mailand geblieben. Leider habe ich nicht einmal da Vinci's Abendmahl wieder geſehen. Ueberhaupt iſt meine

Reiſe durch Italien für mich viel zu ſchnell gegangen. Dies hat mehr, als alles andere den Wunſch in mir erregt, nach verſchiedenen Jahren Italien noch einmal wiederzuſehn, und ich verzweifle nicht an ſeiner Erfüllung. Schiller ſagt, wo ich nicht irre, im Don Carlos: „Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert!“

In Mailand fing ich an, Hesperien Lebewohl zu ſagen; denn von dort iſt's nur eine kleine Tagereiſe bis an den Fuß der Alpen. Wir ſchifften uns in Como gegen Abend auf dem Schiffe des Lindauer Boten ein, mit dem wir von Mailand abgereiſ't waren, und bei dem wir uns, nach Vetturin-Weiſe bis Chur in Bünden für vier Louisd'or die Perſon verdungen hatten. Der Comerſee hat ſeiner ganzen Länge nach ſehr ſchöne Umgebungen. Ueberall ſchimmern Landhäuſer und weiße niedliche Dörfer aus dem dunkeln Grün hervor, welches den Fuß der Berge umkleidet, zwiſchen die der See ſich in mehreren ſanften Krümmungen hindurch windet, und die immer höher werden, je mehr man ſich aufwärts den Alpen nähert. Die Villa Pliniana paſſirten

wir bei einbrechender Nacht; ich habe sie nur in der Ferne gesehen.

Noch den folgenden ganzen Tag mußten wir, weil der Wind uns entgegen bließ, auf dem See schwimmen, wodurch doch die Fahrt am Ende etwas langweilig ward. Wie man an's obere Ende des Sees kommt, findet man sich in ein Bergthal eingeschlossen, das bis nach Chiavenna vier Stunden lang führt, und von hier hört die fahrbare Straße auf. Die Frauen mußten nun reiten, und die Kinder wurden von hier bis Chur von zwei Männern in Körben über den Splügen getragen.

Ich entschloß mich, aus Vorsicht, daß den Kindern nichts zustoßen möchte, und um immer gleich bei der Hand zu seyn, die Tour über den Berg zu Fuß zu machen. Der Weg ist beschwerlich und die Straße schlecht, aber die Gegenden und Ansichten (denn von Aussichten ist hier die Rede nicht), besonders auf der Höhe des Splügen recht romantisch, wild und groß. Schrecklich eingeklemmt zwischen fast zusammenstoßenden Bergen, und schauerlich, aber sicher und bequem zum Reisen ist die berühmte Via mala, die etwa drei

Stunden lang ist. Ich ging den Tag zwölf starke Schweizerstunden in stetem beschwerlichen Auf- und Niedersteigen auf steinigen Wegen, wo ich jeden Tritt durch die schon ziemlich dünn gewordenen Schuhsohlen fühlte, von Morgens mit Tagesanbruch bis zwei Stunden in die Nacht, dies ist von Morgens vier bis Abends zehn Uhr.

Erhitzt und ermüdet, wie nie vielleicht, kam ich im Wirthshause an, und machte am andern Morgen wieder sechs starke Stunden bis Chur, wo wir um Mittag eintrafen. Dort ruhten wir zwei Tage aus, und erwarteten den Zürcher Boten. In Chur, eines der häßlichsten Mistmagazine auf Gottes Erdboden, wie Ihnen Freund G., wenn er noch in Latium's Gefilden wandelt, bezeugen kann, sprach ich auch Madame R., die Schwester der Signora Susanna, und sie war so artig, uns zu Tische zu laden, wo unsere beiden Weiber stumme Rollen spielten. Es ist sonderbar, und muß entweder am Schnitt der Kleidung, oder an einer Aehnlichkeit im Gange liegen, so oft ich in Chur auf der Gasse ging, begegnete ich einem oder mehreren Menschen, die

in einiger Entfernung gerade wie G. ausſahen. Dies zeigt, wie ſehr er während ſeines dortigen Aufenthaltes eingebündnert iſt; auch kennen ihn alle Leute vom Nachtwächter bis zum erſten Bürgermeiſter, und alle ſind ihm gut.

Ich mußte mich wohl auf der Bergreiſe im Gehen übernommen haben, denn ich fühlte in den folgenden Tagen eine ungewöhnliche Wallung im Blute, *) und als wir den Wallenſtädter See paſſirten, wo die Gegend, wie ich erſt nachher erfuhr, wegen der niedrigen ſumpfigen Lage ungeſund iſt, bekam ich in Waſen am unterſten Ende des Sees ein Fieber, welches, wie ſich in der Folge auswies, ein viertägiges war, und das ich bis nach Weimar mitnahm, wo es mich endlich verließ.

In Küßnacht am Zürcher See lieferte ich K—s Frau an ſeinen Vater aus, der uns bis

*) Dieſe durch die übermäßige Erhitzung und Anſtrengung entſtandene Wallung, die er aus Sorge für die Frauen und Kinder, vielleicht auch aus leider nothwendiger Sparſamkeit ſich Tages vorher zugezogen, war es, wodurch nach dem Ausſpruch der Aerzte der erſte Anfang jener innern Verletzung entſtand, die ihm dem Tode zuführte.

an's Ende des Sees entgegen kam. Ich blieb in Zürich acht Tage liegen, um Arzneien zu nehmen, und, wo möglich, mein Fieber dort zu lassen; aber das gelang mir nicht; auch in Tübingen fragte ich einen geschickten Arzt um Rath; ich mußte indeß auch dort mein Fieber wieder mit aufpacken. Sie sehen also, daß auch ich, ungeachtet meiner Entfernung von Rom, dem Verhängnisse, das alle dortigen Deutschen mit dem Fieber gezüchtigt hat, nicht habe entfliehen können. Zum Glück hatte ich doch immer eine Zwischenzeit von zwei guten Tagen, die ich zum Reisen benutzte, und den schlimmen lag ich gewöhnlich ganz, oder wenigstens halb stille.

Das war ein übler Willkommen, womit mich nach zehnjähriger Abwesenheit mein theures Vaterland begrüßte! In Zürich habe ich die guten Stunden dazu angewandt, die mir bekannten dortigen Künstler zu besuchen und zu sehen, was sonst dort von Kunst vorhanden ist. Es waren die letzten artistischen Brodsamen, die ich auf meiner Reise zu sammeln Zeit und Gelegenheit hatte; Lips, Pfenninger, Wüst, Meyer und ein gewisser Usteri unter den Lebenden, Geßner und

Heß unter den Todten. Lips arbeitet jetzt blos für Buchhändler, Pfenninger malt fleißig Porträts und beide verdienen mit ihrem Kleinkram soviel Geld, als sie wollen. Usteri ist ein junger Mann, der sich mehr als Liebhaber mit der Kunst beschäftigt, und recht artige, launige Sächelchen macht, meist satyrischen Inhalts, auf die jetzigen Zeitumstände angewandt. Aber lassen wir die Lebenden in Frieden leben, und wenden uns lieber zu den Todten. — — — — — — —

* * *

Hier bricht der Brief plötzlich ab.

Fernow erreichte mit den Seinigen endlich den Ort seiner Bestimmung. Die traurige mühevolle Reise war beendet, krank, an allen Kräften erschöpft, langte er in Weimar an, wo er von den Ersten und Edelsten mit zuvorkommender Freundschaft und Theilnahme aufgenommen wurde. Alles, was ihm den Antritt seiner neuen Laufbahn erleichtern konnte, wurde gethan; Herzogin Amalia, die hohe, edle Beschützerin jedes stillen

Verdienſtes, empfing ihn, wie ſie Männer ſeiner Art zu empfangen gewohnt war, ſie empfahl die Sorge für ſeine Geſundheit ihrem Leibarzte, und trug dazu bei, ihm ſeine neue häusliche Einrichtung möglich zu machen. Doch alles dies konnte doch das Glück, das, nachdem es ſo lange ſeinen beſcheidnen Wünſchen hold geweſen war, ihm jetzt mit einem Male den Rücken zukehrte, nicht wieder zu ſeinen Gunſten beſchwören, es konnte nicht den Wurm zerſtören, der an der Kraft ſeines Lebens unaufhaltſam zehrte. Seine Abreiſe aus Rom war in jeder Hinſicht in keiner guten Stunde beſchloſſen. Krank, vom Fieber entkräftet, kam Fernow gerade in dem ihm ungünſtigſten Zeitpunkte in Jena an, in welchem viele der berühmteſten und beliebteſten Lehrer dieſe Univerſität mit andern vertauſchten, wodurch natürlicher Weiſe im Ganzen eine Art Umwälzung herbeigeführt wurde, welche auch zugleich die Anzahl der Studierenden beträchtlich verminderte.

Fernow's Lage war in der That jetzt ohne Vergleich trauriger, als ſie es je geweſen; das Fieber hatte ihn nicht verlaſſen, es kehrte wieder, und immer wieder, länger als ein ganzes langes Jahr hindurch

untergrub es langsam sein Leben. Die lange, kostspielige Reise hatte nicht nur alles, was er besaß, aufgezehrt, sie hatte auch mit Schulden ihn belastet, seine der Landessitte, wie der Sprache ganz unkundige, des Klima's ungewohnte Frau hatte mit ihrem jungen Kinde genug zu thun, und besaß zu wenig Geisteskraft, um ihm durch Klagen und Jammern sein hartes Los nicht noch zu erschweren, und ihre Unzufriedenheit ihm zu verbergen.

Fermow blieb aber auch in dieser Lage sich gleich. Mit unsäglicher Anstrengung raffte er allen seinen Muth, alle ihm noch übrig gebliebene Kraft zusammen und unternahm das fast unmöglich Scheinende. Sobald es ihm nur irgend möglich war, fing er seine Vorlesungen an, und gewöhnte sich sogar zuletzt, mitten im Fieberanfall zu lesen. Freilich sank er dann, nach jeder solchen Stunde, an allen Kräften tödtlich erschöpft zusammen, und Freunde, die ihn damals in diesem Zustande sahen, denken dessen noch mit innigem Mitgefühl und mit Bewunderung seiner Ausdauer.

Daß es seiner südlichen Frau unter diesen Umständen in ihrem jetzigen Wohnorte nicht ge-

fallen konnte, um so weniger, da ihre Ankunft gerade gegen den Winter fiel, war wohl ganz natürlich. Die deutsche Sprache war und blieb ihr fremd, die hiesige Art der Haushaltung konnte und mochte sie nicht erlernen. Wir haben ja im Norden tausend Sorgen, tausend Bedürfnisse, die der glückliche Bewohner des Südens kaum den Namen nach kennt, und überdem ist es unter dem Mittelstande in Italien Sitte, daß der Mann, und nicht die Frau, den größten Theil der Besorgungen und Einkäufe für Küche und Hausstand übernimmt.

Alle jene kleinen häuslichen Mühen, welche bei uns die Hausfrau zu besorgen sich nicht nehmen läßt, und welche die Beschäftigung wie die Freude ihres Lebens ausmachen, fielen in diesem Verhältniß ebenfalls auf Fernow zurück, und vermehrten die Last, an der er jetzt schwer trug, beträchtlich. Dennoch ließ er durch alle diese kleinlichen häuslichen Quälereien sich nicht niederschlagen. Einige Auszüge aus Briefen an den Herrn Consistorialrath Böttiger, der fortwährend sein helfender und tröstender Freund blieb, werden beweisen, daß, trotz alles äußern

Drucks, seine innere Elastizität kräftig widerstrebte, und daß weder sein ruhig heitrer Sinn, noch seine Liebe zur Wissenschaft, darüber zu Grunde gingen.

* * *

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Consistorialrath Böttiger.

1.

Jena, den 3. October 1803.

Tausend Dank, verehrter Freund! für alle neue Beweise Ihres unbegränzten Wohlwollens, die ich mit Ihrem letzten Briefe von Ihnen empfangen habe. Ich nehme das mir Gesandte an als Vorschuß, und weil ich hoffe, denen, die mir diese Unterstützung geben, wo ich sie gerade bedarf, dafür wieder etwas zum Ersatz geben zu können, was mir keine andre Schuld auflader, als die, welche ich gegen edelgesinnte Menschen gerne trage, die Schuld der Dankbarkeit. Sie werden mich in dieser Rücksicht, das weiß ich, sowohl bei der Durchl. Herzogin in Tieffurth, als bei Vater Wieland vertreten.

Wenn nur nicht mein verwünschter Reisegefährte, mein Quartanfieber, das ich seit vier Wochen nicht spürte, wieder gekommen wäre! Ich habe es gestern zum dritten Male wieder gehabt. Wie unangenehm mir dies gerade gegenwärtig ist, wo ich recht thätig seyn möchte, darf ich Ihnen wohl nicht sagen; indessen thue ich, was ich kann. Vor etwa zehn Tagen bin ich als Prof. extraord. introduzirt worden.

Das Päcklein habe ich denselben Abend des Tages, da ich es empfing, an Voß überbracht. Ich war schon bei ihm gewesen, und hatte schon ein Paar Pfeifen Tabak mit dem Schöpfer des deutschen Hexameters verraucht. Er ist wirklich ein Mann, wie aus einer, ich will nicht sagen höhern, aber bessern Welt, und ich hoffe, ich werde näher mit ihm bekannt werden.

Es war diesen Morgen ein junger Kurländer bei mir, der mir versicherte, daß man es sehr gern sehen würde, wenn ich mich über die anderen Künste nur kurz fassen, und hingegen über die bildenden recht ausführlich seyn würde, denn theils habe man schon über Poesie und Beredtsamkeit in den ästhetischen Vorlesungen Anderer gehört,

theils sey auch ein andrer Docent hier (Doktor Ast), der Aesthetik läse, und sich blos auf jene beiden Zweige einschränke, und da dieser von zwei bis drei lies't, so hätten seine Landsleute gehofft, ich würde die Stunden von fünf bis sechs nehmen. Ich habe bisher noch nichts angekündigt, ich werde mich also, da es mir gleichgültig ist, den Wünschen der Herren gemäß fügen, sowohl in Ansehung der Stunde, als der Materie. Da haben wirs, so eben meldet sich das Fieber in den Fingerspitzen. Leben Sie wohl.

2.

Jena, den 20. November 1803.

Ich weiß nicht eigentlich, wie das allgemeine Urtheil oder das pluralistische der Studierenden über meine Vorlesungen ausgefallen ist. Bis jetzt ist darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen, alle Schellingianer werden wohl wenig von mir erbaut seyn, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die so unendlich tief unter ihrem Horizonte in der Region des gesunden Verstandes liegen. Aber das soll mich nicht irre machen; ich werde meiner Ueberzeugung

folgen und dieſer auch ganz; denn ſelbſt da, wo ich mit Kant, dem ich ſonſt im Ganzen folge, nicht zuſammenſtimme, verlaſſe ich ihn.

Ja, noch mehr, ich will, ſobald meine Zeit es erlaubt, das Schelling'ſche Syſtem ſtudieren, denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen ſollte. Finde ich etwas Wahres und Gutes darinnen, wie ich nicht zweifle, ſo werde ich Gebrauch davon zu machen wiſſen und es in die verſtändliche Sphäre des menſchlichen Verſtandes herabzubringen trachten, damit es den Menſchenkindern ſammt und ſonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Prinzipien, eigentlich nichts Neues, in dem, was aus der Schelling'ſchen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde daſſelbe geſagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihn einer eigentlichen Unrichtigkeit geziehen hätte. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, ſobald ich kann, kennen lernen und Alles zu meinem Nutzen und Gebrauch treulich anwenden.

Geſtern Abend habe ich mein erſtes Publikum über die Werke der alten bildenden Kunſt, das

ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als hundert anwesenden Studierenden gelesen. Ich hoffe durch diese Vorlesung ein Interesse für den vollständigen Kursus zu wecken, den ich das folgende halbe Jahr über die Kunst vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins, vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und viertes dazu anspannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Ich käme gern nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorlesungen aus Mangel an Uebung im freien Vortrage vom Blatte ablese, so habe ich zu thun, daß ich täglich so viel vorarbeite, als ich täglich verbrauche.

Kämpfend gegen Krankheit, häusliche Sorgen, und manchen Verdruß, der auch von außen her über ihn kam, verlebte Fernow diesen traurigen Winter unter steter Arbeit. Das lange Ausbleiben seiner Bücher, die wegen Sperrung der Elbe nach Tönningen, statt nach Hamburg, gehen mußten und von deren Ankunft noch immer keine Nachricht einlief, beunruhigte ihn ebenfalls, und so

war es wohl natürlich, daß unter diesen Umständen der Wunsch in ihm aufstieg, Jena mit einem andern Orte, wo möglich mit Weimar, zu vertauschen.

Den fünfzehnten Januar achtzehnhundert und vier schreibt er an Herrn Böttiger: „Mein Fieber sehe ich nach gerade schon als eine zu meiner Individualität gehörige Eigenschaft an, und denke es nun bald dahin zu bringen, meine Vorlesung selbst während des Fiebers zu halten; wenigstens bin ich entschlossen, es in diesen Tagen wirklich zu versuchen. Ihre Anfrage: ob ich nicht lieber in Weimar als in Jena leben würde? glaube ich ohne Anstand mit Ja beantworten zu können, um so eher, da mich in Jena noch nichts fesselt, und da gerade bis jetzt sowohl meine Gesundheit, als auch das „aller Anfang ist schwer“ mir noch nicht erlaubt haben, viele Annehmlichkeiten in Jena zu genießen. Es käme nur darauf an, daß ich dort mein ehrliches und gebührliches Auskommen hätte; das Nothwendige gewiß, das Bequemliche wollte ich mir dann schon durch eignen Fleiß zu erwerben suchen.“

Die Stelle des Bibliothekars der verwittweten Herzogin ward im Frühlinge dieses Jahres durch Jagemann's Tod erledigt und das Schicksal schien sich wirklich mit dem bedauernswürdigen Fernow wieder aussöhnen zu wollen. Theils auf die Fürsprache seiner Freunde, theils gerührt von seinem traurigen Geschick bei so viel seltnem Verdienste, ernannte ihn die Herzogin Amalia zu Jagemann's Nachfolger, und gewährte ihm noch dazu die frohe Hoffnung, sie zur bessern Wiederherstellung seiner Gesundheit, im Frühlinge nach Tiefurth, ihrem Sommeraufenthalte, begleiten zu dürfen. Frohen Muthes blickte Fernow jetzt wieder in die erheiterte Zukunft. Die Einkünfte seiner Stelle waren für seine und der Seinigen Existenz freilich nicht hinreichend, aber diese Stelle raubte ihm sehr wenig Zeit. Die Beschäftigung, die er dadurch erhielt, war so ganz seinen Wünschen angemessen, ließ sich so schön mit seinen Lieblingsarbeiten vereinigen, daß er sie, wenn seine Umstände es erlaubt hätten, gerne, blos zu seinem Vergnügen, ohne allen Entgelt verwaltet hätte. Ueberdem brachte sie ihn in die Nähe einer Fürstin, die er, und mit

ihm alle, die ihm glichen, unaussprechlich ehrte. Wer kennt nicht den Namen der Herzogin Amalia von Weimar, und ihr unsterbliches Verdienst um Kunst und Wissenschaft?

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die Nähe des ersehnten Ziels unsre Ungeduld vermehrt, auch dehnten die wenigen Wochen bis Ostern, die Fernow noch in Jena verweilen mußte, sich ihm zu einer unerträglichen Länge aus; seine Gesundheit litt fortwährend; während jenem dem Winter so ähnlichen kalten Frühjahr, erwachte seine Sehnsucht nach Italien mit verdoppelter Kraft. Er schrieb den neunten April an Herrn Böttiger Folgendes:

„Was für ein Wetter haben wir hier seit gestern! Heute Morgen war Alles wieder mit Schnee bedeckt, wie im Januar. Da lob' ich mir doch Italien; aber ich mag nicht daran denken, sonst vermehrt sich der Schmerz in der Leber. Ich sehne mich nach dem Frühlinge, und setze alle meine Hoffnung auf den Sommeraufenthalt in Tiefurth. Hier wäre ich wahrscheinlich zu Grunde gegangen. Jetzt wünsche ich gar sehr, daß nun endlich auch meine Bücher einmal an-

kämen, wenn sie nicht gar verloren sind; ich hätte sie zu meinen Arbeiten höchst nöthig, aber bis jetzt habe ich noch immer nichts davon vernommen. In Deutschland erfuhr ich in der kurzen Zeit meines Hierseyns schon mehr Mißgeschick, als während meines neunjährigen Aufenthalts in Italien. Der Mensch ist ein Thor, daß er nicht bleibt, wo er ist, und wo ihm wohl ist."

Auszug aus einem Briefe Fernow's an Herrn Consistorialrath Böttiger.

Tieffurth, den 4. Juni 1804.

— — Ich bin ehegestern Nachmittag hier mit Sack und Pack eingezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns sind, Besitz genommen. Die Herzogin ist noch nicht hier, auch ist bis heute ihre Herüberkunft noch nicht auf den Tag bestimmt; wahrscheinlich aber wird diese in Zeit von acht Tagen Statt haben. Das schöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler seyn werde, als im halbverödeten Jena, haben mich früher

hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten lassen.

Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur ist jetzt hier unaussprechlich schön und ich habe gestern den ganzen kleinen Park die Kreuz und die Quer durchstrichen. Ich finde ihn nicht nur schöner als den Park in Weimar, sondern auch, wenn Sie es für keine Blasphemie nehmen wollen, in Rücksicht auf bloßen Naturgenuß schöner, als — rathen Sie was? — als die Villa Borghese bei Rom, die freilich im Kunstgenuß und in dem, was man pittoresk nennt, dieser lieblichen deutschen Naturtochter wieder unendlich überlegen ist. Aber das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenusses, der uns für den Augenblick ganz genügt und beseeligt, ist, wie ich meine, wohl auch so viel werth, als das namenlose Sehnen und Streben, welches eine Natur im höhern Style und mit den Idealen der Kunst gegattet, in uns erregt.

Für mich wenigstens, einem Wiedergenesenden, der einer blos erquickenden Gegenwart bedarf, die seine Kräfte neu belebe und seinen Geist erheitere, ist diese Empfindung jetzt wohl-

thätiger, als irgend ein höherer Genuß, welcher wohl auch seinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano voraussetzt; und Sie wissen, wie in diesem concreten Leben eins von dem andern abhängt. Die froheren Stunden geistreicher Unterhaltung, welche auch den Geist mächtiger belebt und stärkt, als die idealische Kunstnatur, erwarte ich noch, wenn erst die wohlthätige Fee, die diesen reizenden Aufenthalt beherrscht, mit ihren dienenden Geistern, ihren Musenpriestern und Grazien hier eingetroffen seyn wird. Indessen will ich hier fortfahren, meine Gesundheit, die, wie es scheint, auf guten Wegen ist, zu pflegen ꝛc.

Welch' einen Sommer hätte Fernow verleben können, ohne diese immer wiederkehrende, alle Lebenskraft und Lebensfreude untergrabende Krankheit! Deutschland sonnt sich noch an den Strahlen, die von jenem stillen, anspruchslosen Hause der edlen Fürstin ausgingen, und ehrfurchtsvoll muß der Fremde jenem klassischen Boden, dem kleinen lieblichen Park von Tiefurth sich nahn,

wo sie wandelte, deren hochgebildeter Geist, deren reine Seele, deren himmlische Güte alles belebte, vereinte und ordnete.

Ein kleiner gewählter Kreis von Männern und Frauen, die dieser Auszeichnung werth waren, lebte mit ihr, als ihre Hausgenossen, unter ihnen Wieland. Goethe, Herder, Schiller und noch manche andere Männer, die es verdienten, sich an diese zu reihen, waren ihre sie täglich besuchenden Hausfreunde. Alle interessanten Fremden, an denen es in Weimar, zum Theil schon wegen der besuchten Straße, die hindurch führt, mehr noch weil, nach Goethe's Ausspruch: „ein edler Mensch edle Menschen anzieht," selten fehlte, waren freundlich bei ihr aufgenommen, und wohl kann man sagen:

Germanien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Von den wenigen glücklichen Tagen, welche Fernow nach so vielen leidensvollen, in Tieffurth der Huld und edlen Theilnahme seiner unvergeßlichen Fürstin verdankte, hat mir ein Augen-

zeuge derselben, der Herzogin Amalie ehemaliger Hofmarschall, der durch seine Uebersetzung des Terenz und des Plautus auch der gelehrten Welt bekannte Geheimerath von Einsiedel, einen treuen und interessanten Abriß in folgenden Blättern gegeben. Herr von Einsiedel selbst war einer der geistreichsten, edelsten, unterrichtetsten und liebenswürdigsten Männer jener, in Weimar an ihm Geistigverwandten, so reichen Zeit; sein ganzes Leben war von Jugend auf dem Dienste der hohen Fürstin gewidmet gewesen, die bis an ihr Ende, als ihren vieljährigen treuen Hausgenossen ihn sehr werth hielt, und mit vollkommnem Vertrauen ihn ehrte. Auch diesem ausgezeichneten Manne war Fernow, bei näherer Bekanntschaft, sehr lieb geworden, wovon er bis an's Ende, durch innige Theilnahme ihm die sprechendsten Beweise gegeben.

* * *

Herr von Einsiedel an die Herausgeberin dieser Blätter.

Ich übersende Ihnen zu dem Denkmale, welches Sie dem verewigten Fernow durch seine

Biographie errichten, einen kleinen Beitrag. Er enthält seinen Sommeraufenthalt zu Tieffurth, dem ehemaligen Landsitz der hochseeligen verwittweten Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar, wo er dieser Fürstin und den Personen, die sie umgaben, ein sehr werthgeschätzter Gesellschafter war.

Die Herzogin veranlaßte ihn, diesen ländlichen Wohnort in den Sommermonaten zu beziehen, wo sie gewohnt war, sich mit ihrem Hofe dahin zu begeben. Sie begehrte dies zum Besten seiner schon damals leidenden Gesundheit. Aus Schonung für diese, deren Pflege ihn einzig beschäftigen sollte, entsagte die theilnehmende Fürstin seiner wissenschaftlichen Unterhaltung, der er, als ein Vertrauter der Kunst und als ein geistreicher und geschmackvoller Kenner der italienischen Sprache, ein vielfaches belehrendes Interesse zu verleihen vermochte.

Der Anfang des Sommeraufenthalts in Tiefurth war der Erholung unsers leidenden Freundes nicht merklich vortheilhaft. Ein täglich wiederkehrendes Fieber, das mehrere Stunden vor der Abendzeit schon eintrat, entzog ihn den ange-

nehmen Spaziergängen dieses Ortes. Sehr frühe war er genöthigt, die Gesellschaft zu verlassen und in seine Wohnung zurückzukehren, um die Ruhe zu genießen, die diesem fieberhaften, beschwerlichen Zustand einige Linderung verschaffte. Unser Freund konnte sich der ungestörten Muße, die dieser ländliche Aufenthalt für seine literarischen Arbeiten darbot, nicht nach Wunsch erfreun, wie er sich, gegen den Rath der Aerzte, die ihm alle Anstrengungen untersagt hatten, in's Geheim vorgesetzt hatte. Auf die fieberhaften schlaflosen Nächte folgte gewöhnlich ein später, langer Schlaf, der jedoch wenig Erquickung gewährte; er raubte ihm die freundlichen Morgenstunden, und der Vormittag wurde durch den Gebrauch von Bädern verkürzt. Fernow's immer heiterer Geist, und ein leidenschaftliches Bedürfniß, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, die seinen Lieblingsstudien angehörten, zu beschäftigen, gaben ihm jedoch die Kraft, die wenigen freien Stunden zu benutzen, und mit der Ausgabe der italienischen Dichter, die von ihm schon früher vorbereitet war, einen thätigen Anfang zu machen.

Diese Beschäftigung war ein öfterer Gegen-

ſtand der Unterhaltung bei der Mittagstafel, welcher Fernow ununterbrochen beiwohnen konnte, weil er ſich in dieſer Zeit des Tages leidlich wohl befand.

Die Herzogin liebte die italieniſche Sprache vorzüglich; ſie wünſchte den Orlando des Arioſt von Fernow ſich vorleſen zu laſſen, wenn ſeine Geſundheit es ihm erlaube. Er war zu geneigt, dem Wunſche der Fürſtin zu gehorchen, und der Antrag machte ihm ſelbſt zu viel Vergnügen, um dieſe beſorgliche Rückſicht als ein Hinderniß anzuſehen. Die Vorleſungen konnten blos in den Nachmittagsſtunden ſtatt finden, wo er von den gewohnten Anfällen ganz verſchont war. Man wählte einen Saal im parkartigen Garten dazu aus. Außer den Perſonen, die das Gefolge der Herzogin ausmachten, befand ſich in dem Kreiſe der Zuhörer der verehrte Wieland. Welchen unter allen Dichtern hätte ſich unſer Freund entſchiedner zum Zuhörer wünſchen können, als ihn?

An jedem Tage wurde gewöhnlich ein Geſang dieſer arioſtiſchen Dichtung vorgeleſen; eine anhaltendere Lectüre erlaubte Fernow's Geſundheit nicht.

Späterhin gab der Aufenthalt unsers Freundes in Tieffurth für seine Genesung die besten Hoffnungen; er hatte viele fieberfreie Tage; er fühlte sich gestärkter, und selten nur verließ er den gesellschaftlichen Kreis in den Abendstunden, wo er gern verweilen mochte.

Sein neunjähriger Aufenthalt in Italien hatte ihm dieses Land der Künste so werth gemacht, daß es ihm ein großer Genuß war, von mehreren Personen umgeben zu seyn, denen seine lehrreichen Unterhaltungen darüber, in welchen sich Klarheit, Geist und Gefühl auf eine seltene Weise vereinigten, nicht fremd waren. Die Herzogin Amalia war eine Freundin der Künste; die erhabnen Gegenstände derselben, die ihr durch eine Reise nach Italien bekannt geworden waren, hatten sich ihrer Erinnerung dauernd eingeprägt; diese Unterhaltungen mußten ihr also sehr wohlgefällig seyn.

Eine Wiederkehr nach Italien war unseres Freundes höchster Wunsch, ich möchte sagen, der einzige, den seine Phantasie bilden mochte. Ich erinnere mich noch seiner Worte bei einem kurzen Spaziergange, den er mit mir machte, und der

ihm sehr sauer wurde: „wenn ich," sagte er, „auch nur zu Fuße, und eben so langsam nach Italien reisen könnte, ich entschlösse mich mit Freuden dazu." Er berechnete, um sich mit diesem angenehmen Gedanken eine Zeitlang zu beschäftigen, die Zahl der Tagereisen, die er zu dieser Reise brauchen würde, mit vieler Genauigkeit. Der Wunsch, Italien wieder zu sehen, beschäftigte seine Fürstin nicht minder, wiewohl sie sich selbst nicht verhehlen konnte, wie schwer er auszuführen sey.

Das Ableben der Herzogin im Frühjahr achtzehnhundert und sieben verwaiste das anmuthige Tiefurth, dessen Schöpferin sie war. Wäre sie später in die Ewigkeit übergegangen, als unser Freund, so würde sie gewiß auch seinem Andenken ein Denkmal in diesem stillen Wohnort errichtet haben, wie sie es Mozart, Herder und Schiller daselbst errichtete.

* * *

Nach diesem, in so schönen Umgebungen verlebten Sommer, stellte sich Fernow's Gesundheit

merklich wieder her, ja er konnte anfangen, sich für genesen zu halten; seine Kräfte kehrten wieder, und es war ihm von neuem vergönnt, sich selbst, seinen Freunden und seinen Lieblingsbeschäftigungen zu leben. Auszüge aus verschiednen Briefen in den Jahren achtzehnhundert fünf und sechs von ihm an seine Freunde geschrieben, werden, der Zeitfolge nach geordnet, den Gang seiner Arbeiten und seiner Gedanken in dieser Zeit am genauesten bezeichnen.

Auszüge aus Fernow's Briefen an seine Freunde vom Jahre 1805.

An Herrn Consistorialrath Böttiger.

Weimar, den 10. Februar 1805.

Verehrter Freund, was müssen Sie von mir denken, und was denken Sie von mir? Ich will mich nicht entschuldigen noch rechtfertigen, sondern mich auf Discretion ergeben. Ich bin ein erzfauler Briefsteller, wenn nicht gerade wirkliche Veranlassungen dazu vorhanden sind, jetzt um so mehr, da ich den ganzen Tag die Feder in der

Hand habe. Auch hat kein Mensch, weder in Deutschland, noch in Rom in der ganzen Zeit einen Brief von mir erhalten, freilich zu meinem eigenen größten Schaden; denn ich habe dafür wieder keine erhalten, und doch habe ich nie zum Briefschreiben kommen können; ein antiepistolarischer Dämon hat mich besessen; aber ich will suchen, ihn auszutreiben, und heute am Tage des Herren will ich den Anfang damit machen. Also Vergebung dem reuigen Sünder!

Seit Michaelis bin ich allmählich wieder zur Gesundheit, und mit dieser zur Thätigkeit zurückgekehrt. Den ganzen Sommer hindurch, der nicht der gesundeste war, hat das Fieber mich noch jede Nacht in seinen Armen gehalten, und mir die Kräfte wieder geraubt, welche ich des Tages gesammelt haben mochte. Darum ist mir es auch nicht möglich gewesen, mich anders als leidend zu beschäftigen, und diese Unthätigkeit war mir lästiger, als das Uebel selbst, das sie verursachte. Indessen habe ich in jener Zeit die Idee zu einer Arbeit gefaßt, die mich seither fast ausschließend beschäftigt, auch wohl noch einige Jahre hindurch beschäftigen wird, ehe sie zur

Ausführung gelangt, und von der ich Ihnen das Wesentlichste mittheilen möchte, mit der Bitte, mir darüber Ihr Gutachten zu sagen.

Meine Ausgabe des Arioſt erscheint diese Ostern in fünf Bänden. Eine Anzeige der Griesischen Uebersetzung finden Sie in den neuesten Stücken der Jenaischen Literatur-Zeitung, desgleichen eine ziemlich große Recension eines kleinen, aber reichhaltigen Werks über einige Gegenstände der deutschen Sprache von Seidensticker. Seit einigen Wochen, nachdem ich einigen Perioden meiner größern Arbeit, von der ich Ihnen hernach sagen werde, geendigt habe, bin ich in's Recensiren gekommen, um mir die Sachen, die man mir aufgetragen hat, mit einem Male vom Halse zu schaffen, und dann den zweiten Perioden ungestört zu beginnen.

Die Carstenschen Zeichnungen hat der Herzog gekauft, und sie sind bestimmt, den neuen Zimmern der Bibliothek zum Schmuck zu dienen, wo sie, als an einem öffentlichen Orte von jedem Kunstliebhaber und Künstler gesehen werden können. Es sind etwa dreißig große und kleine. Ich habe sie wohlfeil weggegeben, aber theils, daß

sie ungetrennt an einem sicheren Orte aufbewahrt werden, theils daß ich auf diese Weise noch oft den Anblick derselben haben kann, theils auch meine gegenwärtigen Bedürfnisse haben mich dazu bewogen, sonst hätte ich, wenn ich blos auf baaren Vortheil hätte Rücksicht nehmen wollen, Gelegenheit gehabt, sie vereinzelt und theurer zu verkaufen; aber auf diese Weise wäre mit der Zerstreuung auch Carstens Andenken verloren gegangen, und das wollte ich nicht.

Der Transport meiner Bücher von Rom bis hierher hat mir nicht weniger, als vierhundert siebenzehn Thaler gekostet, die mir nach und nach meine Ausgabe der italienischen Klassiker wieder ersetzen soll. Meine Krankheit kostete mir weit über hundert Thaler. Nun denken Sie sich noch hinzu, was man zur nothdürftigen Einrichtung bedarf, und Sie werden überzeugt seyn, daß ich alle Saiten anspannen muß, um oben aufschwimmen zu können.

Schiller ist fast den ganzen Winter durch unpäßlich gewesen, auch Vater Wieland einige Mal, und wer ist nicht diesen Winter krank gewesen? Mein kleiner Romano war vor einiger Zeit in

Lebensgefahr; meine Frau iſt in dieſem Augenblicke wieder krank. Die Deutſchen ſollten eine neue Auswanderung nach Italien machen, wo man wenigens einen geſunden Winter hat.

Wenn ich nicht unaufhörlich mit dem Geiſte in Italien lebte, und dadurch die häßliche Gegenwart wegtäuſchte, ſo würde ich's auch nicht aushalten.

Weimar, den 10. Februar 1805.

— Jetzt etwas über das große Opus, mit deſſen Ausführung ich umgehe: Mir kam die Idee, es müßte intereſſant ſeyn, die geſammten Nachkommen und Abſtämmlinge der verſtorbenen lateiniſchen Sprache, welche ſich in den Töchterſprachen derſelben, der italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und franzöſiſchen erhalten haben, gleichſam unter einem Geſichtspunkt, etymologiſch unter ihre Stammwörter geordnet, aufzuſtellen; und ich bekam Luſt, mich an dieſer Arbeit zu verſuchen.

Da aber auf dieſe Weiſe aus allen vier Töchterſprachen nur ein anſehnlicher Theil, und kein

einziger vollständig in einem solchen Werke erscheinen würde, so schien es mir nachher besser, die italienische, als die erstgeborne und am reichsten ausgestattete Tochter vollständig alphabetisch nach ihren Nennwörtern geordnet, aufmarschieren zu lassen, und ihren Ableitungen dann die lateinischen Abstämmlinge in jenen andern drei Schwestern beizuordnen; auf diese Weise würde wenigstens eine der Töchtersprachen vollständig gegeben, und da diese zugleich eine große Menge Wörter nordischer Abstammung enthält, welche von den italienischen Etymologen, die keine der nördlichen Sprachen verstanden, fast alle irrig vom Griechischen, Arabischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen und so weiter, sind abgeleitet worden, so hätte ich da ein weites Feld eigner Wortforschung vor mir, worin ich auch bereits viele Materialien gesammelt habe.

Meine erste Beschäftigung zu diesem Zwecke würde nun seyn, die alphabetische Ordnung der italienischen, französischen, spanischen und portugiesischen Wörterbücher zu destruiren, dagegen alle abgeleitete Wörter ihren Stammwörtern unter zu ordnen, und blos diese letztern alphabetisch zu

ordnen. Dieſes habe ich auch bereits mit dem Wörterbuche der italieniſchen Sprache gethan und dabei volle drei Monate unter täglicher, wenigſtens fünfſtündiger Arbeit zugebracht. Ein Gleiches fange ich jetzt mit dem franzöſiſchen Wörterbuche an.

Nun iſt mir aber bei dem weitern Fortrücken in der Arbeit, eine neue Erweiterung meines Planes in den Sinn gekommen, nach welcher die Ausführung alle vier Sprachen in ihrer Vollſtändigkeit umfaſſen würde, wobei denn doch immer die etymologiſche Ordnung nach den Stammwörtern, denen alle ihre Abſtämmlinge nach den Graden der Verwandtſchaft untergeordnet würden, herrſchen ſollte, aber die Stammwörter aller vier Sprachen ſollten nur zuſammen ein Alphabet formiren, und jedes Wort durch it. ſp. p. fr. unterſchieden werden, zu welcher der vier Sprachen es gehöre. Auf dieſe Weiſe hätte man ein vollſtändiges Polyglott der von der lateiniſchen abſtammenden Töchterſprachen.

Da in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache eine Menge Wörter aus dem Arabiſchen abſtammen, ſo würde ich mir für dieſe allenfalls

fremder Beihülfe bedienen müssen; doch hat man auch hierin schon mehrere gute Vorarbeiten, die ich, so viel als möglich, benutzen werde.

Ich hoffe, wenn keine bedeutenden Hindernisse dazwischen kommen, in Jahresfrist mit der Unterordnung der Wörter unter ihre Stammwörter in allen vier Sprachen fertig zu werden. Erst dann kann ich an die Reconstruktion denken, wodurch alle in ein Alphabet vereinigt werden müssen. Um dann aber in diesem Werke jedes abgeleitete Wort aufzufinden; so müßte ein vollständiges alphabetisches Wortverzeichniß aller vier Sprachen, als Index in einem besondern Bande, mit Angabe entweder des Stammworts, oder der Seitenzahl, dazu geliefert werden. Da dieses Werk nun keinen deutsch-italienischen Theil bedarf, auch alle Phrasen und Redensarten wegbleiben, und blos die eigentlichen und figürlichen Bedeutungen der Wörter angegeben werden, und überdies auch durch die etymologische Unterordnung Vieles kürzer gefaßt, oder gar weggelassen werden kann, was in einer solchen Anordnung sich von selbst versteht, und es ferner überhaupt kein Buch für Schulknaben und für Anfänger

wird, so bin ich in der Meinung, daß dies Werk sich etwa in einem Volumen würde liefern lassen, welches dem kleinern Schwanschen Wörterbuche in vier Bänden bei Cotta etwa gleich, wenigstens nicht viel stärker werden würde.

Was halten Sie von dieser Unternehmung? Sind Sie der Meinung, daß ich den letztern erweiterten oder den andern, blos die italienische Sprache vollständig umfassenden, Plan zur Ausführung wähle? Dieser wird weniger Zeit und Arbeit und Papier erfordern; der größere Plan reizt mich mehr wegen seiner Vollständigkeit, obgleich ich wohl einsehe, wie viel größer die Schwierigkeiten der Ausführung sind; indessen mache ich mich auch nicht anheischig, jedes Wortes Ursprung anzugeben, sondern blos den Ursprung derer, wo ich ihn habe auffinden können. Ich wünsche erst über den Plan mit mir selbst völlig einig zu seyn, und dann die Arbeit bis auf einen gewissen Punkt gebracht zu haben, ehe ich davon etwas im Publikum möchte verlauten lassen; wenigstens will ich den Stoff dazu erst vollständig beisammen haben.

Mit den Hülfsmitteln zu dieser Arbeit, zum

Beispiel den besten Wörterbüchern aller vier Sprachen bin ich versehen, auch hat die hiesige Bibliothek einen guten Vorrath an etymologischen Werken; ich hoffe also, daß mir nichts Vorzügliches, was ich als Vorarbeit benutzen könnte, entgehen wird. In ein Paar Jahren glaube ich mit der Arbeit so weit vorzurücken, daß ich dann an den Druck denken kann, und mit dieser Arbeit denke ich denn auch den wackern Cotta, der mich bisher noch nie gemahnt, sondern blos nach dem Druck der Grammatik den Bestand meiner Rechnung bei ihm, zugesandt hat, meine Schuld abzutragen. Ich habe ihm bereits von meinem Project geschrieben und erwarte noch seine Antwort; e tanto basti!

Auszug eines Briefes an einen Freund.

Weimar, den 14. April 1805.

— — — So gehen Tage und Jahreszeiten in der einförmigen Lebens- und Beschäftigungsweise dahin, wenn nicht Hauptveränderungen dieselben unterbrechen, um eine neue Epoche unsers Lebens zu bezeichnen. So sind mir die zehn

Jahre meines römischen Lebens, wie zehn Monate hingeflossen. Jetzt bin ich nach einer etwas langen Störung, die durch meine Rückkehr in's Vaterland veranlaßt wurde, ziemlich wieder in's Gleis gerückt, und hoffe, mich auch allmählich wieder an's nordische Klima zu gewöhnen.

Ungern habe ich in Deinem Briefe gelesen, daß Du, den ich mir sonst immer als den Repräsentanten des Frohsinns dachte, von hypochondrischen Grillen und Launen geplagt bist, deren Du Dich nicht erwehren kannst. Vielleicht, wenn es Dir gelingt, die Quelle dieser Verstimmung Deines Gemüthes zu entdecken, wenn Du erst weißt, ob sie physisch in Deinem Körper, oder in den äußern Umgebungen liege? so gelingt es Dir dann auch, Mittel zu finden, Dir jenen Feind vom Leibe zu halten, oder ihn ganz zu verjagen.

Ich glaube, ein bewährtes Mittel gegen diesen unseligen Hang zur Hypochondrie ist ein liebendes und geliebtes Wesen, das unsre innigste Vertraute und Freundin ist, durch dessen Mithülfe wir uns vervielfältigen und verjüngen. Jeder andre vertraute Umgang mit Weibern, der blos den Sinn

befriedigt, füllt das Bedürfniß des Herzens nicht aus, welches doch eigentlich das dauernde, jenes nur das vorübergehende ist. Ich würde Dir also nicht, wie Hamlet Ophelien rathen: geh in ein Nonnenkloster! sondern lieber: Nimm ein Weib! Dieses Mittel fesselt zwar die ungebundene Willkür und den freien Mann an eine Erdscholle; aber das thut ja auch schon jedes Amt und es erlöset dagegen auch von manchem Uebel des Leibes und der Seele. Daß man ein gutes, wenigstens leidliches Exemplar von dem Meisterstücke der Schöpfung dazu wählen müsse, versteht sich, denn sonst kann sich's auch ergeben, daß man den Teufel mit Beelzebub austreibt, und wie ein italienisches Sprichwort sagt, aus der Pfanne in die Kohlen fällt.

Nächst dem kenne ich noch ein recht probates Mittel für den Hypochonder, das man auch in Gemeinschaft mit dem oben empfohlnen sehr wohl brauchen kann, die Beschäftigung mit den Künsten und den Genuß, den sie geben. Dieses Mittel darf ich Dir nicht empfehlen, denn ich weiß, Du liebst und übst sie, und ich hoffe, daß der

Umgang mit ihnen nicht ohne wohlthätige Wirkung für Dein ganzes Wesen ist.

Auf jeden Fall ermahne ich Dich, den hohen Werth des Schönen für die innere Harmonie der Triebe und für die Heiterkeit des Gemüths, die daraus hervorgeht, recht lebendig anzuerkennen, und zu Deiner Heilung zu benutzen. Nur muß auf der andern Seite nicht geschehen, was bei vielen geschieht. Die Beschäftigung mit dem Schönen und der Kunst, die uns in eine ideelle Welt erhebt, darf uns für die wirkliche nicht versteinern, sondern sie soll Muth geben, die Plackereien und Armseligkeiten derselben froh zu ertragen. Die Künste leisten uns keinen schlimmern Dienst, als wenn ihr Genuß uns verwöhnt, und für die Disharmonien des wirklichen Lebens, die sie auflösen sollen, nur noch empfänglicher macht.

Auch mir würde es eines der wünschenswerthesten Geschenke des Schicksals seyn, wenn ich Dich mehr in der Nähe hätte, und Deinen Umgang oft genießen könnte. Ich wollte mir's zum höchsten Zwecke unsers Umgangs machen, den Popanz, der Dich auf Deiner schönen Insel

plagt und neckt, zu verbannen, und ich hoffe, es sollte mir gelingen durch bloße Antipathie; denn bis jetzt hat, dem Himmel sey Dank, noch keine Stunde lang eine trübe Laune in meinem Kopfe gehauſ't, und noch weiß ich nicht, was Hypochondrie für ein Ding iſt, außer vom Hörenſagen.

Goethe iſt dieſen Winter hindurch einige Mal ſehr gefährlich krank geweſen, ſo daß man für ſein Leben beſorgt war. Und wer wünſcht zu erleben, daß dieſer Angelſtern unſerer Kunſt und des deutſchen Geſchmacks untergehe? Ich bin während dieſes Winters zur Zeit ſeiner Rekonvalescenz oft des Abends bei Goethen geweſen, weil ich wußte, daß ihm in dieſen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Geſellſchaft und Unterhaltung angenehm iſt. Außer mir durften nur wenige Freunde ſo ohne Umſtände zu ihm kommen, Schiller's nicht zu erwähnen, der natürlich mit ſeinem Titanenbruder in der genaueſten Freundſchaft lebt.

Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Goethe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann; dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder denen, die ſie zunächſt umgeben,

oder im Hause des Geheimenraths von Wollzogen, dessen Frau, die Verfasserin der Agnes von Lilien, interessant und geistreich ist. Das ist genug Zerstreuung für mich, der an keine Gesellschaft gewöhnt ist.

Ich finde überall Langeweile, wo mein Geist nicht interessirt wird, oder wo ich mich nicht über Gegenstände, die in den kleinen Kreis meines Studiums fallen, lehrreich mit Jemand unterhalten kann. In dieser Hinsicht ist mir der Umgang des hiesigen Bibliothek-Sekretairs Schmidt interessant, der neben der alten Literatur auch die neue der andern Nationen sehr gut kennt, besonders die italienische.

Dann und wann sehe ich auch wohl Jena, und noch erst kürzlich habe ich daselbst drei sehr angenehme Tage im Hause von Voß verlebt, der jetzt die Uebersetzungen des Theokrit, des Hesiod und der Argonauten, des Orpheus fertig liegen hat, wozu er aber erst den Kommentar ausarbeiten will, ehe sie gedruckt werden. Aus dem Hesiod hat er mir verschiedene treffliche Stellen vorgelesen.

Was hat Vossen's letzte Recension des Wis-

mayerſchen Lehr- und Studienplans für die baierſchen Länder, die ſehr kräftig und ein Wort zu ſeiner Zeit gegen den ſchleichenden Katholicismus iſt, bei euch für Senſation gemacht? Ihr habt jetzt auch in eurer Gegend einen ſolchen Conflikt zwiſchen Aufklärung und Ausklärung.

Es thut mir leid, daß Du die italieniſche Literatur nicht mehr kultivirt haſt. Sie hat doch in dem poetiſchen Theile unter den Neuen, Shakſpeare und Goethen ausgenommen, nicht ihres gleichen; wenigſtens hat keine andere Nation epiſche Dichter, wie Taſſo und Arioſt, und lyriſche, die den Petrarka überträfen. Und dann überdies die herrliche Sprache, die mir immer beſſer gefällt, je länger und mehr ich mit ihr vertraut werde. Sie iſt mir in Vergleichung mit der deutſchen, was die Geliebte gegen die Gattin. Dieſe ſchätzt man aus Gewohnheit und alter Anhänglichkeit, mit jener ergötzt man ſich und weidet ſich an ihren Reizen. Für mich iſt es kein kleiner Erſatz für die Trennung von Italien, daß ich mein kleines Welſchland im Hauſe habe, daß ich in Weimar Mehrere finde, die in Italien gelebt haben, und die eine Liebe für dies ſchöne

Land hegen, von der ein Nordländer sich keinen Begriff machen kann, wenn er nicht eine gewisse Zeit dort gelebt hat, u. s. w.

Auszug aus Briefen an Herrn Hofrath Böttiger.

Weimar, den 8. Juli 1805.

— — — Ich habe mich während der letzten Monate fast ausschließend mit der Carstens'schen Lebensbeschreibung beschäftigt, und ich hoffe, sie soll interessant werden, nicht sowohl des äußern Lebens, als vielmehr des Entwickelungs- und Bildungs-Ganges wegen, den ich darin ausführlich dargelegt, und wobei ich Gelegenheit gefunden habe, viele Betrachtungen über Kunst und Kunststudium beizufügen, die, wie ich hoffe, nicht ganz zwecklos beigebracht seyn sollen. Auch wird es einiges Aufsehen, besonders in Berlin machen, durch des Künstlers Verhältniß mit der Akademie, das zuletzt in einen Zwist mit dem Minister von Heinitz endete, dessen Hergang mit Hinzufügung des Briefwechsels vollständig darin mitgetheilt ist; ich glaubte mich um so eher dazu berechtigt, da

beide Partheien todt ſind, und weil ich die Sache in den Geſichtspunkt geſetzt habe, daß man ſieht, wie beide an ihrer Stelle Recht und nur dadurch Unrecht haben, daß die Verhältniſſe eines Miniſters und eines Künſtlers nicht verträglich waren.

Ich bin dieſen Sommer nicht in Tieffurth, ſondern in Weimar, weil ich in Kurzem meiner Frau Niederkunft erwarte. Für mich iſt's ebenfalls vortheilhafter hier zu ſeyn, weil man in Tieffurth wenig arbeitet, und dieſen Sommer darf ich nicht ſo unthätig ſeyn, als ich es den vorigen ſeyn mußte.

Der Verfaſſer der Notti Romane, den ich perſönlich ſehr wohl kenne, iſt ein gewiſſer Conte Verri. Ich glaube ſehr wohl, daß es ſich der Mühe verlohnte, in Deutſchland einen Nachdruck davon zu veranſtalten, man müßte nur das Werk ſelbſt vorher gehörig bekannt machen, damit es die Aufmerkſamkeit des Publikums erregte, und die Schätzung erhielte, die es wirklich verdient. Die italieniſche Literatur hat wenig ſo ſchön geſchriebene, ſo geiſtreich gedachte und ſo kraftvoll dargeſtellte Werke, und ich halte dafür, daß es nicht möglich ſeyn dürfte eine Ueberſetzung, die

das Original erreichte, davon zu machen. Diese Art von Prose, worin sich der ganze Pomp der italienischen Sprache und ihr harmonisches Vollgetön entfalten kann, scheint dem Genius unserer Sprache, der wieder seine eignen Unnachahmlichkeiten hat, nicht angemessen. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur mit einem Kapitel die Probe machen, und ein Paar unpartheiische Ohren an den Kopf schnallen.

Weimar, den 4. August 1805.

— — — Gall ist zwei Tage lang hier gewesen; den ersten Tag speisete er bei unsrer verehrten Herzogin in Tieffurth, wo eine Gesellschaft von vierzehn Personen, lauter Männer, zu Tische war, unter denen auch ich mich befand. In der That ein interessanter Mann, der Zutrauen einflößt, durch den ruhig heitern und sichern Blick, womit er die Natur schauet. Hier ist mehr als Lavater, gerade das Gegentheil! Enthusiasmus für die Sache, aber ohne Schwärmerei, wie es bei jedem seyn soll, der eine Wahrheit zu erforschen sich vorgenommen hat.

Unsere Herzogin war ganz von Gall eingenommen, sobald sie ihn gesprochen hatte, und ich denke, sie ist's noch. Einen Beweis davon giebt die Wißbegierde, die sie auch nach Jena zu seinen Vorlesungen getrieben hat, und wo sie so lange bleiben wird, als diese dauern. Sie wissen, daß die Herzogin den vortrefflichen Zug in ihrem Charakter hat, der sich wohl nur bei wenigen fürstlichen Personen findet, daß vor allen Dingen der Mensch sie interessiren, und ihr Zutrauen gewinnen muß, dessen Virtuosität sie schätzen soll. Dies scheint auch der Fall mit Gall zu seyn. Er hat ihr persönliches Zutrauen gewonnen, nun traut sie auch auf seine Lehre.

Wenn Gall hier sechzig Subscribenten findet, so will er auch hier lesen, und wahrscheinlich wird auch gegen diese Zeit der Hof von Wilhelmsthal zurückkommen. Unsre Herzogin hat indessen auf jeden Fall für rathsam gehalten, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen. Müßte ich nicht in täglicher Erwartung der Niederkunft meiner Frau hier in Weimar bleiben, so wäre ich auch hinüber gegangen. Jetzt will ich abwarten, daß er zu uns kommt. Goethe und auch Wolf sind, wie

ich höre, von Gall's Vorlesungen gleichfalls sehr erbaut, und über ihr Erwarten befriedigt. Man sieht, welche angenehme Erscheinung jetzt einmal ein tüchtiger Empiriker ist. Wir haben uns so in die Transcendenz verstiegen, daß wir das Wohlthätige und Erquickende der Erfahrung kaum mehr kennen.

Von Herrn Ast ist eine Kunstlehre oder Aesthetik nach Schellingschen Grundsätzen erschienen, die viel Gutes enthält, wenn sie nur von der schrecklichen Schulterminologie gereinigt wäre. Sie hat wenigstens das Verdienst eines systematischen Zusammenhanges, doch wollen mir die ersten Gründe noch nicht einleuchten, und ich werde schwerlich je zu der intellektuellen Anschauung gelangen, aus welcher die Seher der neuesten Philosophie ihre überirdische Weisheit schöpfen. Das was ich Religion nenne, ist mir für alle Poesie, und der Gegenstand dieser Religion für alle Philosophie zu erhaben, und für das, was man gewöhnlich Religion nennt, sind mir Poesie und Kunst wieder zu heilig, als daß sie dem Betruge, oder der Schwärmerei oder dem Aberglauben dienen sollten. Ich sehe also die nothwendige Abhängigkeit der einen von der andern nicht ein, habe auch gegen

den Kunſtpietismus in dem Leben meines Freundes Carſtens etwas geſagt, das den Frömmlingen, oder denen, die es zu ſeyn heucheln, wohl ſchwerlich gefallen wird.

Weimar, den 20. September 1805.

Gall hat hier in Weimar recht ſehr gefallen. Ich für meinen Theil bin der Meinung, daß Gall's Lehre in der Hauptſache, ſowohl was ſeine anatomiſchen Entdeckungen, als auch was die von ſo vielen bezweifelte und angefochtene Organenlehre betrifft, Wahrheit zum Grunde hat. Sie ſtimmt mit dem, was ich ſonſt wohl über die Natur unſers Weſens geahnet und vermuthet habe, und was zwiſchen Materialismus und Idealismus in der Mitte liegt, recht gut überein. Schade nur, daß es dem guten Gall zu ſehr an Ausbildung der philoſophiſchen Denkkraft fehlt, um die Brühe des Raiſonnements, die er doch durchaus über ſeine Erfahrungsklöße gießen muß, etwas ſchmackhafter und tüchtiger zu bereiten. Gewiß iſt ſeine Lehre ein Theil eines großen Ganzen, wozu eben ſo nothwendig die Empirie, als die tranſcendente

Naturphiloſophie gehören; nur wäre zu wünſchen, daß beide neben einander friedlich hergehen, und einander in gebührenden Ehren halten möchten. Leider ſchimpft Gall auf die Philoſophie, ohne ſie zu kennen, und die Naturphiloſophen ſchimpfen auf Gall, und wollen den menſchlichen Schädel nach ihrem dreieinigen Triangel conſtruiren.

Jetzt ſoll ich Ihnen auch etwas von mir ſagen. Meine Frau hat mir vor vier Wochen einen zweiten Sohn geboren. Beide ſind jetzt wohl und geſund. Mit der löblichen Pathenſchaft habe ich Niemand beläſtigt, ſondern dieſe kleine Mühe, wie billig, ſelbſt übernommen. Indeſſen iſt dabei, wie Sie leicht denken können, aller Einſchränkungen ungeachtet, der Säckel ein wenig ſchlaff geworden. Es iſt mir deshalb ſehr angenehm, daß endlich in Herrn Hartknoch ein Geburtshelfer für meinen kleinen Carſtens gefunden worden iſt. Ich bin ſchon zufrieden, daß das opusculum nur zur Welt gefördert wird und zwar in dieſen drangvollen Zeiten, wo wenig zu hoffen und viel zu fürchten iſt.

In Tieffurth iſt Alles recht wohl; ich bin den Sommer über, wegen des ſchlechten Wetters nur

selten unten gewesen; öfter aber gehe ich seit einiger Zeit in den heißen September-Tagen, die wir jetzt genießen, hin. Es ist jetzt in der That eine recht italienische Hitze, und ein so ehrner, rein entwölkter Himmel, wie man ihn nur im sehnsuchtswerthen Ausonien findet. Schade, daß die Gunstbezeugungen so selten, von so kurzer Dauer sind, und blos dienen, die Sehnsucht nach Italien wieder um so lebhafter aufzuregen. Der ist glücklicher, der nie da war; denn er kennt dieses Heimweh nicht, und ist an die nordische Dürftigkeit und prosaische Gemeinheit der Natur gewöhnt. Hätte ich nur die Mittel, so wollte ich gleich wieder meine Lenden gürten, und zurückkehren in die glückliche Wüste, wo sich es, trotz dem Bonstettenschen Jammer, besser lebt, als in jedem nordischen Paradiese, wo man der stiefmütterlichen Natur zum Trotz Vergnügen und Genuß in Treibhäusern und Schieshäusern zu erzielen sucht.

Weimar, den 11. October 1805.

Ihre Güte offenbart sich immer preiswürdiger an mir. Neulich hat mir der Buchhändler Geßner

durch Wieland den Antrag thun lassen, daß er die Sammlung meiner kleinen Aufsätze in Verlag nehmen will, und ich bin deshalb noch heute an ihn zu schreiben im Begriff. Zu Ostern kann der erste Theil erscheinen; ich werde meinen Aufsatz über Canova hineinbringen, der jetzt wahrscheinlich a proposito kommt, da nun das Monument in Wien aufgestellt ist, worüber wahrscheinlich viel geschrieben werden wird. Es verdient auch in gewisser Hinsicht wahrlich viel Lob und wird ihm in Deutschland seinen Ruhm erhöhen; aber die neuern Künstler haben mit ihren Arbeiten meistens das Unglück, daß der Kern nichts taugt, daß die Idee nicht glücklich gefaßt ist, und das dürfte man auch diesem Monument wohl vorwerfen, so viel Lob es sonst in der Ausführung verdient.

Der zu meinen Aufsätzen gewählte Titel Römische Studien, schien mir deshalb vorzüglich vortheilhaft, weil er besser, als ein anderer das Eigenthümliche derselben charakterisirt, und zugleich das Magische, welche das Wort Rom mit sich führt, auf das Buch überträgt. Ein solcher Reflex ist um so vortheilhafter, da er keine Charlatanerie

zeigt, sondern nur dem Kinde seinen rechten Namen giebt.

Fernow's Gesundheit war noch immer wankend. Das Fieber hatte ihn zwar verlassen, aber seine erschöpften Kräfte stellten sich nur sehr langsam wieder her. Ruhig und zufrieden, in stiller Thätigkeit verlebte er indessen auf die von ihm oben beschriebene Weise diesen Winter und den darauf folgenden Frühling und Sommer. Er vollendete in dieser Zeit seine Ausgabe des Petrark und seine römischen Studien, von denen die zwei ersten Bände gedruckt wurden, während er an die Aufsätze, die der dritte später erschienene Theil enthalten sollte, die letzte Hand legte. Im August fand er Gelegenheit in der Gesellschaft eines seiner weimarischen Freunde die längst gewünschte Reise nach Dresden anzutreten. Das Nähere über die Veranlassung dieser Reise enthält folgender Brief an seinen Freund, den Geschichtsmaler Gerhard von Kügelgen.

An Herrn von Kügelgen.

Weimar, den 7. August 1806.

Dein mir im Juni geschriebener Brief hat mir eine herzliche Freude gemacht, um so mehr, da Du mir meldest, daß meine Opera Dir nicht mißfallen haben, und ich aus Deinem ganzen Briefe den regen Eifer sehe, mit welchem Du in Deiner Kunst zum Beßren strebst, ohne Dich von der Ohnmacht und Gleichgültigkeit, womit Du um Dich her die Kunst treiben und behandeln siehst, von Deinen edlen Vorsätzen abwendig machen zu lassen. So muß es seyn. Wer nicht die Kunst um ihrer selbst willen liebt, wer sein Interesse und seinen Geschmack nach dem Geschmack und Interesse des Publikums stimmt, der hat keine reine Liebe zur Kunst und ich denke, der Künstler, dem es wirklich mit seiner Kunst Ernst ist, der einmal weiß, was er will, was er soll und ungefähr von seinen Kräften weiß, was er kann, der wird sich weder von dem verkehrten Treiben der Kunst, noch von dem verworrenen Geschwätze der Kenner und Laien irre machen lassen, sondern muthig und zu seiner eignen Befriedigung seinen Weg fortgehen. Es versteht sich, daß er mit

Ueberzeugung von ſich ſagen könne, er ſey auf dem rechten Wege, und habe das wahre Ziel ſeines Strebens richtig in's Auge gefaßt.

So viel ich aus den mir ſehr intereſſanten Aeußerungen Deines Briefs abnehmen kann, darf ich hoffen, daß Du dieſen wahren Weg wirklich erkennſt und wandelſt, und ich habe die frohe Hoffnung, mich bald mit eignen Augen davon überzeugen zu können, da ich höchſt wahrſcheinlich gegen Ende dieſes Monats nach Dresden kommen werde. Da würde ich denn auch wohl von Deiner freundlichen Einladung, bei Dir zu wohnen, Gebrauch machen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich Dir und Deiner lieben Frau nicht läſtig falle. Mein Vorſatz iſt, drei bis vier Wochen dort zu bleiben.

So groß mein Verlangen, Dresden zu ſehen, immer ſchon war, ſo wäre ich doch vielleicht dies Jahr noch nicht gekommen, ſondern hätte gewartet, bis meine Herzogin noch einmal hinreiſte; aber ich habe mich entſchloſſen, noch dies Jahr hinzugehen, da ich es zu meinen Arbeiten, die ich für den Winter vorhabe, bedarf, einige der dortigen Kunſtwerke, beſonders die Correggio's zu

sehen, von denen ich noch bisher zu wenig kannte, um mir eine vollständige Vorstellung von diesem Künstler zu machen.

Deine über die Kunst geäußerten Gedanken und die Aufmerksamkeit, welche Du meinen Aufsätzen gewidmet hast, sind mir besonders erfreulich gewesen. So wie es mir unendlich lieber ist einen denkenden Künstler zu finden, als zehn denkende Gelehrte, (wie es denn auch zehnmal seltner ist) so giebt es mir auch eine besondere Befriedigung, mich mit denkenden Künstlern über ihre Kunst unterhalten zu können, da man gewiß ist, bei diesem Tausche der Gedanken und Ansichten immer etwas zu lernen und seine eignen Ideen mehr zu entwickeln.

Wenn ich behaupte, daß die griechische Kunst für alle Zeiten und Künstler ewig das erste und vornehmste Muster ihrer Bildung seyn müsse, so verstehe ich darunter nicht die besondere Bildung des Malers für sein Fach, sondern die Bildung für Idealität und Styl, welche allen bildenden Künsten gemein ist. Wenn ich, wie in Carstens's Leben, von der Bildung des Malers im Besondern spreche, so habe ich nicht leicht auch den

Raphael zu erwähnen vergessen, der hier das vornehmste Muster ist, weil er das Wesen und den Geist der Malerei am vollkommensten in seinen Werken ausgedrückt hat, weshalb er auch der Einzige unter allen neuern Malern ist, der den Künstler, welcher sich nach ihm bilden will, nie irre leiten, vielmehr ihn zum Höchsten, das er selbst nur selten erreicht hat, hinanführen kann, in so fern dessen Genie ihn einer solchen Stufe fähig macht.

Für den Bildhauer sind die alten Bildwerke zunächst und einzig Muster; und es läßt sich aus der Natur des Ideals bis zur völligen Evidenz erweisen, daß in der Sculptur kein anderer Styl möglich ist, als der, welchen die Antiken zur höchsten Reinheit und Vollkommenheit ausgebildet haben. Daher auch alle andere Wege in ihr blos Abwege sind und seyn können. Nur versteht sich, sollen auch die Antiken nicht blos nachgeahmt, noch viel weniger sclavisch und geistlos nachgeahmt werden, sondern der Künstler soll sich mit Sinn und Geist und Gefühl so in ihre Vorstellungsart hinein versetzen, so in ihren Styl sich hineinbilden, daß er ihm zur andern Natur

werde, daß er sich seine Erfindungen nicht anders denken könne; denn so lange der Styl noch nicht dem Künstler zur Natur geworden ist, so ist er auch noch nicht mit sich selbst einig, so schwankt er noch zwischen der eignen individuellen Vorstellungsart und dem Objectiven der Kunst; seine Werke sind noch nicht durchaus reine Organisationen seines Geistes, sondern blos künstliche Produkte.

Die Kunst ist freilich an sich Kunst und von der Natur verschieden; aber in dem Künstler ist sie nur eine höhere Natur, die er in sich selbst zweckmäßig entwickeln muß. Nur das Technische läßt sich erlernen; aber was in der Kunst über dem Technischen noch hinaus liegt, und was man dem Namen der Genialität begreift, die lebendige, beseelte Erfindung, der geistige Inhalt, dem die Technik nur den Körper bildet, das läßt sich nur entwickeln und zweckmäßig ausbilden.

Du hast sehr recht, daß der Geist, der in den alten Bildwerken herrscht, in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt seyn muß, denn die Malerei ist der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abstracten Idealbildungen

ben Gedanken, daß er die Zeit der Entscheidung
herbei führen, und Deutschland von Frankreich
unabhängig machen werde, benutzte.

Er hatte sich, wie wir wissen, bereits bei
der Wahl seiner Gemahlin für Deutschland
entschieden, obgleich die Politik seines Vaters
ihn auf Frankreich hinwies. Er hatte sich
auch mit dem Gedanken, sich einen Theil von
der Erbschaft der Mutter zu Nutzen zu machen,
vertraut gemacht, und sich dazu gerüstet. Als
er plötzlich auf den Tod des Vaters sich vor
Metz gedrängt sah, da entschloß Heinrich rasch
und kühn, und ohne sich durch die Bedenken
seiner Räthe irre machen zu lassen, zog er
mit seinem Heere Lothringen, Luxemburg und
Flandern durch, und stand bald vor Metz.
Diese, von einem Herzoge unabhängige, reiche
Republik, die sich schon seit Jahrhunderten
gegen die Angriffe ihrer Bischöfe, Herzoge und
Könige, die sie sich unterwerfen wollten, tapfer
vertheidigt hatte, war auf einen Angriff nicht
vorbereitet. Sie hatte nur 1500 Mann Reiterei
und 6000 Mann zu Fuß, und mußte sich
ergeben. Ohne Widerstand zog Heinrich in
Metz ein, und nahm die Huldigung der Bürger
an. Er ließ sich auch die Schlüssel der Stadt
geben, und nahm sie, indem er sie in seinen
Mantel steckte, mit sich fort. Dann ließ er
Besatzung in Metz, und zog weiter. Toul
ergab sich, und bald war das ganze Land, welches

Genie und Geschmack genug besitzt, um Idealität und Charakter, Ausdruck und Schönheit in dem vollkommnen Gleichgewicht zu vereinigen, als sie auch bei Raphael selbst noch nicht vereiniget sind, der zwar für Charakter, Ausdruck, Handlung, kurz für das Dramatische wenig oder nichts, für Idealität und Schönheit aber mit jenem verbunden, noch manches zu desideriren übrig gelassen hat.

Nach einigen, an der Seite seiner Freunde im Genusse der Dresdner Kunstwerke, froh verlebten Wochen kehrte Fernow in den ersten Tagen des Oktobers wieder zu seinen Hausgöttern zurück. Ernste, furchtbare Scenen erwarteten ihn hier, von denen er indessen jetzt noch nichts ahnete. Ein Sonnenstrahl aus Italien war wieder, ihn neu belebend in seine Seele gefallen; er hatte wieder mit Künstlern gelebt, die ihn verstanden, hatte wieder Meisterwerke gesehen, die frohe Erinnerungen schönerer Tage aufs neue in ihm hervorriefen, und seine Freude am Leben erneuerten. Ein Brief vom fünften October an seinen gelieb-

ten Kügelgen, der ihn hocherfreut in seine Wohnung aufgenommen und beherbergt hatte, spricht es deutlich aus, wie wohl er sich in Dresden befinden. Nach einer sehr launigen Beschreibung der Reise von Dresden nach Weimar fährt er in demselben folgendermaßen fort.

Auszug eines Briefes an Herrn von Kügelgen.

Jetzt muß ich nun im Ernst an meine Aesthetik der bildenden Kunst gehen, wovon zu Ostern der erste Band erscheinen soll. Ich hoffe, mein Aufenthalt in Dresden soll nicht ohne Nutzen für diese Arbeit gewesen seyn. Ich habe dort manches Neue gelernt, manches Alte wieder aufgefrischt. Wenn einst ein günstiges Schicksal es fügte, daß ich in Dresden leben könnte, so würde mir, glaube ich, in Deutschland wenig mehr zu wünschen übrig bleiben, außer etwa noch die Gelegenheit, auch die andern berühmten Kunstsammlungen in München, Cassel, Salzdalen, Wien und so weiter gehörig kennen zu lernen. Denn wenn ich einmal mit den allgemeinen Grund-

sätzen der Kunst in allen ihren Theilen auf eine befriedigende Weise im Reinen bin, so möchte ich auch gerne das einzelne Vortreffliche, was in unserm Vaterlande zerstreut ist, so viel als möglich kennen lernen. Vielleicht fügt es sich, daß ich dazu gelange. Was ich davon durch eigne Kräfte erlangen kann, will ich nach und nach zu erreichen suchen. Cassel liegt mir noch am nächsten, in zwei Tagen kann man von hier dahin kommen. Ich möchte wohl meine nächste Excursion dahin machen, doch wird vor der Hand nicht daran zu denken seyn, wenn sich nicht die Umstände ändern.

In diesen Tagen las ich eine Anzeige von Carstens's Leben in den Göttinger gelehrten Anzeigen, die ziemlich ausführlich ist; aber weniger in der Beurtheilung des Buchs, als in der Darlegung der eignen Vorstellungsart des Recensenten, in welchem ich, verschiednen Merkmalen nach, den Herrn v. R. oder wenigstens einen in seinem Geiste Denkenden vermuthe. Er erinnert nämlich, daß in allen neuern Schriften über Kunst zweierlei vermißt werde, was doch für die Malerei von höchster Wichtigkeit sey.

Schiff, 10 Matrosen, 10 Soldaten und die Mannschaft, zum Transportiren nach den Inseln, 10 Mann, zusammen 40 Mann.

Die Kosten für diese Expedition betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 40 Tage 60 Thlr.

Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Die Kosten für die Expedition nach Ruk betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 10 Tage 15 Thlr. Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Die Kosten für die Expedition nach Mortlock betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 10 Tage 15 Thlr. Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Die Kosten für die Expedition nach Hogoleu betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 10 Tage 15 Thlr. Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Die Kosten für die Expedition nach Kusaie betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 10 Tage 15 Thlr. Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Die Kosten für die Expedition nach Ponape betragen per Tag 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., für 10 Tage 15 Thlr. Die Kosten für die Rückkehr nach Ponape betragen 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

sichten kennen zu lernen, ist mir lieb, weil es Gelegenheit gibt, die Gegenstände derselben schärfer und bestimmter zu erklären und solchen falschen Vorstellungsarten entgegen zu arbeiten. Wenn jeder Künstler nach seinem eignen Ideal arbeiten soll, so gibt es überhaupt kein wahres festes Ideal in der Kunst, sondern alles ist blos zufällige Manier, und die Niederländer sind eigentlich die wahren Muster der Geschmacksbildung, denn sie haben die Natur ganz so gemalt, wie sie dieselbe um sich her erblickten.

Ich denke Sculptur und Malerei haben ursprünglich nur ein Ideal, und können nur eins haben, wenn sie es auch durch verschiedene Mittel und auf verschiedene Weise darstellen. Die Aufgabe für den Maler ist: immer seine Idealgestalten dem Charakter des Gegenstandes gemäß zu bilden, und dieselben immer mit der Individualität ihres Charakters so lebendig zu durchdringen, daß sie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Wesen zu seyn scheinen.

Charakter, Physiognomie, Individualität, oder wie man es sonst nennen will, denn diese Ausdrücke bezeichnen dasselbe, sind unstreitig die Ba-

sis aller Wahrheit und alles Interesses für das Gefühl; aber sie sollen an einer Idealgestalt ausgedrückt seyn, welche den Grad von Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenstand gemäß ist, den der Künstler behandelt. Leere Idealformen und Bildungen, ohne Physiognomie und Charakter sind eben so wenig genügend, als charakteristische Gestalten ohne Adel und Schönheit; ja ich bin überzeugt, es giebt ein idealisches Prinzip, wodurch auch die Gegenstände veredelt und idealisirt erscheinen, bei aller sonstigen Wahrheit ihres Charakters und Ausdrucks. Doch dies alles sind Dinge, über die wir beide längst einig sind; ich wünschte, daß diese Uebereinstimmung in den ersten Grundsätzen der Kunst etwas allgemeiner wäre.

Der unglückliche vierzehnte Oktober des Jahres achtzehnhundert und sechs brach wenige Tage nach Fernow's Zurückkunft von dieser ihm so angenehmen und für seine Gesundheit höchst wohlthätigen Reise mit zerstörender Gewalt herein. Alles, was eine ganz offne, wehrlose Stadt, von Kampf und Sieg erhitzten, an Plünderung und blutige Gräuel gewöhnten Kriegern preisgegeben,

leiden kann, litt Weimar während dreier schrecken-voller Tage. Eine Reihe der dem Schlosse gerade gegenüberliegenden Häuser loderte beim Einzuge der Feinde still und hell zum Himmel auf, an Löschung der Feuersbrunst konnte und durfte Niemand denken, die ganze Stadt schien in dieser grausenvollen Stunde dem Untergange geweiht. Doch ein schützender Engel schwebte über der Flamme, kein Lüftchen, das sie weiter hätte verbreiten können, regte sich, sie brannte wie ein Licht, ungestört die ganze Nacht hindurch, und sank, als die Häuser, die sie zuerst ergriffen, ganz ausgebrannt waren, in sich selbst zusammen.

Kaum zwanzig Häuser in der ganzen Stadt, unter welchen durch einen glücklichen Zufall auch das, welches ich bewohnte, sich befand, blieben von den raubsüchtigen Feinden verschont, die im frechen Uebermuth alles zerstörten, was sie nicht mit sich fortschleppen konnten. Das Krachen der mit Kolbenstößen eingebrochenen Thüren, das Klirren zerschmetterter Fenster, das Jammergeschrei gemißhandelter Bürger, hülfloser Frauen und Kinder, tönte schauerlich durch die Nacht, die Sonne ging auf, aber alle diese Gräuel währten

Ein, Ein Brief und eine Silbe verändern die Lehre, die Lehre, die Lehre,

der Seinigen und die Sicherheit seiner Bibliothek erkauft zu haben. Immer wird der Furchtlose von den Schwächern als eine Art von Schutzgott angesehen. Zu ihm fliehen sie gern bei drohender Gefahr, wenn sie gleich wissen, daß seine Kraft sie nicht thätig beschützen könne, so gewährt doch schon der Anblick seines ruhigen Betragens Muth und Trost. Auch um Fernow versammelte sich daher ein großer Theil der Mitbewohner des Hauses, in welchem er lebte; einige davon blieben sogar in seinem Zimmer, bis die Ruhe wiederkehrte; Fernow tröstete und beruhigte Alle, so gut er konnte.

Drei unruhige Nächte hindurch, während welchen, unerachtet Napoleons Ankunft im Schlosse, das Plündern der unglücklichen Stadt in den abgelegenen Quartieren derselben ungehindert fortwährte, bewachte Fernow seine Frau und Kinder, und die zu ihm geflüchteten Nachbarn. Diese Vorsicht war höchst nöthig, denn die Hausthüre war eingeschlagen worden, und auch die seines Zimmers hatte weder Schloß noch Riegel mehr. Mit Recht heißt es, daß die Extreme sich berühren, denn in diesen Schreckenstagen lebte man

a) einige Bücher in Bezug auf die Größe des Papieres in Lateinisch- und Schwabacher Schrift.

Das Schwabacher Buch, welches 1472 in Augsburg gedruckt wurde, ist in Folio. Es ist 11 Zoll hoch und 8 Zoll breit. Es hat 2 Spalten und 36 Zeilen. Das Buch ist ohne Seitenzahlen und Custoden. Es ist ohne Titel und Jahrzahl. Es ist ohne Signaturen. Es ist ohne Kolumnentitel. Es ist ohne Register. Es ist ohne Vorrede. Es ist ohne Nachrede. Es ist ohne Inhaltsangabe. Es ist ohne Kapitelüberschriften. Es ist ohne Absätze. Es ist ohne Interpunktion. Es ist ohne Abkürzungen. Es ist ohne Ligaturen. Es ist ohne Initialen. Es ist ohne Rubrizierung. Es ist ohne Illustrationen. Es ist ohne Einbandleder. Es ist ohne Einbandstempel. Es ist ohne Einbandschließen. Es ist ohne Einbandbeschläge. Es ist ohne Einbandbezug. Es ist ohne Einbandrücken. Es ist ohne Einbandvorsatz. Es ist ohne Einbandnachsatz. Es ist ohne Einbandfalz. Es ist ohne Einbandkapitale. Es ist ohne Einbandbünde. Es ist ohne Einbandgelenke. Es ist ohne Einbandkanten. Es ist ohne Einbandecken. Es ist ohne Einbandschnitt. Es ist ohne Einbandmarmorierung. Es ist ohne Einbandgoldschnitt. Es ist ohne Einbandbuntschnitt. Es ist ohne Einbandfarbschnitt. Es ist ohne Einbandgaufrierung. Es ist ohne Einbandprägung. Es ist ohne Einbandvergoldung. Es ist ohne Einbandlackierung. Es ist ohne Einbandbemalung. Es ist ohne Einbandbestoßung. Es ist ohne Einbandabnutzung. Es ist ohne Einbandverschmutzung. Es ist ohne Einbandbeschädigung. Es ist ohne Einbandreparatur. Es ist ohne Einbandrestaurierung. Es ist ohne Einbandkonservierung. Es ist ohne Einbandmuseum. Es ist ohne Einbandausstellung. Es ist ohne Einbandkatalog. Es ist ohne Einbandliteratur. Es ist ohne Einbandforschung. Es ist ohne Einbandgeschichte. Es ist ohne Einbandtheorie. Es ist ohne Einbandpraxis. Es ist ohne Einbandlehre. Es ist ohne Einbandkunde. Es ist ohne Einbandwissenschaft. Es ist ohne Einbandkunst. Es ist ohne Einbandhandwerk. Es ist ohne Einbandgewerbe. Es ist ohne Einbandindustrie. Es ist ohne Einbandhandel. Es ist ohne Einbandmarkt. Es ist ohne Einbandpreis. Es ist ohne Einbandwert. Es ist ohne Einbandbesitzer. Es ist ohne Einbandsammler. Es ist ohne Einbandliebhaber. Es ist ohne Einbandfreund. Es ist ohne Einbandfeind. Es ist ohne Einbandgegner. Es ist ohne Einbandbefürworter. Es ist ohne Einbandkritiker. Es ist ohne Einbandlob. Es ist ohne Einbandtadel. Es ist ohne Einbandmeinung. Es ist ohne Einbandurteil. Es ist ohne Einbandvorurteil. Es ist ohne Einbandmeinungsverschiedenheit. Es ist ohne Einbandstreit. Es ist ohne Einbandkrieg. Es ist ohne Einbandfrieden. Es ist ohne Einbandversöhnung. Es ist ohne Einbandende.

nung einer herannahenden Hungersnoth aufs neue in Furcht und Schrecken versetzt wurden.

In diesen Tagen widerfuhr Fernow ein kleines Glück, das ihn mehr erfreute, als vielleicht ein großes es zu einer andern Zeit gekonnt hätte; sinnend ging er durch die Straßen, und dachte darüber nach, wie er seinen beiden kleinen, daheim hungernden Kindern eine ihrem zarten Alter angemessene Nahrung verschaffen könne, als sein Fuß an ein schönes großes französisches Waizenbrod anstieß, von der Art, welche die Franzosen pain de menage nennen, das ganz herrenlos mitten auf der Straße dalag. Mit welchem Entzücken Fernow den Fund aufnahm und gleich nach Hause trug, ist leicht zu erachten. Späterhin erinnerte er sich dessen noch immer mit großer Freude, und wenn Andre mit Klagen und Erzählungen dessen, was sie während der Plünderung erlitten, sich in die Länge und in die Breite ergossen, pflegte er mit dem ihm eignen etwas sarkastischen Lächeln, nur dieses einzigen glücklichen Moments zu erwähnen.

So oft Fernow in diesen Tagen die Seinen auf eine Stunde genugsam sicher wußte, um sich

von ihnen entfernen zu können, eilte er hinaus ins Freie, unter die wunderbar durcheinander sich bewegende Menge. Der Anblick der merkwürdigsten Menschen jener Zeit, die nach und nach in Weimar an uns vorüberzogen, interessirte ihn auf das lebhafteste; und seiner stets regen Beobachtungskraft entging nichts Bedeutendes unbemerkt und unbenutzt. Mit gewohnter ruhiger Klarheit blickte er um sich her, in das ihn umwogende schnelle rasche Treiben einer Zeit, in der alles außer den gewohnten Bahnen kreisete, und fand Belehrung und Genuß, wo ängstliche Gemüther mit bebendem Zagen nur Furcht und Schrecken erblickten.

Die bösen Tage zogen vorüber, die Feinde entfernten sich, die von ihnen aus ihren Häusern vertriebenen Einwohner kehrten wieder in dieselben zurück, Ruhe, Ordnung und öffentliche Sicherheit waren wieder hergestellt, aber der Eindruck, welchen der vorübereilende Sturm in den Gemüthern zurückgelassen, konnte nicht sogleich wieder verklingen.

Ein geselliges Verhältniß eigner Art, welches freilich nicht dauernd bestehen konnte, trat unter den Einwohnern von Weimar damals ein, das für den Augenblick höchst wohlthätig auf die Gemüther wirkte. Die Gewalt, die Noth, die alle ohne Unterschied des Standes und des Vermögens ergriffen, hatte auch zugleich gleichsam durch einen gewaltigen Ruck sie einander näher gebracht. Die Trennung der Stände, die in einer kleinen Residenzstadt weit fühlbarer wird, als anderswo, schien aufgehoben, man hatte wechselseitig in den bösen Tagen mit Rath, Hülfe und Trost einander beigestanden, manche Unbill gemeinschaftlich ertragen, und fühlte deshalb bestimmter als gewöhnlich, daß sie eigentlich alle Mitglieder einer und derselben großen Familie wären.

Man fuhr fort bei einander wechselseitig Rath, Trost, endlich auch Aufheiterung zu suchen und zu gewähren, und selbst die Fremden, die sich eben in Weimar befanden, hörten schneller als gewöhnlich auf, als solche betrachtet und behandelt zu werden, denn das allgemeine herbe Schicksal, das auch sie mit den Einwohnern von Wei-

und gleich darin, auf dem 1. und letzten Blatte, Schrift, die mir sehr bekannt vorkam. Ich begann zu lesen, und es war, als ob mir Jemand mit einem Hammer auf den Kopf schlüge. Es war die Schrift meines Vaters, und meine Mutter, die Frau, die ich für meine Mutter gehalten hatte, war nicht meine Mutter, sondern meine Stiefmutter, und ich war nicht ihr Sohn, sondern ihr Stiefsohn. Mein Vater, der mir meine Mutter, die ich nie gekannt hatte, so früh entrissen hatte, hatte mir auch meine Mutter genommen, und ich war ihr Stiefsohn.

Meine Mutter, meine wahre, meine geliebte Mutter, die ich nie gekannt hatte, die ich nie gesehen hatte, die ich nie gesehen hatte, die ich nie gesehen

Auch Fernow war unter denen, deren Bekanntschaft mein nach dem Ungewitter wieder aufgegangener Glücksstern mir zuführte. Durch ihn ging endlich mein lang gehegter Wunsch italienisch zu lernen, in Erfüllung. Zum dritten Mal trat nun, nur anders modifizirt, in Fernow's Leben das schöne Verhältniß ein, das früher ihn mit Carstens, später mit Nauwerk verband, das Verhältniß des Lehrers zum lernenden Freunde, und wurde bald zu einem Freundschaftsbunde, den nur der Tod lösen konnte.

Von nun an suchte und fand Fernow jeden Abend nach vollbrachter Arbeit Erheiterung und Erholung in meinem Hause, wo er gewiß war, wenigstens zweimal die Woche um meinen Theetisch einen Kreis versammelt zu finden, wie ihn, in geistiger Hinsicht, vielleicht Jahrhunderte nicht wieder zusammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele desselben, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einsiedel; was Weimar damals nur an geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten liebenswürdigen Frauen enthielt, schloß, von jenen beiden angezogen, der Gesellschaft sich

an, die überdem durch die vielen merkwürdigen Fremden, welche, um Goethen und Wieland in der Nähe zu sehen, bei mir Zutritt suchten, an Zahl mehr noch an Bedeutung und Interesse unendlich gewann.

Dieses heitre, an jedem geistigen Genuß unendlich reiche gesellige Leben, welches Fernow lange entbehrt hatte, übte den günstigsten Einfluß auf seine Gesundheit, die allmählich sich ganz wieder zu befestigen schien; auch die ihm natürliche Heiterkeit war ganz wieder ihm eigen, und machte ihn zu einem der gesuchtesten und angenehmsten Mitglieder des ausgezeichneten Kreises, dem er angehörte.

Jeden Abend stellte er sich regelmäßig um die Theestunde bei mir ein, gewöhnlich fand er Gesellschaft; blieben wir allein, so las er aus den italienischen Klassikern mir vor, führte immer tiefer in das Gebiet der Poesie, der Kunst und alles Schönen und Hohen mich ein, oder sprach mit mir von Italien, denn nur dort weilten seine Erinnerungen wie seine Wünsche.

So verging dieser Winter. Fernow's Freunde freuten sich mit mir seines wiederaufblühenden

Schluß: Wenn man es von der besten Seite nimmt, war das Ganze doch ein Scherz.

Gedichte aus Briefen an Gustav Adolf Lange.

Gedicht vom 13. Februar 1840.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie heute Nacht
Recht angenehm und ruhig haben schlafen,
Und daß Sie nicht, wie ich, die ganze Nacht
Gedacht und sinnlos geschwärmt, und dann
Am Tisch, so in dem Lehnstuhl eingeschlafen,
Und dann, wie ich, erwachet sind mit Grauen,
Und dann, wie ich, nicht wissen, wo es sei,
Und dann, wie ich, nicht wissen, wie es sei,
Und dann, wie ich, nicht wissen, wie es sei,
Und dann, wie ich, nicht wissen, wie

Goethe iſt ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, ſowohl über die techniſche Vollendung, welche den viel geübten Künſtler zeigt, als auch über das Charakteriſtiſche, was in jedem Bilde ſo glücklich aufgefaßt und als Einheit durch's Ganze gehend ausgedrückt iſt. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, ſo wie die Beſtimmtheit der Formen, die Du beſonders in meinem Kopfe beobachtet haſt. Einige haben die Stellung und Wendung des Kopfes, die Du mir gegeben, etwas zu lebhaft, oder vielmehr zu momentan finden wollen, weil man mich gewöhnlich in einer ruhigen Stellung ſieht, Andern hat wiederum dieſer lebendige Ausdruck in meinem Geſichte, der es geiſtreicher macht, beſonders gefallen, wie das denn ſo bei den Liebhabern geht; Alle aber ſtimmen darin überein, daß mein Kopf als Kunſtwerk unter den den übrigen der vorzüglichſte iſt.

Wir haben ſchon manche vergnügte Stunde mit den Bildern gehabt und allerlei Experimente damit angeſtellt; wir haben in ihnen die Repräſentanten der vier Temperamente, der vier Jahreszeiten, der philoſophiſchen Sekten und dergleи-

chen gefunden. Da ist denn Seume der Melancholiker, der Winter, der Stoiker; ich der Choleriкus, der Herbst, der Aristoteliker; Müller der Phlegmatiker, der Sommer, der Platoniker; Oehlenschläger der Sanguiniker, der Frühling, der Epikuräer.

Bei Goethe hast Du mit Deiner Kunst einen großen Stein im Brete gewonnen. Er sucht und schätzt nur das Solide und läßt sich nicht von leerem Scheine blenden. Er meint, daß man jetziger Zeit wohl keinen Porträtmaler finden möchte, der im Stande wäre, bessere Porträts wie diese, zu liefern, und wünscht auch einmal etwas von Deinen größern Arbeiten und Erfindungen zu sehen.

Ich hoffe noch immer, daß Du uns bald besuchst, und dann hübsch Deine Arbeiten mitbringst. Du wirst hier eine Menge von Liebhabern finden, deren Freude daran Dir einige Vergeltung seyn wird; denn der Genuß gebildeter Geister ist ja immer die angenehmste Belohnung für den Künstler, der für etwas besseres, als für Geld arbeitet. Ich freue mich auf Deinen Saul; Du wirst darin Dein Gefühl und Deine

Auch an den Weg Jesu Christi, auf seinen Weg sollen wir uns halten, wenn wir ihm nachfolgen. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt er selbst. Wenn wir nun diesen Weg gehen, so sind wir Kinder Gottes, denen alle Dinge zum Besten dienen müssen.

Als unser Heiland Jesus Christus auf Erden wandelte, da sammelte er Jünger um sich, die ihm nachfolgten. Er sprach zu ihnen: Folget mir, und sie gingen Tag für Tag mit ihm. Manchmal kam es vor, daß sie müde wurden, und dann setzten sie sich an den Wegrand und ruhten aus. Aber sie hatten ihr Ziel vor Augen, und darum standen sie bald wieder auf und gingen weiter. Manchmal kam es vor, daß sie sich verirrten, und dann mußten sie sich wieder zurechtfinden. Oft ist es ihnen auch so ergangen, daß sie sich verirrten, und daß sie sich wieder zurechtfinden mußten. Aber sie hatten ihr Ziel vor Augen, und darum kamen sie doch an. Und wir, die wir Jesu Christi Nachfolger sein wollen, wir haben dasselbe Ziel vor Augen, wie jene Jünger. Wir wollen auch zu Jesu Christi Füßen sitzen und seine Worte hören. Wir wollen auch mit ihm gehen, wenn er uns ruft. Wir wollen auch mit ihm leiden, wenn es sein Wille ist. Wir wollen auch mit ihm sterben, wenn er uns ruft. Wir wollen auch mit ihm auferstehen und ewig leben. Wir wollen auch mit ihm herrschen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm triumphieren über alle unsere Feinde. Wir wollen auch mit ihm ewig selig sein. Wir wollen auch mit ihm Gott loben und preisen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott danken in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott anbeten in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott ehren in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott verherrlichen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott rühmen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott lieben in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott dienen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott gehorchen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott vertrauen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott hoffen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott glauben in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott lieben in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott dienen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott gehorchen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott vertrauen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott hoffen in Ewigkeit. Wir wollen auch mit ihm Gott glauben in Ewigkeit.

Weimar, den 1. März 1807.

Auf die Dresdner Berichte von der nächsten Ausstellung bin ich nun um so neugieriger, da ich bereits so glücklich bin, verschiedene Kapitalstücke derselben zu kennen, welches, unter den historischen Compositionen, wahrscheinlich Hartmann's und Roesler's Marien seyn werden.

Ich schrieb Dir neulich, was man an meinem Bilde auszusetzen gefunden habe, allein dies Urtheil, nach welchem Du mir zu viel Bewegung gegeben, war nur das einiger Menschen, die mich vielleicht nicht anders, als in einer gewöhnlichen und gleichgültigen Stimmung aufgefaßt haben. Halte Dich an Goethens Urtheil, welcher, sehr zufrieden damit, zu Einem jener Wenigen, der in der Gesellschaft, wo auch ich mich befand, diese Einwendung machte, sagte: „Ist denn Fernow nicht lebhaft? Lassen Sie sich nur mit ihm ein, und Sie werden ihn finden, wie ihn sich Kügelgen gedacht hat. Wenn man vier solche Bilder von einem Maler sieht, so kann man überzeugt seyn, er hat über jeden Charakter reflectirt, er hat ihn nach seiner Ansicht genommen, und damit muß man zufrieden seyn, und ihm

die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun sollte. Wenn Kügelgen Fernow's Porträt noch vier Mal malte, so würde er ihn vielleicht vier Mal anders nehmen, und alle vier Variationen könnten vortrefflich seyn."

So denk' ich auch, und es hat mich gefreut, daß Goethe Deine Intention und Dein Streben so richtig aus dem Gemälde herausempfunden hat. Darin ist er aber auch ganz besonders glücklich organisirt, daß jeder anklingende Ton von außen in seinem Gefühle richtiger wiederklingt, und so wie er dergleichen Anklang in sich wahrnimmt, so ist er darauf, wie auf eine Naturerscheinung, aufmerksam. Dann sucht er sich den Eindruck zur Klarheit zu bringen, und ihm wo möglich, Namen und Ausdruck, wenigstens in einem Gleichnisse zu geben. Er wäre ja auch der einzige Dichter nicht, der er ist, wenn er das nicht könnte.

Daher kommt's aber auch, daß so unendlich wenig Menschen Goethen verstehen und kennen; und daß die, welche ihm als Künstler Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn außer dieser Sphäre als Menschen so schief beurtheilen. Nach dem,

was ich nach so vielfältiger Beobachtung von seinem Charakter begreife, und ahne, so halte ich ihn auch für einen der trefflichsten und edelsten Menschen, überhaupt in jeder Hinsicht für eine der vollkommensten und gediegensten Naturen, die ich unter den Menschenkindern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft großer und trefflicher Künstler seyn, und nicht zugleich ein eben so großer und trefflicher Mensch! Nur müssen wir den Begriff Mensch nicht nach dem armseligen Maßstabe eines Philisters, oder eines Pedanten, und was es sonst für verkrüppelte Ebenbilder Gottes gibt, abmessen.

Wenn man mit den vier Porträts die vier Humores personifiziren will, so werde ich freilich wohl mit dem kalten vorlieb nehmen müssen, den Ihr mir zugetheilt habt; indessen will ich doch gegen dieses Prädikat ein wenig protestiren und bemerken, daß ich nicht so gar eiskalt bin, sondern noch eine ziemliche Portion von Brennstoff in petto habe. Nur lasse ich ihn gern ruhen, bis es Zeit ist, nöthigen Gebrauch davon zu machen.

Weimar, den 12. April 1807.

Neulich schrieb ich Dir nur wenige Zeilen, auch heute werden es kaum mehrere werden. Ich bin in einer Stimmung, wo ich mich lieber an Deinen Busen werfen, und mit Dir weinen, als Dir einen Brief schreiben möchte. Die gute, treffliche Herzogin Amalia ist leider nicht mehr! Sie starb vorgestern Nachmittag um vier Uhr. Ihr Tod betrübt mich sehr, und erst jetzt fühle ich in dieser Stimmung, die mich noch nicht wieder verlassen will, wie sehr ich an dieser trefflichen Frau hing, die zwar eine Fürstin war, aber ein wahrhaft menschliches Herz im Busen trug. Sie liebte das Talent, und zog es an sich, wo sie es nur fand; aber nur den rechtlichen Menschen schätzte sie, und ein Virtuose, sey es in welchem Fache der Kunst, gefiel ihr nur dann ganz, wenn sie sich auch persönlich für ihn interessiren, wenn sie glauben konnte, daß er auch ein guter Mensch sey. Ich habe sie nur wenige Jahre ihrer letzten Zeit gekannt; aber ich werde ihr Andenken stets verehren, so wie es jedem, der sie gekannt hat, unvergeßlich seyn muß.

Den 3. Mai 1807.

Gern hätte ich Dir schon früher geantwortet, wenn nicht mancherlei Hindernisse mich davon abgehalten hätten. Unter diesen bringe ich besonders die Unruhe und Unlust zum Schreiben in Anschlag, welche unserer unvergeßlichen Herzogin Tod mir verursacht hat. Jetzt bin ich nun wieder mehr beruhigt und kehre mit Lust und Heiterkeit zu meiner alten gewohnten Ordnung zurück. Was wir in der Wirklichkeit durch ihren Tod verloren haben, bleibt unserm Andenken heilig; und ich freue mich, dieses Muster einer vortrefflichen Fürstin wenigstens am Abende ihres Lebens genauer gekannt zu haben. Hätte ich mein Leben in ihrer Nähe verlebt, und auch ihre schönern Zeiten vor zwanzig oder dreißig Jahren persönlich gekannt, so wüßte ich wohl, was ich thäte, so würde ich den Rest der Muße, welche sie mir hier verschafft hat, dazu anwenden ihr Leben zu schreiben, und alle meine Kräfte würde ich dann anstrengen, daß es ihrer würdig geriethe. Dies ist leider nicht mein Fall, und so muß ich die Arbeit einem Andern überlassen; ich hoffe indessen, es werde sich unter ihren jetzt schon

gestalt beim anblicken ungeschickt vor die augen fällt. Und wenn Sie, lieber, in der Stadt sind, so bitte ich Sie, mir ein paar Bogen Papier mitzubringen, und wenn Sie Ihre Reise wieder nach Wien machen, so bitte ich Sie, mir ein Buch Papier mitzubringen.

Ich habe Ihnen, lieber, noch nicht gedankt, daß Sie mir Ihr Bild geschickt haben, ich habe mich gefreut, daß ich es bekommen habe, und habe es auch gleich in meine Stube gehängt, wo es noch hängt.

Ich habe, lieber, noch nicht die Ehre gehabt, Ihre Frau Gemahlin zu sehen, ich bitte Sie, mir dieselbe zu empfehlen, und wenn Sie, lieber, Ihre Frau Gemahlin, wie ich glaube, in Wien haben, so bitte ich Sie, mir dieselbe zu empfehlen.

geben kann, daß ihm der Beifall des Publikums oder der baare Gewinn nicht das höchste Ziel seines Strebens ist, daß er vielmehr das Richtmaß seiner Kunst in sich selbst trägt, und mit reinem Gewissen zu befolgen strebt, der soll durchaus seinen Weg unbekümmert wandeln, gegründeten Tadel benutzen, ungegründeten verhallen lassen, und übelgemeinte Angriffe verachten. Nie sollte er sich aber so weit vergessen, seine gekränkte Eigenliebe durch unwürdige Aeußerungen leidenschaftlicher Empfindlichkeit zur Schau des lacheslustigen und schadenfrohen Haufens auszustellen. Und sagt sein Gewissen, daß es mit seinem Kunstwesen nicht gar so gründlich bestellt ist, daß es ihm mehr um Ruf und Geld, als um wahre Vortrefflichkeit zu thun ist; mich dünkt; so hat er noch mehr Ursache zu schweigen, damit der gereizte Kritiker nicht seine Schwäche noch mehr aufdecke.

Meine Maxime ist, mich nie öffentlich zu verantworten, ich mag von Rezensenten verdient oder unverdient gelobt oder getadelt worden seyn. Die erste Pflicht eines Künstlers oder Schriftstellers gegen sich selbst, und gegen sein Geschäft ist, daß er die Würde seiner Person und seines

Zwecks behaupte, nicht durch Worte oder Zank und Streit, sondern durch That und Betragen. Diese müssen für ihn sprechen. Wer seine bürgerliche Ehre, seine Rechtschaffenheit in gesellschaftlichen Lebensverhältnissen angreift, den mag er als Verläumder behandeln und injuriarum belangen; wer hingegen nur sein Talent und den darauf gegründeten Ruhm antastet, den soll er durch die Güte seiner Produkte zu Schanden machen. Das ist die würdigste, und am Ende auch die gründlichste und sicherste Art, sich zu vertheidigen.

Was die Recension von Leis betrifft, so finde ich eben nicht, daß er Unrecht hätte in dem, was er gesagt hat, indeß läugne ich auch nicht, daß nicht manches milder, und in einer schonendern Wendung hätte ausgedrückt werden können. Ein Recensent soll streng gegen die Sache, aber billig und schonend gegen die Person seyn, um so mehr, wenn der Künstler noch kein alter verstockter Sünder, sondern ein junges emporstrebendes Talent ist. Was er über Grassi urtheilt, ist wahrlich nicht zu strenge. Eigentlich sollte man über Grassi nur einmal, aber, so richtig und treffend als möglich, urthei-

len, so könnte man nachher der Mühe für immer überhoben seyn.

Grassi's Werke sind eine Art von künstlichem Fabrikat, wozu er das Rezept besitzt, und die ihm kein anderer nachmachen kann; aber sie sind sich alle gleich, wie die Produkte einer Fabrik. So lange diese dem Publikum gefallen, wird auch kein Recensent ihm viel anhaben können; wenn aber einmal ein Publikum mit einem andern Sinne kommt, oder ein neuer Modefabrikant tritt mit einem neuen Muster auf, da wird freilich seine Fabrik eben so gut in Verfall gerathen, wie schon so manche andere Künstlerfabrik vor ihm. Da er seinen Produkten nicht den unverwüstlichen Stempel wahren, der Natur entsprossenen Lebens aufdrücken kann, so werden sie auch keines längern Lebens, als dessen, was die Gunst des Augenblicks ihnen gibt, genießen.

Den 11. Juni 1807.

Seit ich Dir zuletzt schrieb, bin ich in Gotha gewesen, wo mir vier oder fünf Tage sehr angenehm und bei dem herrlichsten Wetter verflossen

Art. 26 bis 31 Weiz-Gaiz-Alte Bandes in Verbindung mit Art. 1 bis 3 des Zusatzgesetzes vom 28. Februar 1877 und Art. 1 bis 3 des Gesetzes vom 28. Februar 1877 wird wie folgt abgeändert:

Der Bezirk der Gemeinde ist selbständiger Wahlbezirk. Die Wahlliste wird unter der Leitung des Bürgermeisters oder seines Stellvertreters durch zwei Beisitzer, welche der Gemeinderath aus seiner Mitte ernennt, berichtigt.

Wahlrecht hat Jeder, der nach dem Gesetze vom 28. Februar 1877 Art. 1 Abs. 1 und 2 zum Reichstage wählen darf, sofern er in der Gemeinde seinen Wohnsitz hat.

Wählbar ist Jeder, der nach dem Gesetze vom 28. Februar 1877 Art. 2 Abs. 1 zum Reichstage wählbar ist, sofern er in der Gemeinde seinen Wohnsitz hat.

Die Wahl geschieht durch Stimmzettel, welche der Wähler selbst oder durch einen Beauftragten in die Wahlurne legt.

Die Wahl ist gültig, wenn mehr als die Hälfte der Stimmen auf einen Wahlberechtigten vereinigt ist.

Wird diese Mehrheit nicht erreicht, so findet eine engere Wahl zwischen den beiden Wahlberechtigten statt, welche die meisten Stimmen erhalten haben.

Charakter und eine lobenswerthe Einfachheit. Grassi's Bilder dagegen sind nebelhafte Dunstgestalten ohne Wahrheit und Bestand, und die Kunstschwätzer nennen's idealisch und ästhetisch. Wenn man bei Grassi's Bildern an ein Porträt von Raphael, oder Titian oder Holbein auch nur denkt, so ist das, dünkt mich, hinreichend, allen seinen Zauber zu zernichten, und sich zu überzeugen, daß seine Art gerade das Gegentheil vom Rechten und Gründlichen ist.

Doch zu was Ende sag' ich Dir alles dies, was Du längst lebendiger gefühlt hast, als ich Dir es sagen könnte. Du bist jetzt wahrscheinlich im Genusse Deines Raphaels, den Du kopirst, versunken. Daß ein Künstler einmal ein großes treffliches Meisterwerk kopirt, halte ich für sehr nützlich; er stärkt sich dadurch in seinem Streben und lernt wohl auch manches im Praktischen, was er durch's bloße Betrachten nicht lernen wird. Auch große Dichter hören nicht auf, ihren Homer und Shakspeare zu studieren, und Künstler wie Raphael, Titian, Claude, Ruisdael und einige Andere sind ein Spiegel höherer Natur, aus der die wirkliche verherrlicht und vervollkommt zurückstrahlt.

Dein dortiger D...., von dem Du sprichst, wird hoffentlich etwas Originelles zu Markt bringen, wenn er einmal die Welt mit seinen Kunstansichten erfreuen wird. Wir wollen's indessen ruhig erwarten, und uns mit dem behelfen, was wir der aufmerksamen Betrachtung des Besten abgewonnen haben. Seines gleichen wollen ohne Formen und Bestimmtheit nur in farbigem Dunst und Nebel herumwühlen und haben eben so wenig eine Idee von bildender Kunst in ihrem confusen Gehirn, als von Religion und Philosophie. Alles ist da unter einander gewirrt, seit Schelling mit seiner Philosophie, die nur für gute Köpfe verdaulich, füs Schwachköpfe aber verrückend ist, ihnen das Oberstübchen benebelt hat. Aber der Schwindel wird sich schon wieder geben, wenn die Narrheit vorüber ist. Dann wird die Selbsterkenntniß der Dummheit schon von selbst eintreten. Wir wollen uns, was Kunst betrifft, vor's erste nach wie vor an die Muster halten, die durch alle Jahrhunderte des guten und schlechten Geschmacks als vortrefflich gegolten haben, ohne uns von D.... irre machen zu lassen.

Was mich gefreuet hat in Gotha wiederzusehen, wo ich es nicht erwartete, und was ihr selbst in Dresden nicht habt, waren schöne Gypsabgüsse von den zehn Reliefs der berühmten Thüren des Ghiberti in Florenz. Ich habe mir von Döll Winkelmann's Büste mitgebracht, und diese als das Bild meines Schutzheiligen zwischen Goethe's und Wieland's Büste über meinen Schreibtisch aufgestellt.

In einer Hinsicht hast Du nicht Unrecht, wenn Du sagst, daß es Dir hart scheine, wenn ein Künstler, nach tausend bekämpften Schwierigkeiten, nun endlich sein Werk mühsam zu Stande gebracht hat, und nun ein leichtfertiger Kritikus davor hintritt, und in weniger, als zehn Minuten die saure Arbeit, welche monatlang Mühe und Schweiß gekostet hat, ehe sie zu Stande kam, recensirt. Dies ist die Hinsicht auf die äußern und innern Beschränkungen des Künstlers; diese fordern allerdings, besonders in ungünstigen Verhältnissen, Billigkeit und Nachsicht.

Nun giebt es aber auch noch eine andere Hinsicht, nämlich die der Kunst, und diese fordert strenge Gerechtigkeit, und beides, glaube ich, läßt

ſich in der Beurtheilung eines Kunſtwerks recht gut vereinigen; aber man kann dem Kritiker, wenn er ſonſt ſein Handwerk verſteht, und der Sache durch Einſicht gewachſen iſt, nicht übel nehmen, wenn er blos Gerechtigkeit übt, das Schlechte ſchlecht, das Verfehlte verfehlt, das Ungereimte ungereimt nennt, und das Lobenswerthe lobt.

Nimm den Fall, daß Dir ein Bild vorgeſetzt wird, ohne zu wiſſen von wem, für welche Beſtimmung, zu welcher Zeit es gemacht worden, und Du ſollſt darüber, als über ein Kunſtwerk ein Urtheil fällen, ſo fallen ja von ſelbſt alle Rückſichten auf die Beſchränkungen des Künſtlers hinweg, die überhaupt ja auch nicht zum Kunſturtheile an ſich gehören; die aber dem lebenden Künſtler, beſonders in ſolchen Bildungsanſtalten, wie eine öffentliche Ausſtellung iſt, mit Recht zu Gute kommen ſollen, wenn er anders nicht durch zu hohe Prätenſionen dieſe Gunſt ſelbſt verſcherzt. Aber bei den meiſten iſt es nur um Lob, nicht um Belehrung oder lehrreichen Tadel zu thun.

Warum ſoll man dem Künſtler, der ſein Werk der öffentlichen Beurtheilung ausſtellt, nicht

auch öffentlich sagen dürfen: Dein Streben hat eine falsche Richtung, Deine Wahl ist verfehlt, Deine Behandlung des Gegenstandes ist mißrathen; was Du zur Hauptsache machst, kann nur einen untergeordneten Werth haben; wenn Deine Gestalten nicht Bedeutung, Leben, und Ausdruck haben, so magst Du ein Hexenmeister mit Farben und Licht seyn, Dein Werk wird doch nur das Auge des Unverständigen blenden, und den Verständigen unbefriedigt lassen; gib uns erst die Darstellung an sich, tüchtig und wahr und schön, gibst Du uns noch eine allegorische Beziehung dazu, so wollen wir Dir für die Zugabe danken; aber, wenn die Hauptsache nichts taugt, so magst Du auch die Zugabe behalten. Warum soll man das dem Künstler nicht sagen können? oder wenn ihn das beleidigen kann, so ist der Schade sein.

Mit dem Anfange des Sommers spürte Fernow wieder von Zeit zu Zeit einige leise fieberhafte Empfindungen, die seine Freunde mehr als ihn selbst um ihn besorgt machten; besonders aber

Acht in Mainz, in der Nähe des Rheins, bei 4 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Ehrenbreitstein, bei 5 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Mainz, bei 6 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Rastatt, bei 7 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Germersheim, bei 8 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Landau, bei 9 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Saarlouis, bei 10 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Metz, bei 11 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Diedenhofen, bei 12 Uhr Nm. von dem Lärmschuß auf der Festung Luxemburg.

Die Signale werden durch Lärmschüsse gegeben.

Mainz, den 15. Juli 1870.

Der Gouverneur der Festung Mainz
Generalmajor Graf Waldersee.

Schleiz, weil unser Kutscher die Pferde nicht gleich Anfangs zu sehr ermüden wollte. Die zweite Nacht brachten wir in Asch, der letzten Station vor Franzenbrunnen, zu, einem ganz schändlichen Neste, wo wir weder für uns, noch für unsre Pferde Nachtlager gefunden hätten, wenn nicht ein ehrlicher Spießbürger sich unserer erbarmt und uns nach bestem Vermögen, das jedoch mehr im guten Wollen als Können bestand, bei sich aufgenommen hätte. Ohne diesen gastlichen Willen dieses Bewohners von Asch mußten wir die Nacht in unserm Wagen zubringen, und um des einen Gerechten willen, haben wir denn auch diesmal unterlassen, Feuer des Himmels auf Asch herabzuflehen, damit es in einen Aschenhaufen verwandelt werde *). Gestern Morgen habe ich in Franzenbrunnen Ihre Gesundheit in einem Glase Sauerbrunnen getrunken, und mich in dem

---

*) Leider hat dieser unausgesprochene Fluch das arme Städtchen dennoch hart getroffen. Einige Jahre später brach wirklich eine zerstörende Feuersbrunst in demselben aus, und ich selbst habe es förmlich und wörtlich in einen großen Aschenhaufen verwandelt gesehen.

kleinen zierlichen Orte Ihrer und deſſen, was Sie mir öfter davon geſagt, recht lebhaft erinnert.

Die Reiſe allein hat ſchon auf mein Befinden eine recht wohlthätige Wirkung gehabt. Heute Morgen habe ich am Neubrunnen und am Sprudel hospitirt, und finde, daß der Geſchmack des Waſſers ſehr leidlich und lange nicht ſo widrig iſt, als ich erwartete. Morgen früh fange ich mein Weſen mit dem erſtern an und werde bald zu dem zweiten übergehen, weil ich glaube, daß ich ihn recht wohl ertragen werde, und, da ich einmal hier bin, wo möglich auch die vollſtändigſte Wirkung davon mit zurückbringen möchte.

Karlsbad, den 29. Juli 1807.

— — — Wir haben den Entſchluß gefaßt, noch acht Tage länger, als wir Anfangs beſchloſſen hatten, alſo in allem fünf Wochen, hier zu bleiben, um unſre Kur noch etwas länger fortzuſetzen. Der Entſchluß hat mich einige Ueberwindung gekoſtet; indeſſen ſehe ich auch die Nützlichkeit dieſes Aufſchubs ein, wenn überhaupt die Kur eine wohlthätige Wirkung auf meine Geſund-

heit haben wird. Noch habe ich dazu alle gute Hoffnung, ich denke gesünder wieder zu kommen, wenn auch nicht sogleich stärker, denn die Kur ist bis jetzt sehr angreifend gewesen.

Von der Mattigkeit, die wir beide den Tag über fühlen, kann ich Ihnen keinen Begriff geben; auch hat wohl die große Hitze, die wir bisher gehabt haben, das Ihrige dazu beigetragen. Daß es uns nicht allein so geht, beweisen auch die Klagen vieler anderer Brunnengäste. Ich will Ihnen doch eine Schilderung meines täglichen Lebens machen.

Morgens um fünf Uhr wird aufgestanden, um halb sechs bin ich schon am Sprudel, wo ich meine acht Becher trinke, und dann wohl zuweilen auch den Neubrunnen besuche; gegen acht Uhr komme ich ziemlich matt zum Frühstücke nach Hause, dann geht das mühselige Vegetiren los; ich bade einen Tag um den andern in lauter Sprudel und die Bäder bekommen mir ganz wohl. Wenn ich nicht bade, wird ein Paar Stunden gearbeitet. Um ein Uhr gehen wir an die table d'hôte im Mühlbade; etwa um halb drei schlendert man dann so ganz gemächlich nach dem höh-

अधिकृत किया, तब वेदों का अनुवाद, भाष्य और टीकाएं भी उपलब्ध हुई। इन टीकाओं पर विचार करने से ज्ञात होता है कि वेदों के अर्थ करने में प्राचीन आचार्यों में बड़ा मतभेद था। इसका कारण यह था कि वेदों के अर्थ करने में जिन साधनों की आवश्यकता थी, उनका उन्हें ज्ञान न था। वेदों के अर्थ करने के लिए वेदों के प्रकरण, वेदों के शब्दों के प्रयोग, वेदों के मन्त्रों के विनियोग, वेदों के शब्दों के निर्वचन, वेदों के शब्दों के पर्याय, वेदों के शब्दों के विलोम, वेदों के शब्दों के अनुलोम, वेदों के शब्दों के प्रतिलोम, वेदों के शब्दों के अनुप्रास, वेदों के शब्दों के यमक, वेदों के शब्दों के श्लेष, वेदों के शब्दों के वक्रोक्ति, वेदों के शब्दों के अलंकार, वेदों के शब्दों के रस, वेदों के शब्दों के ध्वनि, वेदों के शब्दों के गुण, वेदों के शब्दों के रीति, वेदों के शब्दों के वृत्ति, वेदों के शब्दों के प्रवृत्ति, वेदों के शब्दों के निवृत्ति, वेदों के शब्दों के प्रमाण, वेदों के शब्दों के प्रमेय, वेदों के शब्दों के संशय, वेदों के शब्दों के विपर्यय, वेदों के शब्दों के अनध्यवसाय, वेदों के शब्दों के स्मृति, वेदों के शब्दों के प्रत्यभिज्ञा, वेदों के शब्दों के तर्क, वेदों के शब्दों के अनुमान, वेदों के शब्दों के आगम, वेदों के शब्दों के उपमान, वेदों के शब्दों के अर्थापत्ति, वेदों के शब्दों के अभाव, वेदों के शब्दों के संभव, वेदों के शब्दों के ऐतिह्य, वेदों के शब्दों के प्रातिभ, वेदों के शब्दों के चेष्टा, वेदों के शब्दों के आकृति, वेदों के शब्दों के लिंग, वेदों के शब्दों के शब्द, वेदों के शब्दों के अर्थ, वेदों के शब्दों के संबंध, वेदों के शब्दों के प्रयोजन, वेदों के शब्दों के दृष्टान्त, वेदों के शब्दों के सिद्धान्त, वेदों के शब्दों के अवयव, वेदों के शब्दों के तर्क, वेदों के शब्दों के निर्णय, वेदों के शब्दों के वाद, वेदों के शब्दों के जल्प, वेदों के शब्दों के वितण्डा, वेदों के शब्दों के हेत्वाभास, वेदों के शब्दों के छल, वेदों के शब्दों के जाति, वेदों के शब्दों के निग्रहस्थान, वेदों के शब्दों के तत्त्वज्ञान, वेदों के शब्दों के मिथ्याज्ञान, वेदों के शब्दों के संशय, वेदों के शब्दों के विपर्यय, वेदों के शब्दों के अनध्यवसाय, वेदों के शब्दों के स्मृति, वेदों के शब्दों के प्रत्यभिज्ञा, वेदों के शब्दों के तर्क, वेदों के शब्दों के अनुमान, वेदों के शब्दों के आगम, वेदों के शब्दों के उपमान, वेदों के शब्दों के अर्थापत्ति, वेदों के शब्दों के अभाव, वेदों के शब्दों के संभव, वेदों के शब्दों के ऐतिह्य, वेदों के शब्दों के प्रातिभ, वेदों के शब्दों के चेष्टा, वेदों के शब्दों के आकृति, वेदों के शब्दों के लिंग, वेदों के शब्दों के शब्द, वेदों के शब्दों के अर्थ, वेदों के शब्दों के संबंध, वेदों के शब्दों के प्रयोजन, वेदों के शब्दों के दृष्टान्त, वेदों के शब्दों के सिद्धान्त, वेदों के शब्दों के अवयव, वेदों के शब्दों के तर्क, वेदों के शब्दों के निर्णय, वेदों के शब्दों के वाद, वेदों के शब्दों के जल्प, वेदों के शब्दों के वितण्डा, वेदों के शब्दों के हेत्वाभास, वेदों के शब्दों के छल, वेदों के शब्दों के जाति, वेदों के शब्दों के निग्रहस्थान, वेदों के शब्दों के तत्त्वज्ञान, वेदों के शब्दों के मिथ्याज्ञान,

der in das liebe gewohnte Gleis des Lebens zurückgekehrt bin, bis ich wieder meine Vormittags- und Abendstunden mit Ihnen theile und nach vollbrachter Tagesarbeit, in Ihrem Kreise, im traulich freundlichen Geschwätz mit Ihnen meine liebste Erholung finde.

Brief von Fernow an seine Frau.

Cara Mariuccia! **Jeri ho ricevuta con gran piacere la tua seconda lettera, anche tu avrai ricevuta l'ultima mia che ti scrissi la settimana passata. Jo ti scrivo subito di nuovo, per prevenire un equivoco che potrebbe nascere se tu non avessi ben guardata la mia lettera passata, in cui ti avvisai che noi ci tratteremo più di quello, che in principio avevamo determinato. In conseguenza di ció tu non devi venirmi incontra a *Jena* il 19. ma otto giorni piú tardi, ciòè al dì venti sette di questo mese, ed avró gran piacere di rivederti lá co' nostri cari figli, e di abbraciarvi tutti. Non importa, che il maestro di *Carlo* non è piú ritornato. Dopo il mio ritorno io stesso voglio in avanti dargli ogni giorno qualche lezione, giachè io vedo bene che con questi maestri non imparerà mai o male a leggere. Poco a poco**

Carlo comincia ad arrivare a quella etá dove ha-da imparare seriamente, finora è stato piú tosto un divertimento per lui, che una occupazione, ma d'ora innanzi si dovra tenere con lui un altro metodo; lascialo pur andare cosi per queste poche settimane, se anche si scordasse un poco del leggere; noi ricominceremo di nuovo, ed imparerà meglio da me, che da altri.

Il bel tempo continua ancora quì, ma dopo qualche temporale forte che abbiamo avuto le notti passate il caldo ora è meno eccessivo. Il paese qui intorno è bellissimo, ma tutto è montagne e boschi e per passeggiare bisogna sempre andare per le salite che però sono molto belle e comode, e la quantità di Signori forestieri che sta qui dà a questa piccola cittá, che non è la metá grande quanto *Weimar*, l'aspetto di una cittá grande. Ogni casa qui è locanda; i cittadini abitano a pianterreno, e tutto il resto delle case é occupato da forestieri, ed ogni casa ha la sua insegna. Ogni giorno arrivono e partono de' forestieri, dopo noi già sono arrivati più di ducento, ed altrettante sono partiti, perchè la maggior parte non restano più che un mese qui; la maggior parte sono nobili e negozianti ricchi, e si vede qui un gran lusso in belle carozze, bei cavalli e bellissimi vestiarj delle Signore, e tutto

le mode d'Europa si trovano qui radunate insieme; se tu lo potessi vedere diresti che non hai mai veduto tanto vario e bel vestire, specialmente in abigliamenti da mattina, perchè ognuna vuol essere la più bella. Chi avesse solamente i danari chchanno costato gli abiti delle signore che qui durante una state si trovano, sarebbe un uomo ricco assai; ogni giorno è qui commedia ed accademia di musica e balli, ma di tutte queste cose io non mi curo, come tu sai bene, ma il veder da vicino questa vita dei Signori mi fa piacere. Ora però sono già abbastanza contentato di queste cose e desidero ogni giorno più di ritornare a casa, perchè per lungo tempo questa vita mi seccherebbe. Addio, cara mia, sta bene ed allegro, e bacia i nostri figli mille volte in mio nome etc.

Ueberſetzung.

Liebes Mariechen! Geſtern habe ich mit vielem Vergnügen Deinen zweiten Brief erhalten, auch Du wirſt meinen letzten, den ich Dir vergangene Woche ſchrieb, empfangen haben. Ich ſchreibe Dir ſchnell wieder, um einem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, welches im Fall entſtehen

könnte, wenn Du meinen letzten Brief nicht recht aufmerksam gelesen hättest, in welchem ich Dir sagte, daß wir länger hier bleiben werden, als wir uns anfänglich vornahmen. Dem zu Folge wirst Du uns nicht den 19. sondern acht Tage später, das heißt, den 27. dieses Monats bis Jena entgegenkommen. Es wird mir großes Vergnügen machen, Dich und unsre lieben Kinder dort wieder zu sehen und euch Alle zu umarmen. Daß Karl's Lehrer nicht wieder gekommen ist, schadet nicht. Nach meiner Zurückkunft will ich in Zukunft selbst ihm täglich einige Lectionen geben, denn ich sehe wohl, daß er bei diesem Lehrer nie oder doch schlecht werde lesen lernen. Karl fängt allmählich an, das Alter zu erreichen, wo er ernstlich lernen muß. Bis jetzt ist dies mehr ein Zeitvertreib für ihn gewesen, als eine Beschäftigung; aber von nun an muß es anders mit ihm angefangen werden. Laß ihn nur noch die wenigen Wochen so hingehen, wenn er auch das Lesen ein wenig vergessen sollte, wir wollen von Neuem anfangen, und er wird besser von mir lernen als von andern.

Hier haben wir noch immer schönes Wetter;

doch ist die Hitze nach einigen starken Gewittern nicht mehr so übermäßig groß. Die Gegend umher ist sehr schön; aber alles Berg und Wald, und um spazieren zu gehen, muß man immer die Anhöhen ersteigen; doch sind diese recht schön und bequem, und die Menge fremder Herrschaften, die sich hier aufhalten, geben dieser kleinen Stadt, welche nicht halb so groß ist als Weimar, das Ansehen einer großen. Jedes Haus ist ein Gasthof; die Einheimischen bewohnen den untern Theil desselben, das Uebrige des Gebäudes die Fremden. Jedes Haus hat sein Aushängeschild. Alle Tage kommen Fremde an und reisen Fremde ab. Später als wir trafen zweihundert ein und eben so viel reisten ab; denn der größte Theil derselben blieb nicht länger, als einen Monat. Die mehrsten Fremden sind Adeliche, oder reiche Kaufleute, und man sieht hier großen Luxus mit schönen Wagen und Pferden und hauptsächlich mit sehr schönen Kleidungen der Damen; alle Moden von Europa sind hier vereint zu treffen.

Wenn Du hier wärest, Du würdest gestehen, nie so verschiedene und schöne Kleidung gesehen zu haben, besonders in Morgen-Anzügen, denn

Jede will die Andere übertreffen. Wer nur das Geld hätte, was die Damen hier während eines Sommers kosten! Er wäre schon sehr reich. Alle Tage ist hier Schauspiel, Konzert und Ball. Ich mache mir nichts daraus, wie Du wohl weißt, aber es vergnügt mich, es in der Nähe mit anzusehen. Jetzt habe ich indessen genug davon, und mich verlangt alle Tage mehr zu Hause; denn auf die Länge würde dieses Leben mir Langeweile machen. Adieu, meine Liebe, lebe wohl und vergnügt, küsse unsre Kinder tausendmal in meinem Namen ꝛc.

Ermattet und erschöpft durch den wahrscheinlich zu starken Gebrauch des Karlsbäder Sprudels langte Fernow Ende Augusts wieder in Weimar an; dennoch schien die Freude, seine Familie, seine Freunde wieder zu sehen, und die Rückkehr zu seinen Lieblingsbeschäftigungen ihn wieder neu zu beleben. In Karlsbad hatte er mit großer Sorgfalt eine Ausgabe von Ariost's Satyren ausgearbeitet und mit Noten versehen; jetzt fing er an, sich ernstlich mit der Ausgabe von Winkel-

mann's Werken zu beschäftigen. Auch schrieb er während dieses Winters das Leben Arioſt's des Göttlichen, welches er dem von ihm hoch verehrten und geliebten Wieland, unserm deutschen Arioſt, zueignete.

Jede seiner schmerzenfreien Stunden war diesen Arbeiten geweiht. Die Abende brachte er, wie gewöhnlich, bei mir zu, wo, zum Theil auf seinen Antrieb, an dazu festgesetzten Tagen ein kleiner geselliger Kreis von Freunden der italienischen Sprache sich versammelte, um unter seiner Leitung irgend ein dramatisches Werk der italienischen Poesie zu lesen. Fernow belebte und belehrte Alle, und diese Abende bleiben gewiß denen unvergeßlich, die Theil daran nahmen. Im November schrieb er folgenden Brief an seinen Freund Kügelgen.

Weimar, den 22. November 1807.

Mit meiner Gesundheit hat es seit meiner Rückkehr vom Karlsbad nie recht wohl gestanden. Noch einige Monate nachher habe ich mit der Schwäche zu kämpfen gehabt, die mir von dem

auflösenden Bade zurückgeblieben ist, und mir ein Abend= oder Nachtfieber zugezogen hatte, das nicht wieder weichen wollte. Dabei habe ich noch jetzt einen empfindlichen drückenden Schmerz in der rechten Brust und Schulter, der nicht weichen will, obgleich ich schon mancherlei dagegen ge= braucht habe und noch gebrauche. Er ist nicht in der Lunge selbst, sondern vielmehr in den Um= gebungen; denn diesen Schmerz abgerechnet ist meine Brust gesund. Die Aerzte wissen selbst nicht recht, was sie daraus machen sollen. Es scheint irgend eine Stockung aus Schwäche zu seyn.

Ich suche nur diesen Winter so leidlich durch= zukommen, und gelingt mir das, so hoffe ich mich im Frühlinge und Sommer allmählich wieder herzustellen. Obgleich mich diese Dinge nicht zur Beschäftigung unthätig machen, so sind sie doch sehr unbequem und störend, und ich thue weniger, als ich thun würde, wenn mir wohl wäre in meiner Haut. Ohne die Rückreise aus Italien wäre ich wahrscheinlich gesünder geblieben, denn alle meine Unpäßlichkeiten, womit ich bisher zu kämpfen gehabt, schreiben sich seit dem Fieber

her, das ich auf meiner Rückkehr nach Deutschland bekam und vierzehn Monate mit mir umherschleppen mußte. Dies ist's, was meine sonst gesunde und feste Natur untergraben hat. Doch genug von dieser Litanei.

Du willst, ich soll Dir über Deinen Christus und Moses *) mein Urtheil sagen, wie ich es meine. Mit Deinem Herrn Jesus bin ich wohl zufrieden. Er drückt seinen Charakter, so viel ich Heide davon einsehe, sehr gut aus, und die Ausführung ist auch von der Art, daß der Künstler Ehre und der Kenner Freude davon hat. Müßte ich unter beiden wählen, so würde ich den Repräsentanten des neuen Testaments vor dem des Alten den Vorzug geben; denn dieser befriedigt mich durch seinen Charakter nicht in dem Grade, wie ich mir einen Moses denke, ob ich gleich darum nicht sagen kann, wie er seyn sollte.

Mich dünkt, er müsse mehr durch eine gewisse rohe Kraft, als durch Würde imponiren,

---

*) Herr von Kügelgen hatte auf Fernow's Bitte diese Gemälde nach Weimar geschickt, und sie mir anvertraut.

und mich dünkt auch, Du hätteſt ihn etwas älter halten müſſen; denn wenn ich den Bart wegdenke, ſo ſcheint mir der Kopf ziemlich jung. Deſſen ungeachtet hat er immer eine gewiſſe imponirende Größe und iſt ein trefflicher Kopf; aber um ein ſo verruchtes Judengeſindel in Ordnung zu halten, müßte er noch mehr furchtbare, eiſerne Härte und Gewalt in ſeinem Character zeigen. Ich wäre ſehr neugierig, Deinen Muhammed's Kopf, von dem ich im vorigen Jahre eine kleine Skizze bei Dir ſah, im Großen ausgeführt zu ſehen. In dieſem ſchien mir die Anlage des Charakters ſehr glücklich, Fanatismus und Despotismus, feurige Kühnheit und Schlauheit ſprach aus Phyſiognomie und Stellung des Kopfs, aus Blick und Geberde. Willſt Du den nicht ausführen? So wie ich mir ihn nach der Skizze im Großen denke, müßte er ein trefflicher Kopf von großer und frappanter Wirkung werden, der Dir und Deiner Kunſt Ehre brächte.

Deine Idee mit Weib und Kind nach Rom zu reiſen, kann ich nicht anders als loben und preiſen. Auch ich hätte eine ſolche Idee lange ausgeführt, wenn es möglich wäre. Ob es in

Zukunft möglich und wirklich werden wird, weiß ich jetzt noch nicht; aber ich wünsche es sehr. Der Fisch soll im Wasser, und der Künstler in Rom leben. Ich für meine Person kann mir kein höheres Glück wünschen, als noch einige Jahre meines Lebens wenigstens, wenn nicht den ganzen Rest desselben, in Italien zu verleben. Man sollte es nie wieder verlassen, wenn man einmal da ist.

Den Doktor Schubert habe ich in Karlsbad kennen gelernt, und er ist mir dort recht lieb und achtungswerth geworden, obgleich ich nicht weiß, ob wir mit einander sympathisiren könnten. Du weißt, ich hänge mehr zu dem plastischen Heidenthum, als zu dem musikalisch romantischen Christenthum hinüber; aber das thut nichts zur Sache. Guter Wille und reine Wahrheitsliebe vereinigen alle Gemüther, so verschieden ihr Streben auch seyn mag ꝛc.

Mit dem Anfange des Jahres achtzehnhundert und acht fing Fernow's Leben an, eine Kette von Schmerzen und Leiden zu werden. Seine

schon lange kränkelnde Frau wurde jetzt fast gänzlich unfähig für ihre Haushaltung und für ihre Kinder zu sorgen. Mit unaufhaltsamer Schnelle zerstörte die Lungensucht ihr Leben, ein in ihrer Familie erbliches Uebel, welches wahrscheinlich durch das ungewohnte, rauhere Klima bei ihr beschleunigt wurde; und allen Bemühungen der Aerzte unerachtet, sie, ein sichtbar dem Tode geweihtes Opfer, dem Grabe zuführte. Zu gleicher Zeit stieg Fernow's Schmerz in der rechten Brust und Schulter zu einem so hohen Grade, daß er fast keine andere Stellung, als eine halbliegende auf dem Sopha ertragen konnte, und keine Nacht eines ruhigen ununterbrochenen Schlafes genoß. So sahen wir ihn in meinem Hause, wohin er sich alle Abende tragen ließ; im Kreise seiner Freunde, rings umgeben von blühendem Leben lag er da bleich und abgezehrt, und dennoch, unerachtet der Zerstörung, die sichtbar sein Leben untergrub, der Heiterste unter uns Allen. Sein lebendiger Geist, sein feiner, aber dennoch nie schmerzlich verwundender Witz, den er oft auf seine eigenen und seiner Krankheit Kosten spielen ließ, ergötzte und erfreute, wie sonst,

und sein reger Antheil an Kunst und Wissenschaft schienen jetzt, da er doch wohl bisweilen ahnen mochte, daß seiner Jahre nicht viele mehr seyn würden, eher zu steigen, als zu sinken.

Einige Wochen nach seiner Rückkehr aus Karlsbad bemerkte er endlich an der schmerzenden Stelle seiner Brust eine Erhöhung und ein immerwährendes, pulsirendes Klopfen. Es wäre, sagte er, als sey ihm noch ein Herz gewachsen. Sein Freund und Arzt, der jetzt in Berlin lebende Hofrath Hufeland, erkannte augenblicklich die Krankheit wie die große Gefahr, in welcher Fernow's Leben schwebte, doch schonend verschwieg er ihm diese, bewog ihn aber den damals berühmtesten Arzt in der benachbarten Universität Jena, den erst vor mehreren Jahren verstorbenen Geheimen-Hofrath Starke zu Rathe zu ziehen. Dieser hellsehende Arzt nannte die unheilbare Krankheit sogleich bei ihrem eigentlichen Namen, eine Pulsadergeschwulst, Fernow hatte dieses Uebel nie nennen gehört, und so konnte der menschenfreundliche Mann die damit unausweichbar verbundene Gefahr ihm ebenfalls mitleidig verschweigen. Nur warnte er vor jeder heftigen in-

neren und äußeren Bewegung oder Anstrengung, und verordnete ihm Linderungsmittel seiner Schmerzen, welche er ebenfalls, wenigstens zum Theil, für rheumatisch, und von dem eigentlichen Hauptübel unabhängig zu halten schien.

Fernow's Leiden vermehrten sich, mit dem Herannahen des in diesem Jahre ungewöhnlich rauhen Frühlings; ein zu ihnen sich gesellender heftiger Husten raubte ihm vollends den wenigen Schlaf, den er dem Schmerz abgewann, bis er sich zuletzt gezwungen sah, gänzlich das Zimmer zu hüten, was ihm, der täglich gewohnt war, frische Luft zu schöpfen, doppelt unangenehm seyn mußte, doch er wußte Alles mit gewohnter Geduld zu ertragen.

Die durch lange Gewohnheit ihm zum Bedürfniß gewordene Arbeit gewährte ihm jetzt allein noch Erholung, indem sie von dem ihn umgebenden häuslichen Elend ihn abzog, und sein Winkelmann war es hauptsächlich, was ihn beschäftigte. Die Zeit, welche er nicht auf diese Arbeit verwendete, verlebte er in Erinnerungen an Italien, die ihn schon oft jede trübere Wirklichkeit vergessen machten. So erwartete er gefaßt und

gelaſſen die mildere Jahreszeit, von der er Linderung, wenn gleich nicht gänzliche Heilung durch irgend eine Brunnenkur hoffte. Seine Freunde ſuchten ihm durch öftere Beſuche ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen; mir aber ſchickte er jeden Morgen eine Art von Krankenbericht, der aber gewöhnlich mehr von ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen, als von ſeinem körperlichen Befinden, von letzterem aber meiſtens im launigſten Style ſprach. So ſchrieb er einmal:

„Sie wundern ſich, daß ich ſo ruhig und gleichgültig bin, während Sie ſich in ſteter Unruhe meinetwegen befinden. Wäre der Fall umgekehrt, ſo würde, glaube ich, gewiß das Gegentheil Statt finden. Der Patient iſt gewöhnlich ruhiger, als der liebend um ihn Beſorgte; den man deshalb auch den Impatienten nennen könnte. Wären Sie die Patientin, ſo würde ich der Impatient, alſo auch nicht ſo ruhig und gelaſſen ſeyn, als ich es jetzt bin.

„Mit mir iſt es nun einmal ſo, wenn ich eine Sache überſehen habe und entſchieden weiß, daß es nicht anders ſeyn kann, ſo beunruhigt ſie mich nicht leicht weiter; vielleicht liegt dies mehr

in der ruhigen, heitern Grundstimmung meines Temperaments, als in einer durch Kunst und Mühe erworbenen Fertigkeit; aber desto besser, wenn die Natur mich selbst so geschaffen hat.

„Mein Husten hat mich gestern noch etwas geschüttelt, die Nacht nur wenig, und ich habe ziemlich viel geschlafen. Meine Brust ist jetzt wie ein Nest voll junger Mäuse; oft höre ich alle mögliche Stimmen in ihr pfeifen und quiken und flöten. Wenn Ihnen dies Bild nicht sehr reizend scheint, so verzeihen Sie es meiner prosaischen Natur; wäre ich ein Poet, so hätte ich ein Nest voll Amorinnen, oder doch wenigstens junge Nachtigallen für Rostorf's Rosen- und Violengarten daraus gemacht.“ ꝛc.

Zu Ende Aprils erholte Fernow sich genugsam, um wieder ausgehen zu können. Seine Aerzte riethen ihm, die milderen Heilkräfte der Quelle von Liebenstein zu versuchen, einem am Fuße des Thüringer Waldes, in einer sehr romantischen wunderschönen Gebirgsgegend, einige Stunden von Eisenach liegenden Bade. Angezogen von der schönen Jahreszeit, von der vielgepriesenen Lage von Liebenstein, vor allem aber von der Sorge

um meinen leidenden Freund dazu getrieben, beſchloß ich ihn zu begleiten. In der Mitte des Juni-Monats reiſte ich mit ihm und meiner Tochter nach Liebenſtein ab. Die kleine Reiſe beträgt kaum zwölf Meilen, wir legten mit Extrapoſt, in einem höchſt bequemen engliſchen Wagen ſie zurück, und doch langte Fernow in einem ſolchen Zuſtande von Ermattung in Liebenſtein an, daß er mehrere Tage bedurfte, um ſich wieder zu erholen. Unter der Leitung des dortigen ſehr geſchickten Brunnenarztes begann er die Quelle zu trinken, und zu baden. Die ruhige Stille des um die Jahreszeit noch ſehr wenig beſuchten Bades that ihm anfänglich wohl, die nahen reizenden Umgebungen der Quelle erfreuten ihn; vielleicht war es auch Wirkung der Reiſe, der Veränderung der Luft und des Aufenthalts, genug es ging hier, wie zuerſt in Karlsbad, die Kur ſchien ihm Hülfe zu gewähren, und ihn und auch mich ſeine Freundin zu frohen Hoffnungen zu berechtigen.

Leider ſanken dieſe bald, der Schlaf verließ ihn auf's Neue, und ſeine Schmerzen kehrten zurück; doch bezeigte Fernow ſich dieſes Mal folgſamer gegen ſeine Aerzte, als damals in Karls-

bad, und unternahm während dieſer Kur keine neue Arbeit.

Die wenigen Stunden des Tages, welche ihm ſeine Kur und die Geſellſchaft, der er ſich noch immer gerne näherte, unausgefüllt ließen, oder während welchen Schmerz und Kraftloſigkeit ihn nicht an ſein Lager feſſelten, füllte eine kleine Bücherſammlung aus, die er mitgebracht. An den Freuden und Luſtbarkeiten der Geſellſchaft konnte Fernow freilich keinen Antheil nehmen, doch ſpeiſete er jeden Tag an der großen Tafel, und brachte auch, wenn das Wetter es erlaubte, manche Morgen- und Abendſtunde auf dem ſchönen Platze vor dem, den Badegäſten zum Bewohnen eingeräumten Schloſſe zu.

Nach und nach geſtaltete die allmählich ſehr zahlreich gewordene Geſellſchaft in Liebenſtein ſich auf eine für Fernow höchſt angenehme und intereſſante Weiſe; manche neue Bekanntſchaft wurde von ihm angeknüpft, die ihn ermunterte und erfreute; manche ältere erneuert, die er früher in Italien gemacht.

Unter letztern muß ich vor Allem des damaligen Erbprinzen Georg, jetzigen Herzogs von

Mecklenburg-Strelitz, gedenken. Mit sichtbarem Wohlgefallen erinnerte er sich jener Zeit, in der er Fernow in Rom kennen gelernt, und Fernow lebte wieder, an der Seite des geistreichen liebenswürdigen Fürsten, glückliche Stunden, in erneuter lebhafter Erinnerung an jenes schöne Land, in welchem sein Geist, wie seine Wünsche noch immer weilten. Sein hoher edler Freund theilte dieses Gefühl mit ihm, es waren Augenblicke, in denen wieder ein warmer belebender Sonnenstrahl aus jenem glücklichen Himmel in Fernow's zum Tode erkrankte Brust fiel, der Leid und Weh ihn vergessen ließ.

Auch die schöne, talentvolle, geistreiche Herzogin von Hildburghausen, die Schwester des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, die leider nun auch schon bei den Todten ruht, würdigte, eben sowohl als ihr edler Bruder, den sichtbar Leidenden der Theilnahme an seinen Schmerzen und des innigsten Mitleids. Nie begegnete sie ihm, ohne ihm tröstend und freundlich zuzusprechen; Abends, wenn sie in ihrem dem seinigen schräge gegenüber liegenden Zimmer mit ihrer wunderschönen sorgsam gebildeten Stimme zur Guitarre

sang, pflegte Fernow den Zaubertönen zu lauschen, die ihn in das Land seiner Wünsche versetzten.

Die Herzogin erfuhr zufällig, wie nahe sein Zimmer an das Ihrige gränze; mit der ihr eignen Grazie und Güte fragte sie ihn, ob ihr Gesang ihn nicht am Einschlafen hindere, und als er dankend erklärte, daß ihm, dem fast ganz Schlaflosen, dadurch eine große Erquickung gewährt würde, ließ die gütige Fürstin die Thüre ihres Zimmers offen stehen, so lange sie sang, damit der arme Kranke sie besser hören könne, und wählte oft italienische Kanzonetten, von denen sie wußte, daß sie zu seinen Lieblingsliedern gehörten.

Jeder Tag führte nun neue interessante Bekanntschaften herbei, über die Fernow Schmerz und Leiden vergaß; eine der interessantesten war ihm die, des geistreichen Dichters von Thümmel, und die Ernst Wagners, aus Meiningen, seines milden stilldulden den Leidensbruders, der eben wie Fernow auch, heitern Geistes und ungebeugten Muthes, dem Grabe langsam zuwelkte.

Die Anwesenheit des großherzoglichen Hofes von Weimar, in dem nur wenige Stunden von

Liebenstein entfernten Lustschlosse Wilhelmsthal, führte fast täglich Besuche von lieben Weimarischen Bekannten herbei, andere weilten der Kur wegen längere Zeit in dem reizenden Liebenstein. Fernow blieb gewöhnlich der Mittelpunkt, um den Nachmittags auf dem Platze vor dem Schlosse sich alle versammelten. Geistreich, gesprächig, voll heitrer Theilnahme an jedem allgemeinen Interesse, tief gefaßt in sich selbst, ohne eine Spur von Unmuth oder Schmerz zu verrathen, saß er dann mitten unter seinen ältern und neuern Freunden und Bekannten. Sein leidender Anblick flößte allgemeines Mitleiden ein, während sein Gespräch die Gemüther wieder erhob. Man glaubte sich selbst gestärkt zu fühlen, wenn man ihn das Schwere tragen sah, wie er es trug.

Seine alte Liebe zum Schachspiele war nach langem Schlummer wieder erwacht und er spielte fast täglich mit wahrer Lust, und dem ihm eignen Geiste einige Parthien. So verlebte er hier sechs bis sieben Wochen, Anfangs hoffnungsvoll, zuletzt mit stiller Ergebung. Uebrigens schien er sich hier so wohl zu befinden, als er es in seiner Lage konnte; nur des Sonntags, wenn zahlreiche

Schild und die Inschrift: Ernst Wilhelm ist ein Schelm. Hier, schmutzfinken Sie sich nicht! Ich bin ein Schelm. Ich bin ein Schelm. Ich bin ein Schelm.

tu devi soffrire ed il pensarci m'affligge il cuore. Darei quantunque cosa per vederti guarita. Il bel tempo che presentemente godiamo mi dà ancora qualche speranza. Il caldo in questi ultimi giorni qui è stato grande, e cosi sarà anche in *Weimar*.

Continuo l'uso di queste acque minerali bevendo e bagnando, il mio dolore però non vuol cessare ancora, può essere che la continuazione finalmente mi giovi e mi guarisca; in questo gran caldo io mi tengo quieto e riposo tutto il dopo pranzo. La settimana passata feci una piccola prova delle mie forze caminando una sera da un luogo qui vicino quanto è *Tieffurt* da *Weimar*; camminai lentamente un'ora ed un quarto senza trovarmi molto stracco; quest'è l'unica volta che sono stato a spasso.

Spero che la padrona di casa o qualche altra Signora di tua conoscenza conoscera una donna buona ed onesta, che per una buona paga si presti a servirti bene. Ti ripeto di non guardar le spese, ma di cercar il tuo comodo; quel che costa è sempre piccola cosa in paragone del male che ti fa il combattere tutto il giorno con una bestia come è la nostra donna. Quando io sarò tornato, cercherò di provedere in una o in un altra maniera. E cosi fallo anche co'ragazzi; pensa alla

tua salute e lasciali fare. Ho pensato che ti potrebbe far bene, se tu andassi qualche volta un poco a spasso in carozza e perciò vorrei che tu lo facessi, e prendessi qualche volta il dopo pranzo una carozza per farti qualche divertimento con i ragazzi. Trovandoti troppo debole per camminare credo che ti farà bene, farti qualche moto in questa maniera. Mi farai un piacere se siegui il mio consiglio e non guardi a qualche tallero più o meno. Io spendo qui meno di quel che credevo, e se anche prolonge il mio soggiorno per qualche Settimana mi avanzeranno ancora danari, e verso sa Michele riceverò altri. Se mi mandi le lettere, scrivimi anche qualche parola se puoi, e fammi sapere com stai, e se mai lo scrivere t'incomodasse troppo fammi scrivere da qualchedun altro per non lasciarmi senza nuove di te e di nostri figli. Addio cara mia! quanto piacere avrei di sentir buone nuove della tua salute. Fà tutto quel ch'è possibile per rimetterti; Saluta ed abbraccia i nostri amati figli etc.

Ueberſetzung.

Liebes Mariechen! Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie es mir Leid thut, daß Dein Geſundheitszuſtand noch immer ſo ſchlecht iſt.

Wohl kann ich mir vorstellen, wie viel Du leiden mußt, der Gedanke daran betrübt mich herzlich, und ich würde Alles darum geben, Dich geheilt zu sehen. Das schöne Wetter, welches wir jetzt haben, gibt mir einige Hoffnung. Die Hitze ist hier in den letzten Tagen groß gewesen, auch in Weimar wird es so seyn.

Ich fahre fort diese Quelle zu trinken, und darin zu baden; aber mein Schmerz will noch nicht aufhören, vielleicht wird es mich am Ende heilen, wenn ich eine Zeit lang damit fortfahre. Bei dieser großen Hitze verhalte ich mich stille und ruhe den ganzen Nachmittag. Vergangene Woche versuchte ich meine Kräfte ein wenig, indem ich eines Abends von einem Orte, der von hier so weit liegt, als Tieffurth von Weimar, nach Hause ging; ohne sehr ermüdet zu werden, brauchte ich wohl $^5/_4$ Studen, und dies war das einzige Mal, daß ich spazieren gegangen bin *).

---

*) Es war der erste und letzte Spaziergang in Liebenstein, und zugleich der letzte eigentliche Spaziergang in Fernow's Leben; er war von Altenstein, dem Landsitze der Herzogin von Meiningen, nach Liebenstein zurückgegangen.

Ich hoffe, unsre Hauswirthin, oder eine andere von Deinen Bekannten wird Dir ein gutes, ehrliches Dienstmädchen verschaffen können, welches Dich für gute Bezahlung gut bedient. Ich wiederhole es Dir, sieh nicht auf die Kosten, sieh nur auf Deine Bequemlichkeit. Was es auch kosten mag, es ist immer wenig gegen den Schaden, den Dir es thut, den ganzen Tag mit einem Geschöpfe, wie unsere Magd ist, zu streiten. Wenn ich zu Hause seyn werde, will ich auf eine oder die andere Weise suchen, dafür zu sorgen. Mache es auch so mit den Kindern; denke an Deine Gesundheit, und laß sie laufen. Ich habe hier bedacht, es würde Dir gut thun, wenn Du bisweilen ein wenig spazieren führest, darum wollte ich, daß Du es thätest, zuweilen Nachmittags eine Kutsche nähmst, und Dir mit den Kindern ein kleines Vergnügen machtest. Da Du zum Gehen zu schwach bist, so denke ich, es würde Dir wohl thun, wenn Du auf diese Weise etwas Bewegung hättest. Du wirst mich erfreuen, wenn Du meinem Rathe folgst. Sieh nicht auf ein Paar Thaler mehr oder weniger. Ich gebe hier weniger aus, als ich glaubte, und wenn ich

noch einige Wochen hier verweile, so bleibt mir noch Geld übrig, auch erhalte ich gegen Michaelis wieder welches. Wenn Du mir Briefe schickst, so schreibe mir ein Paar Worte, wenn Du kannst, und laß mich wissen, wie es Dir geht. Ist Dir das Schreiben beschwerlich, so laß mir durch Jemand anders schreiben, damit ich nicht ohne Nachricht von Dir und unsern Kindern bleibe. Lebe wohl, meine Liebe! Wie viel Vergnügen würde es mir machen, von Deiner Gesundheit gute Nachricht zu erhalten! Thue was nur möglich ist, um Dich zu erholen. Grüße und küsse unsere geliebten Kinder ꝛc.

Schmerzlich betrübt, von düsteren Ahnungen bedrückt, kehrte ich in den ersten Tagen des Augustmonats mit meinem leidenden Freunde nach Weimar zurück. Er selbst war zufrieden, erwähnte mit keinem Worte der getäuschten Hoffnung eines günstigeren Erfolgs der beendeten Brunnenkur, sondern wiederholte sich heitern Sinnes jede in Liebenstein genossene frohe Stunde, jede erfreuliche Bekanntschaft, die er dort gemacht oder erneuert hatte.

Auf der Rückreise fand ich ihn noch weit matter und kränker, als auf dem Hinwege, er mußte den Plan aufgeben, die schönen Spaziergänge um Wilhelmsthal und die Wartburg bei Eisenach zu besuchen, worauf er sich in Liebenstein so sehr gefreut hatte. Nur in Gotha schleppte er sich mühsam durch einige Straßen, um Spielsachen für seine Kinder einzukaufen.

Unterhaltend und geistreich, wie immer, suchte er unterwegs ganz unmerklich mich, die ich in stillen traurigen Ahnungen versunken, neben ihm im Wagen saß, durch lebhaftere Gespräche zu erheitern. Zum ersten Mal erwähnte er auf dieser Reise gegen mich seinen Plan, wenn er fünfzig Jahre alt seyn würde, die Biographie seines Lebens zu schreiben. Vielleicht nur um mich von dem Gedanken an seine nahe Lebensgefahr abzuwenden, denn er selbst hegte wohl schwerlich noch die Hoffnung, jenen um mehrere Jahre entfernten Zeitpunkt zu erleben. Umständlich lebhaft, mit immer steigendem Interesse, erzählte er mir die Züge aus seinem frühesten Jugendleben, welche der Leser auf den ersten Bogen dieses Buches gefunden hat. Es war, als ob diese Rückblicke in den

Morgen ſeines Lebens ſeinen trüben zu früh hereingebrochenen Abend erheiterten.

Fernow's Empfang zu Hauſe war der ſchmerzlichſte, den man ſich denken kann. Am Stabe, ein ſichtbar dem Tode geweihtes Opfer, wankte ſeine Frau ihm entgegen. Die Kinder freuten ſich der mitgebrachten Spiele; aber er fand ſie durch die lange Krankheit der Mutter verwildert und vernachläſſigt. An ſeine eigne Pflege, die ihm, dem tödtlich Kranken, ſo nöthig war, dachte er wenig; er ſorgte für die Bequemlichkeit und Pflege ſeiner Frau, nahm ſich der Kinder an, ſo viel er konnte, und arbeitete in leidlich freien Stunden an ſeinem Winkelmann. Der Geheime Hofrath Starke aus Jena, der ihn oft beſuchte, und der Hofmedikus Hufeland vereinten ihre Kräfte und ihre Kunſt zum Wohl dieſer beiden Leidenden. Umſonſt! Fernow's Frau war Monate lang ſterbend, und ihn ſelbſt brachte jeder Athemzug dem Untergang näher.

Bald nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er folgenden Brief an ſeinen Freund Kügelgen.

Weimar, den 19. August 1808.

Ja wohl, Du alter, redlicher Herzensfreund, ist es lange, daß Du keine Zeile von mir gelesen hast, und leider ist nicht Nachlässigkeit, sondern mein Gesundheitszustand vornehmlich Schuld daran. Du weißt, ich bin nie ein sehr fleißiger und ordentlicher Briefwechsler gewesen, und jetzt, wo mir ein halb gelähmter Arm das Schreiben so beschwerlich macht, daß ich nicht einmal das Nothwendigste leisten kann, wo eine schon mehrere Monate anhaltende Schlaflosigkeit mich außer Stand setzt, den Tag über etwas Ernstliches zu thun, wirst Du aus Freundschaft Dich geneigt fühlen, ein so langes Säumen zu verzeihen.

Ich habe sechs Wochen im Liebensteiner Bade zugebracht, getrunken und gebadet; aber ohne den mindesten Erfolg für meine Gesundheit. Im Gegentheil brachte ich fast mehr Schmerzen mit zurück, muß mich also in Geduld fügen und sehen, wie es ferner wird. Mein Uebel scheint freilich auch, je mehr ich dahinter komme, von der Art zu seyn, daß kein Gesundbrunnen ihm abhelfen kann, denn es besteht wahrscheinlich in einem organischen Fehler, der unheilbar ist, und

wo ich höchstens für die Zukunft Linderung, nicht Heilung zu hoffen habe.

Was meinen Zustand noch übler macht, ist, daß auch meine Frau an einer zehrenden Brustkrankheit leidet, von der sie schwerlich wieder genesen wird. Meine Aussichten für den nahenden Winter sind also nicht sehr erfreulich; ich will froh seyn, wenn ich mich so erhalte, daß ich die unternommene Arbeit ausführen kann. Die Schlaflosigkeit, eine Folge des schmerzhaften Zustandes, der mein Uebel begleitet, macht, daß ich selten einen heitern, zur Arbeit aufgelegten Morgen habe.

Daß meine Kunstaufsätze im dritten Theile der Studien Dir nicht mißfallen haben, freut mich; es ist mir mehr Genugthuung, wenn ein denkender praktischer Künstler mit meinen Kunstansichten und Urtheilen zufrieden ist, als wenn ein Recensent mich mit weiser Miene lobt, der im Grunde nichts von der Sache versteht; aber sich doch Amtswegen so stellen muß, als verstünde er es. Ob die im mystischen Wahnsinn Befangenen mich für einen Heiden oder Türken halten, ist mir vollkommen gleichgültig. Wenn

ſie mich nur nicht für einen faden, albernen Neuchriſten nehmen, bin ich ſchon zufrieden; denn für ſo ein läppiſches Chriſtenthum, als die Herren predigen und einführen möchten, wird Gott und geſunder Menſchenverſtand mich gnädig bewahren.

Zu was können dieſe kindiſchen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln und Blumen und Sternen führen? Der Mythus der Madonna iſt ſchön und gut, aber auch höchſt beſchränkt, und von den alten Malern bereits das beſte Korn herausgedroſchen, die neuern werden nichts Beſſeres mehr herausbringen, und was ſoll uns jetzt dieſes ganze Weſen? Wen ſpricht es an? Gibt es in der heiligen profanen Geſchichte keinen reichhaltigern Stoff, als die ewige Madonna mit dem Chriſtuskindlein?

Doch über dieſe Materie iſt viel zu ſprechen, um ſie zu erſchöpfen, und ſich von allen Seiten darüber zu verſtändigen. Wenn Du dieſen Herbſt herkommſt, ſo ſoll ſie der Gegenſtand unſrer Unterhaltung ſeyn. Eben ſo auch, was die Schönheit des Gefühls anbetrifft, durch welche der Chriſtliche Mythus den Griechiſchen übertref-

fen soll. Ich kann diesem nur unter großen Einschränkungen beistimmen, welche am Ende den Vorzug wohl gar aufwiegen möchten. Wie aber wollen Künstler die hohe geistige Schönheit des Ausdrucks darstellen, wenn sie nicht mehr auf der Stufenleiter der idealischen Formenschönheit sich allmählich zu ihr zu erheben gelernt haben! Man stellt sich's freilich jetzt so leicht vor, das Höchste zu erfliegen, daß man keine Leiter mehr für nöthig hält, um, wie die alten Künstler, mühsam, aber sicher, hinanzuklimmen; daher kommt's denn gewöhnlich auch mit allem Streben zu nichts Rechtem. Jeder Pfuscher glaubt jetzt, er könne nach dem Höchsten streben; aber versteht sich, ohne sich bei dem Gründlichen aufzuhalten, auf den Flügeln des Genies. So geht es in der Poesie, so in der bildenden Kunst ꝛc.

Wie lebendig Fernow's Eifer für das einmal von ihm dafür anerkannte Rechte noch immer glühte, und wie wenig sein Geist durch die physische Schwäche des Körpers gelähmt ward, geht aus diesem Briefe deutlich hervor. Anfangs

Septembers mußte er abermals das Zimmer hüten. Der kleine Weg bis zu meinem Hause, den er bis jetzt noch täglich, freilich höchst mühsam, zurückgelegt hatte, ward ihm jetzt zu schwer, und der Schmerz in der Brust erlaubte ihm nicht mehr, die zwei Treppen zu seinem Zimmer hinanzusteigen. Seine theilnehmenden, unablässig auf Mittel zu seiner Linderung und Erhaltung sinnenden Aerzte verordneten ihm jetzt häufige Aderlasse, um den Andrang des Blutes zu vermindern, daneben auch die Traubenkur, jedoch nicht so, daß er blos von Trauben leben, sondern nur daraus den Hauptbestand seiner Nahrung machen sollte. Er befolgte jede Verordnung der Aerzte auf das gewissenhafteste, obgleich er wenig davon hoffte, denn er fühlte zu deutlich, wie schnell sein Uebel sich mehrte, und wie die Erhöhung und das Klopfen in seiner rechten Brust zunahm.

Noch immer hatte er keinen recht klaren Begriff von seiner Krankheit, noch von der Nähe der Gefahr, in welcher sein Leben schwebte. Er fühlte in sich den Muth, seinem Geschick heitern Angesichts entgegen zu gehen, aber jede Unge-

wißheit war ihm höchst peinlich, und um dieser zu entgehen, ließ er sich heimlich Scarpa's Werk über die Pulsaderngeschwulst von einem Buchhändler verschreiben, ein Werk, dessen Mittheilung seine ihn gern schonenden Aerzte ihm abgeschlagen hatten. Täglich schrieb er mir jetzt wieder einige Zeilen, um von seinem Befinden und seiner Gemüthsstimmung mir Nachricht zu geben. Einst unter andern: „Wie sehr ich wünsche, es möchte anders seyn, können Sie leicht denken, da ich zweifach dabei leide; aber auch dieser Wunsch, der höchste, den ich haben kann, darf mir doch nicht die Schranken überschreiten, die ich ihm gezogen habe; er darf in meine Fassung nicht einbrechen, hinter der das Schicksal selbst mir nichts anhaben soll. Einen Punkt muß der Mensch haben, wo er unerschütterlich auf sich selbst beruht, oder er muß sich jeden Augenblick verloren geben an tausend feindliche Gewalten, die auf ihn eindringen können."

Endlich, in den letzten Tagen des Septembers lößte ein sanfter Tod die Bande, die Fernow's Gattin an ein höchst schmerzhaftes Daseyn gefesselt hielten. Sobald ich die Nachricht von

ihrem Tode erhielt, eilte ich sogleich zu meinem Freunde, um ihn, der so sehr der Pflege bedurfte, und den jetzt nichts mehr an seine verödete Wohnung fesselte, zu bereden, ein Zimmer in meiner Wohnung zu beziehen, wo es mir leichter werden mußte, für ihn das leider nur Wenige zu thun, was in seinem traurigen Zustande die innigste Freundschaft für ihn thun konnte. Seine Kinder hatte eine jetzt auch verstorbene Freundin seiner Frau einstweilen zu sich genommen, bis sie, wie Fernow beabsichtigte, auf das Land in Pension gegeben werden konnten. Fernow brach bei meinem Anblicke in heiße Thränen aus; es war das erste und einzige Mal, daß ich den festen Mann so durchaus erschüttert sah; doch errang er bald wieder seine gewohnte Fassung. Er nahm meinen Vorschlag an, machte eine Auswahl unter seinen Büchern, weil der kleinere Raum, den ich ihm anbieten konnte, ihm nicht vergönnte, alle mitzunehmen, und ließ sich dann in einer Sänfte in meine Wohnung tragen.

Auch hier, so wie früher in Karlsbad und Liebenstein, schien Anfangs die Veränderung der

Wohnung sehr wohlthätig auf ihn zu wirken, er konnte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder schlafen, wahrscheinlich weil er jetzt, da der Tod seine Frau von ihrem unheilbaren Jammer befreit hatte, mit ruhigerm Geiste den Schlaf erwartete, als damals, wo Mitleid und Besorgniß ihn oft wach erhielten. Doch auch dieses Mal hielt diese glückliche Veränderung nicht lange an. In wenigen Wochen war er ganz auf sein Zimmer beschränkt, und konnte ohne die tödtlichste Ermattung, ohne die heftigsten Schmerzen in der Brust und volliger Athemlosigkeit nicht mehr die Treppe nach meinen Zimmern hinabsteigen.

Um diese Zeit hatte Fernow Scarpa's Werk erhalten. Oft wenn ich Morgens zu ihm in's Zimmer trat, fand ich ihn, in dem Buch, dessen Inhalt ich nicht ahnete, aufmerksam lesend, und die dazu gehörigen Kupferstiche, lagen ausgebreitet um ihn her. Freundlich begrüßte er dann die Eintretende, legte das Buch ruhig weg und sprach heiter und theilnehmend von andern Gegenständen. Wer hätte ahnen können, daß er eben sein Todesurtheil gelesen! Und doch war es so. Er sprach mit Niemand darüber, außer

auf Grund Beschl. des Ger. vom 10. Juli 1911 Nr. 1 ist. Es wird gebeten, dies zu beachten. Die Gläubiger werden aufgefordert, ihre Ansprüche und die Urkunden, aus denen sie sich ergeben, bis zum 1. Sept. 1911 anzumelden. Es wird zur Beschlußfassung über die Beibehaltung des ernannten oder die Wahl eines anderen Verwalters, über die Bestellung eines Gläubigerausschusses und eventuell über die in den §§ 132, 134 und 137 der Konk.-Ordn. bezeichneten Gegenstände auf den 15. Sept. 1911, vormittags 10 Uhr, vor das Kgl. Amtsgericht hierselbst, Zimmer Nr. 10, Terrain, Bahnhofstraße, Bahnhofsgebäude, Eingang Bahnhofstraße, Bahnhofsgebäude, Eingang Bahnhofstraße, Bahnhofsgebäude, Eingang

und glaubte, alles anwenden zu müssen, um diese Zwecke zu erreichen. Deshalb lebte er, so lange es anging, fast nur von Trauben oder anderm Obst, ließ oft zur Ader, um den heftigen Andrang des Blutes zu mindern, und befolgte in Allem auf's pünktlichste den Rath des Arztes.

Ruhige Heiterkeit war immer der Ausdruck seines ganzen Wesens gewesen; jetzt, da er über seinen Zustand im Klaren war, gewann diese Heiterkeit etwas unbeschreiblich Rührendes und Erhabenes. Man sah deutlich, es war kein Sonntagsputz, den er anlegte, um vor der Welt damit zu prunken, sie stand ihm natürlich, ohne alle Affektation, sie war der Grundton seines Wesens. Nie gab es eine reinere, unverstelltere Natur, als ihn! Mittheilend, theilnehmend, unterrichtend und lernend, wie es die Umstände mit sich brachten, in leidlichen Stunden gesprächig, launig und witzig sogar; in den Stunden, wo seine Schmerzen größer waren, still duldend, ohne daß je eine Klage ihm entschlüpft wäre. So fanden ihn die ihn besuchenden Freunde, so fand ich ihn, deren Hausgenosse er jetzt war, die zu jeder Stunde zu ihm kam, immer.

Ich will mich da, wo Gewalthaber Recht sprechen, nicht zu sehr hinabgeben, sie möchten mir sonst, wie Jesus Sirach sagt, Schaden thun. Ich will nur ein Wort sagen, das Gott selbst redet, und das ist Psalm 82, 1. Gott steht vor Gericht, und über Recht spricht er: Wie lange wollt ihr richten, und die Gottlosen Person annehmen? Schaffet Recht den Armen und Waisen, helfet dem Elenden und Dürftigen zu Recht, errettet den Geringen und Armen, und helfet ihn aus der Gottlosen Hand. Sie wissen nicht, sie verstehen nichts, sie wandeln im Finstern, darum müssen alle Grundfesten des Landes unsicher werden. Ich habe gesagt: Ihr seid Götter, und Kinder des Höchsten alle mal. Aber ihr werdet sterben wie Menschen, und fallen wie ein Tyrann. Ich will mich da, wo Gewalthaber Recht sprechen, nicht zu sehr hinabgeben, sie möchten mir sonst, wie Jesus Sirach sagt, Schaden thun. Ich will nur ein Wort sagen, das Gott selbst redet, und das ist Psalm 82, 1. Gott steht vor Gericht, und über Recht spricht er: Wie lange wollt ihr richten, und die Gottlosen Person annehmen? Schaffet Recht den Armen und Waisen, helfet dem Elenden und Dürftigen zu Recht, errettet den Geringen und Armen, und helfet ihn aus der Gottlosen Hand. Sie wissen nicht, sie verstehen nichts, sie wandeln im Finstern, darum müssen alle Grundfesten des Landes unsicher werden. Ich habe gesagt: Ihr seid Götter, und Kinder des Höchsten alle mal. Aber ihr werdet sterben wie Menschen, und fallen wie ein Tyrann.

Dante's, Petrarka's, Tasso's und Leonardo da Vinci's Abendmahl hingen um sein Bette; Zoega's Hefte, Nachrichten von dem Neuesten, was die Kunst jetzt in Rom hervorbringt, waren um ihn her ausgebreitet. Jede finstere Idee entfernte er; die ewig junge Kunst, der er von Jugend auf, nachstrebte, für die er Alles opferte, verschönte jetzt sein sinkendes Leben, ihr weihte er jetzt seinen letzten Athemzug.

Arbeit war noch immer seine einzige Erholung; aber er wählte sich Arbeiten, die ihn angenehm beschäftigten. In diesen schmerzenreichen Tagen brachte er die Ausgabe des Tasso, die nach seinem Tode erschien, vollends zu Stande, und übersetzte einige Abhandlungen Merian's, über Dante's und Petrarka's Poesien. Seine liebste Arbeit aber war das Leben Dante's, welches er mit großer Liebe aus den ersten Quellen zusammensetzte, und zum Gegenstück seines Lebens des Ariost bestimmte, was jetzt unter der Presse war. Er wollte das Leben der vier größten Dichter und der vier größten Maler Italiens nach und nach schreiben. Leider ist Dante's Leben nur ein Fragment ge-

Kinder, welche Pfarrer zu seinen Füßen saßen, und Gott dankte ihm dafür.

Wenn Pfarrer Oberlin in sein Haus trat, wo größere Gesellschaft zu treffen war, dann bat er, daß ihm Jedermann ein Lied singen möge, das er gerade wünsche. Da mußte denn Jeder, der es konnte, sein Lied singen, und wenn es auch nur ein kleines Liedchen, ein Kinderlied war. Hatte Jeder sein Lied gesungen, dann sagte Oberlin: Nun, liebe Kinder, jetzt will ich euch auch ein Liedchen singen, das ich gerade gelernt habe. Und dann sang er mit seiner schönen, kräftigen Stimme ein Lied, das Jedermann kannte, und Alle sangen mit. Oft sang er, wie man sagt, auch Arien und Lieder, die nicht Jedermann kannte, und Alle hörten ihm mit Lust zu.

Eine Stunde, bei seinen Besuchen durfte er sich nicht aufhalten, da mußte er gleich weiter. Er hatte so viele Besuche zu machen, daß er sich Jeden nur einen Augenblick widmen konnte. Er hatte ja auch noch so viel zu thun, so viel zu arbeiten, so viel zu schreiben. Er hatte ja auch noch so viele Kranke zu besuchen. Oft kamen auch Kranke zu ihm, die seine Hilfe begehrten. Dann mußte er

ſicherte, daß ihm hier weit beſſer zu Muthe ſey; oben in ſeinem Zimmer hätte er ängſtlich beklommen ſich gefühlt; verſprach von nun an alle Tage zu mir herunter zu kommen, und machte ſogar einige Beſtellungen, die ihm dieſes erleichtern ſollten.

Häusliche Abhaltung verhinderte mich ihn, wie ich gewöhnlich zu thun pflegte, Nachmittags zu beſuchen. Gegen Abend fand ich ihn in ſichtbarer Beklemmung; er klagte, daß er den Beſuch zweier Freunde, die bei ihm geweſen, nicht gehörig hätte annehmen können, ihm ſey zu übel zu Muthe geweſen. Auch jetzt litt er noch viel, und ſtrebte vergebens es zu verbergen. Es zeigten ſich ſogar leichte Spuren von Abweſenheit des Geiſtes, indem er einige Mal unzuſammenhängend ſprach. Doch auch dieſer Zuſtand ging in wenger als einer Stunde vorüber, und der Hofmedikus Hufeland, der eben dazu kam, fand ihn zwar leidend; aber ohne anſcheinend nahe Gefahr.

Den Reſt des Abends brachten wir mit einander wie gewöhnlich zu, ſein Geiſt hatte die ihm eigne Klarheit wieder erlangt. Ich las ihm Dante's Leben vor, ſo weit er es geſchrieben hatte.

Ab initio vero Martii, calcem ad Ilerdam. Ab Ilerda ad Octogesam (hic locatus fuit Pompeius) milia passuum XXV. Ab Octogesa ad Subur milia passuum XXV. Ab Subure Tarraconem milia passuum XXV. Ab Tarracone Barcinonem milia passuum XXV. Ab Barcinone Gerundam milia passuum XXV. Ab Gerunda Emporias milia passuum XXV. Ab Emporiis Ruscinonem milia passuum XXV. Ab Ruscinone Narbonem milia passuum XXV. Ab Narbone Tolosam milia passuum CXX. Ab Tolosa Carcasonem milia passuum XXV. Ab Carcasone Narbonem milia passuum XXV. Ab Narbone Nemausum milia passuum XXV. Ab Nemauso Arelatem milia passuum XXV. Ab Arelate Massiliam milia passuum XXV. Ab Massilia Antipolim milia passuum XXV. Ab Antipoli Cemenelum milia passuum XXV. Ab Cemenelo Varum flumen milia passuum XXV. Ab Varo flumine Nicaeam milia passuum XXV. Ab Nicaea Monoecum milia passuum XXV. Ab Monoeco Lunam milia passuum XXV. Ab Luna Lucam milia passuum XXV. Ab Luca Pisas milia passuum XXV. Ab Pisis Florentiam milia passuum XXV. Ab Florentia Fesulas milia passuum XXV. Ab Fesulis Bononiam milia passuum XXV. Ab Bononia Mutinam milia passuum XXV. Ab Mutina Regium milia passuum XXV. Ab Regio Parmam milia passuum XXV. Ab Parma Placentiam milia passuum XXV. Ab Placentia Laudem milia passuum XXV. Ab Laude Cremonam milia passuum XXV. Ab Cremona Bedriacum milia passuum XXV. Ab Bedriaco Veronam milia passuum XXV. Ab Verona Vicetiam milia passuum XXV. Ab Vicetia Patavium milia passuum XXV. Ab Patavio Altinum milia passuum XXV. Ab Altino Concordiam milia passuum XXV. Ab Concordia Opitergium milia passuum XXV. Ab Opitergio Tarvisium milia passuum XXV. Ab Tarvisio Aquileiam milia passuum XXV. Ab Aquileia Tergestem milia passuum XXV. Ab Tergeste ad Formionem milia passuum XXV. Ab Formione Nauportum milia passuum XXV. Ab Nauporto Emonam milia passuum XXV. Ab Emona Longaticum milia passuum XXV. Ab Longatico Adpontem milia passuum XXV. Ab Adponte Celeiam milia passuum XXV. Ab Celeia Petovionem milia passuum XXV. Ab Petovione Poetovionem milia passuum XXV. Ab Poetovione Mursiam milia passuum XXV. Ab Mursia Cibalim milia passuum XXV. Ab Cibalis Sirmium milia passuum XXV. Ab Sirmio Cassadem milia passuum XXV. Ab Cassade Taurunum milia passuum XXV. Ab Taurunum Singidunum milia passuum XXV. Ab Singidunum Viminacium milia passuum XXV. Ab Viminacio Margum milia passuum XXV. Ab Margo Naissum milia passuum XXV. Ab Naisso Serdicam milia passuum XXV. Ab Serdica Philippopolim milia passuum XXV. Ab Philippopoli Hadrianopolim milia passuum XXV. Ab Hadrianopoli Bizyen milia passuum XXV. Ab Bizye Perinthum milia passuum XXV. Ab Perintho Heracleam milia passuum XXV. Ab Heraclea Selymbriam milia passuum XXV. Ab Selymbria Chalcedonem milia passuum XXV. Ab Chalcedone Nicomediam milia passuum XXV. Ab Nicomedia Helenopolim milia passuum XXV. Ab Helenopoli Gangram milia passuum XXV. Ab Gangra Pompeiopolim milia passuum XXV. Ab Pompeiopoli Ancyram milia passuum XXV. Ab Ancyra Pessinuntem milia passuum XXV. Ab Pessinunte Dorylaeum milia passuum XXV. Ab Dorylaeo Nicaeam milia passuum XXV. Ab Nicaea Nicomediam milia passuum XXV. Ab Nicomedia Helenopolim milia passuum XXV. Ab Helenopoli Tavium milia passuum XXV. Ab Tavio Comanam milia passuum XXV. Ab Comana Archelaidem milia passuum XXV. Ab Archelaide Caesaream milia passuum XXV. Ab Caesarea Eusebiam milia passuum XXV. Ab Eusebia Melitenen milia passuum XXV. Ab Melitene Samosatam milia passuum XXV. Ab Samosata Zeugmam milia passuum XXV. Ab Zeugmate Batnas milia passuum XXV. Ab Batnis Carras milia passuum XXV. Ab Carris Edessam milia passuum XXV. Ab Edessa Hierapolim milia passuum XXV. Ab Hierapoli Bambycen milia passuum XXV. Ab Bambyce Beroeam milia passuum XXV. Ab Beroea Antiochiam milia passuum XXV. Ab Antiochia Seleuciam milia passuum XXV. Ab Seleucia Laodiciam milia passuum XXV. Ab Laodicia Gabulim milia passuum XXV. Ab Gabulis Tripolim milia passuum XXV. Ab Tripoli Botrum milia passuum XXV. Ab Botro Byblum milia passuum XXV. Ab Byblo Berytum milia passuum XXV. Ab Berytho Sidonem milia passuum XXV. Ab Sidone Tyrum milia passuum XXV. Ab Tyro Ptolemaidem milia passuum XXV. Ab Ptolemaide Caesaream milia passuum XXV. Ab Caesarea Iamniam milia passuum XXV. Ab Iamnia Azotum milia passuum XXV. Ab Azoto Ascalonem milia passuum XXV. Ab Ascalone Gazam milia passuum XXV. Ab Gaza Rhinocolurum milia passuum XXV. Ab Rhinocolura Casium milia passuum XXV. Ab Casio Pelusium milia passuum XXV. Ab Pelusio Heliopolim milia passuum XXV. Ab Heliopoli Babylonem milia passuum XXV. Ab Babylone Memphim milia passuum XXV. Ab Memphi Aphroditen milia passuum XXV. Ab Aphrodite Hermupolim milia passuum XXV. Ab Hermupoli Antaeopolim milia passuum XXV. Ab Antaeopoli Ptolemaidem milia passuum XXV. Ab Ptolemaide Panopolim milia passuum XXV. Ab Panopoli Diospolim milia passuum XXV. Ab Diospoli Tentyrim milia passuum XXV. Ab Tentyra Coptum milia passuum XXV. Ab Copto Hermontim milia passuum XXV. Ab Hermonthi Latopolim milia passuum XXV. Ab Latopoli Apollinopolim milia passuum XXV. Ab Apollinopoli Parembolen milia passuum XXV. Ab Parembole Berenicen milia passuum XXV. Ab Berenice Ptolemaidem milia passuum XXV. Ab Ptolemaide Adulim milia passuum XXV. Ab Adulis Coloen milia passuum XXV. Ab Coloe Axumam milia passuum XXV. Ab Axuma Agisymbam milia passuum XXV. Ab Agisymba Nilum milia passuum XXV. Ab Nilo Gangen milia passuum XXV. Ab Gange Palimbothram milia passuum XXV. Ab Palimbothra Calliperiam milia passuum XXV. Ab Calliperia Tamalitem milia passuum XXV. Ab Tamalite Dosariten milia passuum XXV. Ab Dosarite Sadanam milia passuum XXV. Ab Sadana Sabarim milia passuum XXV. Ab Sabari Coccobocam milia passuum XXV. Ab Coccoboca Berobim milia passuum XXV. Ab Berobi Agrippinam milia passuum XXV. Ab Agrippina Rigodulum milia passuum XXV. Ab Rigodulo Treverim milia passuum XXV. Ab Treveris Remos milia passuum XXV. Ab Remis Catalaunos milia passuum XXV. Ab Catalaunis Parisios milia passuum XXV. Ab Parisiis Melodunum milia passuum XXV. Ab Melodunis Agedincum milia passuum XXV. Ab Agedincis Autessiodurum milia passuum XXV. Ab Autessiodoro Avallonem milia passuum XXV. Ab Avallone Bibracten milia passuum XXV. Ab Bibracte Cabillonem milia passuum XXV. Ab Cabillone Matisconem milia passuum XXV. Ab Matisco Lugdunum milia passuum CXX. Ab Lugduno Augustodunum milia passuum XXV. Ab Augustoduno Cabillonem milia passuum XXV. Ab Cabillone Caballinum milia passuum XXV. Ab Caballino Vesontionem milia passuum XXV. Ab Vesontione Epamanduodurum milia passuum XXV. Ab Epamanduodoro Largitzam milia passuum XXV. Ab Larga Visontiam milia passuum XXV. Ab Visontia Basilaeam milia passuum XXV. Ab Basilea Argentoratum milia passuum XXV. Ab Argentorato Brocomagum milia passuum XXV. Ab Brocomago Nemetacum milia passuum XXV. Ab Nemetaco Noviomagum milia passuum XXV. Ab Noviomago Bingium milia passuum XXV. Ab Bingio Moguntiacum milia passuum XXV. Ab Moguntiaco Borbetomagum milia passuum XXV. Ab Borbetomago Spiram milia passuum XXV. Ab Spira Argentoratum milia passuum XXV. Ab Argentorato Saletionem milia passuum XXV. Ab Saletione Rauracos milia passuum XXV. Ab Rauracis Vindonissam milia passuum XXV. Ab Vindonissa Tigurum milia passuum XXV. Ab Tigure Brigantiam milia passuum XXV. Ab Brigantia Curiam milia passuum XXV. Ab Curia Clunam milia passuum XXV. Ab Clunia Caesaraugustam milia passuum XXV. Ab Caesaraugusta Ilerdam milia passuum XXV. Ab Ilerda Octogesam milia passuum XXV. Ab Octogesa

verlaſſen; Fernow ſelbſt forderte mich dazu auf, verſicherte, daß er ſich nicht kränker fühle als ſonſt, und wollte nicht einmal erlauben, daß der Bediente die Nacht bei ihm bleibe. Sein letzter Abſchied von mir war ein freundlicher Händedruck, und da ich vergebens ſtrebte, meine innere Angſt zu verbergen, die mit lächelndem Ernſt ausgeſprochenen Worte: „Ich hoffe, Sie werden immer vernünftig ſeyn.“

Ich ſchied endlich, unter der Bedingung, heute noch einmal nach ihm ſehen zu dürfen, doch als ich eben von ihm gegangen war, ließ er mir ſagen: „Ich möge dieſen Abend nicht wieder zu ihm kommen, er ſey ermüdet, und hoffe zu ſchlafen.“

So war ich denn auf immer von ihm geſchieden. Ich fühlte keine Ahnung des Niewiederſehens, als ich von ihm ging, aber wohl Furcht vor großen Leiden, die ſeiner noch zu harren ſchienen. Wohlthätig verkürzte die gütige Natur ſie ihm, der mit ſo inniger Liebe an ihr hing, und ſtets treu ihren Geſetzen folgte, durch einen ſanften Tod.

Am folgenden Morgen fand der zur gewohn-

ist Wasser in die Leitungen. Nehmen die auf diesen Turm, wie die Bäume vom ganzen Berge, ihre Nahrung, so ist es kein Wunder, daß sie so groß werden.

Wenn man nun das Wasser in den Leitungen haben will, so muß man nur den Hahn öffnen, der sich an jedem Hause befindet, und das Wasser kommt heraus.

Wenn man aber das Wasser nicht haben will, so muß man den Hahn zumachen, und es kommt nicht heraus.

Ich glaube, Sie haben Durst, Herr Lehrer, und wollen Wasser trinken. Ich will Ihnen welches holen. Hier ist ein Glas. Ich will es mit Wasser füllen. Nun, Herr Lehrer, trinken Sie!

Ich danke Ihnen, Herr Lehrer, ich habe keinen Durst mehr.

redliches Herz werden mir und Allen, die Dich kannten, unvergeßlich seyn.“

So endigte Fernow die Rede, die er seinem Freunde Carstens neben der Pyramide des Cestius hielt. Es sey mir vergönnt mit diesen seinen Worten auch diesen Versuch seiner Biographie zu endigen.

Bei F. A. Brockhaus ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Huber, Therese, die Ehelosen. Zwei Bände. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Dies ist die letzte größere Arbeit der nun dahingeschiedenen edlen Verfasserin und ich erlaube mir zugleich auf folgende ihrer frühern Schriften, die in meinem Verlage erschienen sind, aufmerksam zu machen:

Huber, Therese, Hannah, der Herrnhutherin Deborah Findling. 1821. 8. 2 Thlr.

— —, Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. Zwei Theile. 1822. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— —, Jugendmuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1824. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Landolph (Capitain), Denkwürdigkeiten. Die Geschichte seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet von Th. Huber. 1825. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. Zwei Theile. 1829. gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.

Herabgesetzte Preise trefflicher Uebersetzungen der italienischen Dichter Dante, Petrarca, Tasso.

Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kanne-

gießer. Zweite, sehr veränderte Auflage, 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses. 1825. Gr. 8. 60¼ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier. Früherer Preis 6 Thlr.

Jetzt für zwei Thaler zwölf Groschen.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. 31¼ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für einen Thaler.

Wer beide Schriften zusammen nimmt, erhält sie für drei Thaler.

Die Verdienste dieser Uebersetzungen des Dante sind allgemein anerkannt und ich bemerke daher nur, daß der Göttlichen Komödie Einleitungen und ausführliche Commentare beigefügt sind, von den lyrischen Gedichten aber es weder in Italien eine vollständige Ausgabe des Originals noch in Deutschland irgend eine Uebersetzung gibt.

Le rime di Francesco Petrarca. Francesco Petraca's italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. 2 Theile. 1818—19. 63 Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 5 Thaler.

Jetzt für zwei Thaler.

Das Original ist dieser anerkannt gelungenen Uebersetzung gegenübergedruckt und die schwierigen Stellen sind in Anmerkungen erklärt.

Eine gute Zugabe hierzu bildet:
Francesco Petrarca, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichnissen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. $22^1/_4$ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Jetzt für zwölf Groschen.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. 1822. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. Früherer Preis 3 Thlr.

Jetzt für einen Thaler.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß. Mit gegenübergedrucktem Originaltext. 2 Bde. 1822. Gr. 8. $51^1/_2$ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. Früherer Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Jetzt für einen Thaler zwölf Groschen.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Streckfuß'sche Uebersetzung die Reize des Originals am treusten wiedergibt und sich wie dieses durch anmuthige Leichtigkeit auszeichnet.

Hierzu bildet eine interessante Zugabe:
Torquato Tasso's Leben und Charakteristik, nach Ginguéné dargestellt und mit ausführlichen Ausgabenverzeichnissen seiner Werke begleitet von Friedrich Adolf Ebert. 1819. 8. $20^1/_2$ Bogen auf Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für zwölf Groschen.

Bei J. D. Sauerländer ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abraham a Santa Clara, Merk's! Ein curiöses Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Lesewelt wieder an's Licht gestellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 12. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken; oder: Auf, auf, ihr Christen! Das ist: eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zusammengetragen. gr. 12. Geheftet. 22½ Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Es sind dies zwei der witzigsten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche seit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der ersten Ausgabe als ein zusammenhängendes Ganzes in lesbarer Erneuerung erscheinen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Geh. Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Die Hallische, Jenaische und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Conversationsblatt, die Blätter für literarische Unterhaltung, Hesperus u. A. haben sich über dieses Werk auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Das ausgezeichnete Darsteller-Talent, die

leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfassers, der reizende Wechsel der Gegenstände, das Interesse, das den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt, und der elegante Styl sowie die Wahl der Gegenstände, die treue, stets aus dem Leben gegriffene Darstellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfasser einführt, in welchem er uns heimisch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit welchen er verkehrt und die er so treffend schildert, — alles das sind Vorzüge, welche die eben so unterhaltenden, als lehrreichen Bilder aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreisen einen so großen Beifall gewonnen haben.

Adrian, Dr., die Priesterinnen der Griechen. 8. 1822. Geh. 22½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenstand, den der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser in diesem Werke behandelt, ist zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um dasselbe in die Kreise der gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Döring, Georg, die freie Flur am Main, eine poetische Skizze. gr. 8. 1818. Geh. 5 Sgr. oder 18 kr.

— — Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. 8. Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

Die anziehende, geist- und gemüthreiche Weise des Herrn Verfassers ist der deutschen Lesewelt zu bekannt, als daß wir sie auf diese lieblichen Erzählungen erst aufmerksam zu machen brauchten.

Döring, Georg, Phantasiegemälde für 1829. 8. Geh. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

Dieses Werk erfreut sich schon seit einer Reihe von Jahren einer so ausgezeichneten Gunst des Pub-

likums, daß es überflüssig scheinen dürfte, diesen Jahrgang noch besonders zu empfehlen. Dennoch halten wir es für unsere Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß die reiche Phantasie des Verfassers sich hier in einer Fülle entfaltet, wie noch in keinem der frühern Jahrgänge, indem sie, bald das Meer, bald England und Frankreich, bald selbst das üppig herrliche Ostindien zum Schauplatze ihrer höchst anziehenden Darstellungen macht.

Döring, Georg, Phantasiegemälde für 1830. Mit einem Titelkupfer von Fleischmann. Cartonirt Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

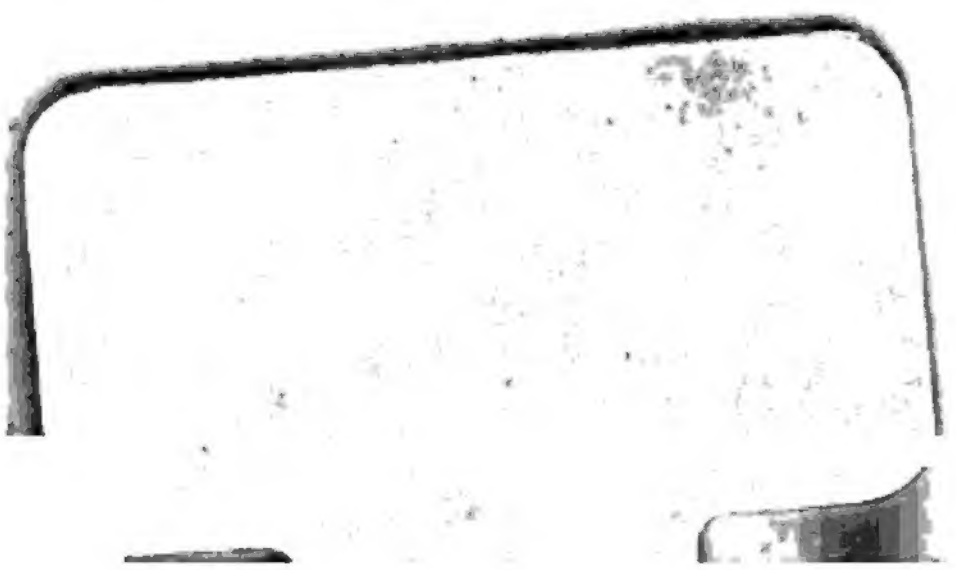
So wie der Verfasser dieses Werkes in früheren Jahrgängen das Leben und die Natur unter fremden Zonen, wahr und lebensfrisch, dargestellt hat, so malt er in diesem Jahrgange mit gleich lebendigen und treffenden Farben das Leben unserer höheren geselligen Kreise, mit seinen anziehenden Gestalten und seinen abstoßenden Zerrbildern, mit seinem blendenden Glanze und seinen entstellenden Flecken. Dabei wird ein freundliches Gemüthsleben nicht vernachlässigt, in das wir aus jenem rauschenden, täuschenden Treiben gern eintreten.

Döring, Georg, Sonnenberg. Eine Novelle in drei Theilen. 12. Geh. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 24 kr.

Wir dürfen dieses neue Product des beliebten Herrn Verfassers mit um so größerem Rechte empfehlen, da hier das Interesse der Dichtung selbst und zugleich die Wahl des historischen Hintergrundes, auf welchem jene erscheint, von hoher Bedeutung für den deutschen Leser sind. Es ist dies wohl die erste historische Novelle, die, indem die reizendsten Gegenden unsers Vaterlandes ihr zur Scene dienen, einen allgemein wichtigen Zeitabschnitt umfaßt.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google